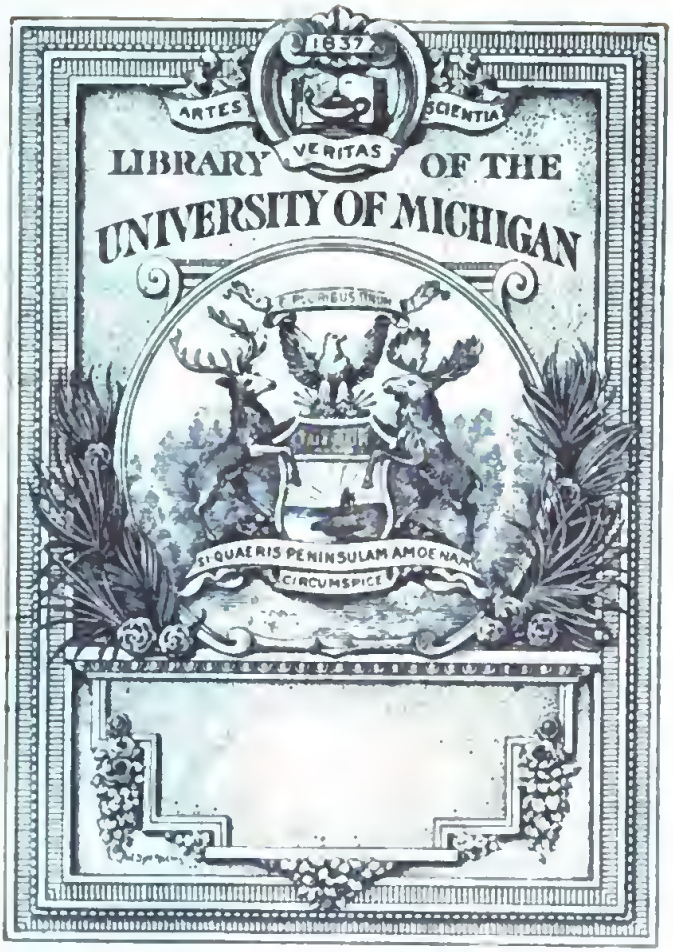
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



THE GIFT OF

Dr. H L. Conte.

830.6
D58

Prospekt.

Mit vorliegendem Bande beginnt unsere

Bibliothek
der
Unterhaltung und des Wissens

ihren sechzehnten Jahrgang 1892. Die im vorigen Jahre getroffenen Aenderungen: **Das neue, elegante äußere Gewand, die beträchtliche Vermehrung des Inhalts** sind von einem großen Erfolge begleitet gewesen, denn sie haben uns

viele Tausende neuer Abonnenten

zugeführt. Es soll uns dies ein neuer Sporn sein, an der Aufrechterhaltung unseres Programms:

☞ den vielen Bücherliebhabern, denen dies wegen der
☞ damit verbundenen großen Kosten bisher nicht ver-
☞ gönnt gewesen war, Gelegenheit zur Anlegung einer
☞ wirklich gediegenen, Belehrung und Unter-
☞ haltung zugleich bietenden

Privatbibliothek

zu gewähren, mit allen Kräften fortzuarbeiten. In diesem Bestreben bitten wir, uns durch recht zahlreiche Betheiligung an der Subskription unterstützen zu wollen.

Die **Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens** erscheint vollständig in 13 vierwöchentlichen, elegant in englische Leinwand gebundenen Bänden mit Goldrücken und Deckelpressung.

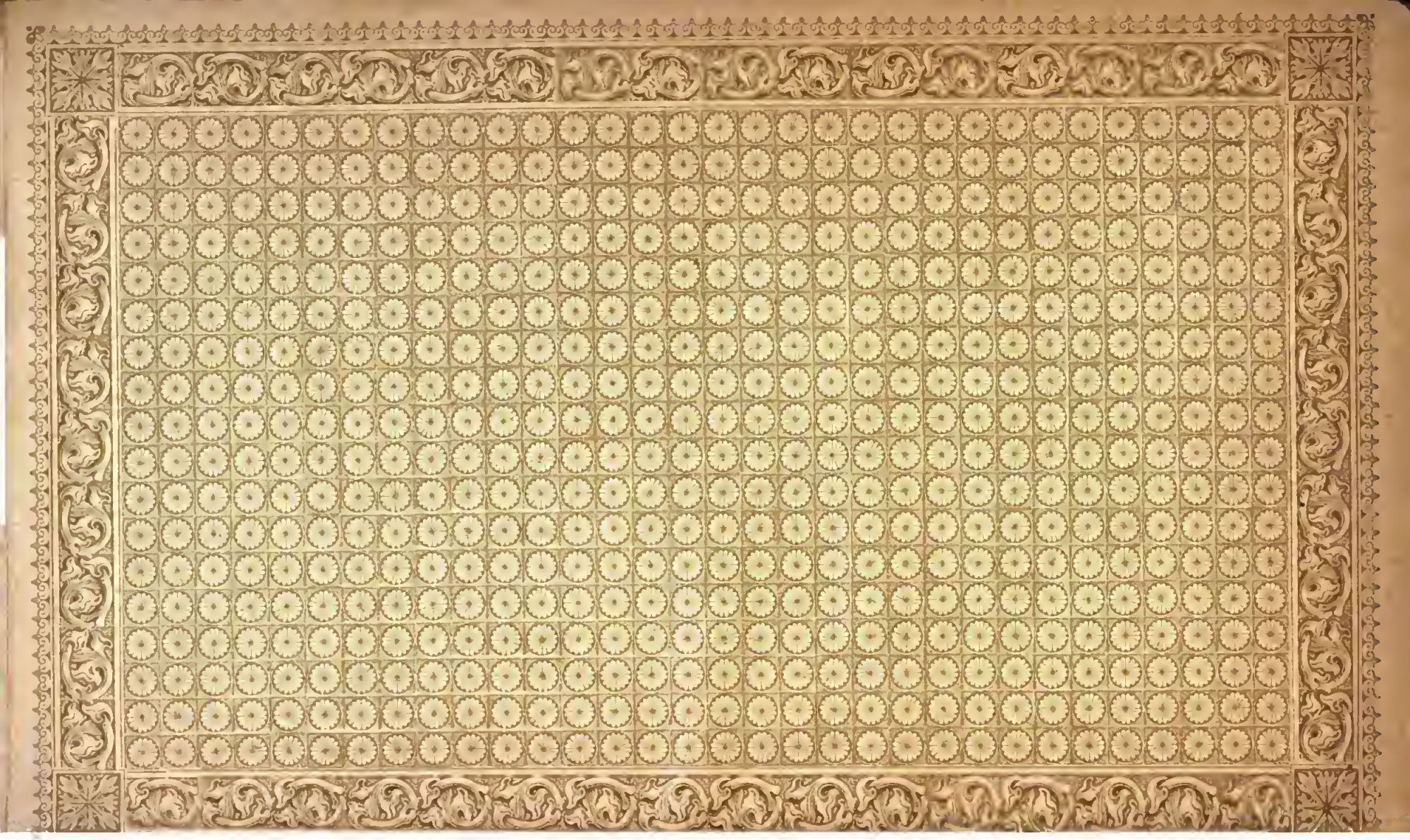
Um die Anschaffung auch weniger Bemittelten zu ermöglichen, beträgt der Abonnements-Preis

nur 75 Pf. für den Band,

ein Preis, zu welchem der Buchbinder im Einzelnen noch nicht einmal den bloßen Einband zu liefern im Stande wäre.

Stuttgart.

Die Redaktion
und Verlagsbuchhandlung.



Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1892.

Erster Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Digitized by Google

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Verborgene Schätze. Roman von Reinhold Ortmann 5

Wilde Triebe. Novelle von Anton v. Perfall . . . 76

Im Forsthaus zu Rastede. Eine Liebestragödie aus vergangenen Tagen. Mitgetheilt von Johannes Wille 174

Der deutsche Reichshaushalt. Skizze von A. Oskar Klaußmann 192

Beiträge zur Schönheitspflege. Von Theo Seelmann. I. Die Pflege des Gesichts 202

Die Gefahren der Elektrizität. Ein Wort zur Aufklärung. Von Th. v. Wittenbergk 215

Mannigfaltiges:

Ein Studentenabenteuer in Weimar 223

Ausgestopfte Menschen 227

Die Wahrheit über den Tulpenschwindel . . . 231

Der Hecht als Strandräuber 233

Die Nationalhymne von Tahiti 235

Die Blindenloge in der Pariser Großen Oper . 236

Gelehrteneifer 237

Die Litauer ꝛc. 237

Die Entstehung der alten französischen Kaisergarde ꝛc. 238

Das mißverstandene Stichwort 239

Heirath bei den Buschmännern 240

Ein Eingefleischter 240

Die Kaiserin muß 240

240422

Verborgene Schätze.

Roman

von

Reinhold Ortmann.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Hundertfünfzigtausend Mark! — Das ist eine gewaltige Summe, mein lieber Walter, und Sie müssen mich für sehr reich halten, wenn Sie glauben, daß ich ein solches Kapital innerhalb weniger Wochen flüssig zu machen vermag."

Ein langer hagerer Mann von fünfzig und einigen Jahren war es, der diese Worte sprach. Er sah allerdings nicht gerade aus wie Jemand, der über riesengroße Reichthümer zu verfügen hat, und seiner äußeren Erscheinung nach würde man ihn sicherlich viel eher für einen bäuerlichen Landwirth oder einen altmodischen Dorfschullehrer, denn für einen Kapitalisten gehalten haben. Ein bis zum Halse geschlossener, langschößiger Rock von kaffeebrauner Farbe legte sich in mannigfachen, unschönen Falten um seinen mageren Oberkörper. Harte, ausgearbeitete, sonnenverbrannte Hände tauchten aus den engen Aermeln hervor, und sonnenverbrannt, hart und durcharbeitet gleich ihnen erschien auch das lange, bartlose Gesicht über der steifen, schwarzen Halsbinde und den schneeweißen Kragenzipfeln. Dieser große, eckige Kopf hatte ganz das Ansehen einer uralten Holzschnitzerei, und nur

die scharfen, fast jugendlich hellen Augen, die so klar daraus hervorblickten, gaben ihm den Ausdruck warm pulsirenden Lebens.

Mit bedächtiger Langsamkeit hatte er jene Antwort gegeben, und die natürliche Rauhheit seiner tiefen Stimme ließ sie ein wenig unfreundlich klingen, obwohl sich in den Zügen seines Antlitzes und in seiner ruhigen Körperhaltung nicht verrieth, daß das beabsichtigt gewesen sei. Und der junge, höchstens sechsundzwanzigjährige Mann, dem die Erwiederung gegolten hatte, mußte sie denn auch wohl keineswegs für eine bündige Zurückweisung nehmen, da er, sich in seinen eleganten Schreibsessel zurücklehnend, mit einem leichten Lächeln sagte: „Auch wenn ich nicht selbst ein Kapital von beiläufig neunzigtausend Mark für Sie zu verwalten hätte, würde ich gut genug wissen, mein verehrter Herr Rocholl, daß auch die Beschaffung einer dreifach größeren Summe, wie ich sie da genannt, für Sie keine ernstlichen Schwierigkeiten haben würde. Es fragt sich eben nur, ob Sie Willens sind, mir und sich selbst diesen guten Dienst zu leisten. Ich wiederhole, daß Sie nach Belieben die Höhe des Antheils bestimmen mögen, der Ihnen von dem Gewinn des Unternehmens zufallen soll."

Herr Rocholl faltete die sehnigen braunen Hände über den vergilbten Elfenbeingriff seines Stockes und wiegte fast unmerklich das Haupt.

„Dies Anerbieten habe ich vorhin absichtlich überhört. Da Sie nun aber darauf zurückkommen — wollen Sie, daß ich Ihnen ehrlich meine Meinung darüber sage?"

Ein Schatten des Unbehagens glitt über das hübsche blasse Gesicht des jungen Mannes, der in seiner modisch vornehmen Kleidung inmitten dieses für ein Arbeitszimmer geradezu verschwenderisch ausgestatteten Raumes wahrlich einen sehr auffallenden Gegensatz zu seinem Besucher bildete

Er fuhr mit der frauenhaft zierlichen Hand nervös durch das dichte, wellige Haupthaar, ehe er mit etwas erzwungen klingender Verbindlichkeit antwortete: „Es ist selbstverständlich, daß dem besten und treuesten Freunde meines Vaters dies Recht auch da noch zusteht, wo ich zögern würde, es irgend einem Anderen einzuräumen."

„Nun wohl, mein lieber Walter: ich meine, wenn ein Bankier, ein Kaufmann, solche Anerbietungen macht, muß er entweder mit der Absicht umgehen, nach irgend einer Seite hin falsches Spiel zu treiben, oder er muß sich in einer verzweifelten Lage befinden. Da ich Sie des Ersteren nicht für fähig halte, bleibt mir also nur übrig, das Letztere zu vermuthen."

Der Andere hatte erst die Hände auf die Sessellehne gelegt, wie wenn er heftig aufspringen wollte; dann aber war es vielleicht ein Blick in das unbewegte, wie aus Stein gemeißelte Gesicht des älteren Mannes gewesen, der ihn davon zurückgehalten hatte. Er ließ ihn jedenfalls zu Ende reden, ohne ihn zu unterbrechen, und erst nach einem längeren Schweigen antwortete er, die Augen auf das verschnörkelte Muster des Smyrna-Teppichs heftend, mit gedämpfter Stimme: „Mancher Andere an meiner Stelle würde solche Worte für eine Beleidigung halten, Herr Rocholl; ich aber weiß ja, daß Sie nun einmal eine gewisse Vorliebe für starke Ausdrücke haben, und nach all' den uneigennützigen Freundschaftsdiensten, welche Sie meinem verewigten Vater geleistet, würde es mir zudem wohl schlecht anstehen, wenn ich den Empfindlichen spielen wollte. Aber — bei allem Respekt vor Ihrer Weltkenntniß: diesmal haben Sie doch gar zu eilig Ihre Schlüsse gezogen. Eine vorübergehende Knappheit der verfügbaren Mittel braucht doch nicht nothwendig gleich eine sehr verzweifelte Lage zu sein."

„Freilich nicht! Aber zu Lebzeiten Ihres Vaters

konnte für die Firma Theodor Jasmund eine solche ‚Knappheit' niemals eintreten. Ihr Vater verfügte für jede seiner Unternehmungen über einen Kredit, der es ihm ersparte, sich seine Betriebsmittel durch Anerbietungen so ungeheuerlicher Art zu verschaffen."

„Die Verhältnisse im geschäftlichen Leben haben sich eben während der letzten Jahre allgemein geändert. Man ist vorsichtiger geworden, und allerorten macht sich ein Mißtrauen geltend, wie es in den guten alten Zeiten wohl schwerlich vorhanden war."

„So scheint es! Aber bis zum gestrigen Tage lebte ich doch in dem felsenfesten Glauben, daß wenigstens die Firma Theodor Jasmund gegen solches Mißtrauen unbedingt gesichert sei. Es hat mir einen bitteren Schmerz bereitet, daß ich zu den vielen anderen Enttäuschungen meines Lebens nun auch noch diese erfahren mußte."

Jetzt war Walter Jasmund wirklich von seinem Sessel aufgefahren. Eine heiße Röthe hatte für einen Augenblick seine Wangen überzogen, um dann desto tieferer Blässe zu weichen.

„Bis gestern — sagen Sie? Und was ist gestern geschehen, das Sie zu dem Glauben bringen konnte, man hege Zweifel in die Solidität meiner Firma?"

„Ich empfing einen Brief, in welchem ich geradezu vor Ihnen gewarnt wurde, Walter! Man ertheilte mir den Rath, das Kapital, das ich Ihnen anvertraut habe, so schnell als möglich zurückzuziehen."

„Ah, das ist unerhört, das ist schändlich! Sie werden mir den Namen des niederträchtigen Verleumders nennen, damit ich ihn vor dem Richter zur Rechenschaft ziehen kann."

Verneinend bewegte Rocholl den Kopf. „Da ich die Ueberzeugung habe, daß es sich nicht um eine Verleumdung handelt, werde ich Ihnen den Namen nicht nennen,

Walter! Der Mann, welcher mir jenen Rath ertheilte, ist von mir seit Jahrzehnten als ein redlicher, gewissenhafter Mensch und als ein treuer Freund erprobt worden. Ich fürchte, es würde ihn wenig beunruhigen, wenn er gezwungen werden sollte, öffentlich Rechenschaft abzulegen über die lautere Wahrhaftigkeit seiner Worte."

Mit gesenkten Lidern und düster gefurchter Stirn begann Walter Jasmund im Zimmer auf und nieder zu schreiten, während der hagere Mann in dem kaffeebraunen Rock unbeweglich wie eine Statue auf seinem Platze verharrte. Die schweren Athemzüge des jungen Bankiers und das leise, fast unangenehm hastige Ticken der kostbaren Stutzuhr auf dem Schreibtisch waren minutenlang die einzigen Laute, welche die peinliche Stille unterbrachen.

Dann trat Walter an den Schreibtisch, und indem er mit bebenden Fingern in einem Stoß von Papieren blätterte, fragte er mit erkünsteltem Gleichmuth: „Sie sind also nach Berlin gekommen, um Ihr Guthaben aus meinem Geschäfte zurückzuziehen, Herr Rocholl?"

„Ich bin nicht reich genug und wohl auch nicht leichtsinnig genug veranlagt, um eine Warnung, wie sie mir gestern zu Theil geworden ist, ganz unbeachtet in den Wind zu schlagen. Ich habe mich aufgemacht, um von Ihnen selbst zu erfahren, wie es stände, und ich wußte, daß Sie mich nicht belügen würden, Walter; denn es war der Stolz ihres Vaters und sein Trost noch auf dem Sterbebette, daß er Sie weder als Knaben noch als Jüngling auf einer Unwahrheit ertappt hatte."

Als hätte ihn diese abermalige Erinnerung an seinen Vater mit besonderer Schwere getroffen, schlug Walter plötzlich beide Hände vor das Gesicht, und seine Schultern zuckten, wie wenn er mit dem Aufgebot seiner ganzen Manneskraft ein heiß aufsteigendes Weinen zurückdrängen müßte.

Als er sich endlich wieder gegen Rocholl hinwandte, war ein Zug finsterer Entschlossenheit in seinem Gesicht.

„Ihre Erwartung soll Sie nicht betrogen haben, obwohl man es schwerlich eine Lüge im landläufigen Sinne des Wortes nennen darf, wenn ein Kaufmann die mißlichen Verhältnisse, deren er noch Herr zu werden hofft, vor fremden Augen verhehlt. Ja, ich befinde mich in einer ungünstigen Lage, und wenn auch für den Augenblick eine unmittelbar drohende Gefahr für den Bestand der Firma vielleicht noch nicht vorhanden ist, so würde ich doch den Eintritt einer Katastrophe nach Verlauf von drei oder vier Monaten kaum noch verhindern können, wenn ich nicht inzwischen durch ein wirklich glänzendes Geschäft die Mittel erhalte, alle Schwierigkeiten zu beseitigen. Wie es dahin kommen konnte, ließe sich wohl schwerlich mit wenig Worten erklären, selbst wenn ich in diesem Augenblick aufgelegt wäre, allen Ursachen meines Unglückes nachzuspüren. Vielleicht war es nur die Ungunst des Schicksals, gegen die Niemand gewappnet ist, und deren verderbliche Macht auch der beste und umsichtigste Kaufmann gelegentlich an sich erfahren kann; vielleicht auch war ich bei des Vaters Tode mit meinen vierundzwanzig Jahren zu jung für die selbstständige Leitung eines Bankhauses, um dessen inneres Getriebe ich mich bis dahin, im Vertrauen auf meines Vaters scheinbar eisenfeste Gesundheit, leider herzlich wenig gekümmert hatte. Aber mag es nun das Eine oder das Andere, oder mag es ein verhängnißvolles Zusammenwirken doppelten Mißgeschicks gewesen sein, das mich an den Rand des Abgrunds brachte — die Thatsache selbst ist vorhanden, und ich bin gezwungen, mit ihr zu rechnen. Hätte ich die Lage vor einem Jahre so klar überschaut, wie jetzt, so hätte sich möglicherweise durch gesteigerte Emsigkeit und durch vorsichtige Zurückhaltung von einer Anzahl unsicherer

Geschäfte das Gleichgewicht ohne außergewöhnliche Maßnahmen wieder herstellen lassen; jetzt aber ist die Summe der Verluste zu gewaltig angewachsen, als daß so einfache Mittel genügten, das Aeußerste abzuwenden. Nur ein außerordentlicher Glücksfall kann mich retten, und es ist wahrlich eine Gunst des Himmels, auf die ich kaum noch zu hoffen wagte, daß sich mir gerade in diesem Augenblick ein Geschäft darbietet, an welchem mühelos Hunderttausende verdient werden können, ohne daß eine nennenswerthe Gefahr damit verbunden wäre."

„Solche Geschäfte sind sehr selten, mein junger Freund! Wollen Sie mir über das von Ihnen in's Auge gefaßte nicht einige nähere Aufschlüsse geben?"

Walter Jasmund zögerte. „Ich habe mich eigentlich verpflichten müssen, bis auf Weiteres strengste Verschwiegenheit zu bewahren; denn die Sache ist so verlockend, daß mir sicherlich ein Anderer zuvorkäme, wenn sie allgemein bekannt würde."

„Sie können mir das Geheimniß also nicht anvertrauen? Ja, das ist sehr schlimm, lieber Walter, denn Sie konnten doch wohl nicht im Ernst erwarten, daß ich einen großen Theil meines Vermögens für ein Unternehmen hergeben würde, von dessen Beschaffenheit ich keine Ahnung habe."

Er ließ die Hände von dem Stockgriff herabgleiten und rückte an seiner Halsbinde wie Jemand, der sich anschickt, aufzubrechen. Mit einer hastigen Bewegung trat der Bankier an seine Seite.

„Sie dürfen mein Zaudern nicht für Mißtrauen halten, verehrter Herr Rocholl; denn ich würde Ihnen sogleich offen und rückhaltlos Alles dargelegt haben, wenn ich nicht auch auf die Interessen Anderer Rücksicht zu nehmen hätte. Lediglich deshalb und natürlich nur der Form wegen erbitte ich mir Ihr Wort, daß Sie von dem, was

ich Ihnen jetzt zu eröffnen gedenke, weder zu Ihrem eigenen Nutzen Gebrauch machen, noch irgend einem Anderen etwas mittheilen werden."

„Da ich weder ein Spekulant noch ein altes Weib bin, hätten Sie sich auch diese Formalität füglich ersparen können."

Der Bankier rückte sich einen Stuhl ganz dicht neben denjenigen seines Besuchers, und, nachdem er noch einen raschen Blick nach der Thür geworfen hatte, flüsterte er ihm fast in's Ohr: „Kennen Sie vielleicht zufällig das Gut Kliffborn, das ja nicht allzu weit von dem Ihrigen entfernt sein kann?"

„Gewiß kenne ich es. Ein schlecht bewirthschaftetes Stück Lüneburger Haide! Hoffentlich ist es nicht dieser verlotterte Besitz, auf den Sie zur Rettung aus Ihrer Bedrängniß Ihr Augenmerk gerichtet haben?"

Walter lächelte ein wenig, wie Jemand, der sich im Voraus auf die Wirkung einer großartigen Ueberraschung freut.

„Gerade das ist es," sagte er dann mit Ueberlegenheit. „Ich wünsche nichts sehnlicher, als das Gut so schnell als möglich in meinen Besitz zu bringen, und nur zu diesem Zwecke ersuchte ich Sie um die Darleihung eines größeren Kapitals."

Rocholl sah den jungen Bankier mit seinen großen klaren Augen verwundert und zugleich durchdringend an, und trotz seiner an den Tag gelegten Zuversichtlichkeit schien diesem der forschende Blick einiges Unbehagen zu verursachen.

„Wollen Sie die Schafzucht im Großen betreiben? Oder glauben Sie, daß man als Bienenvater in einigen Monaten Hunderttausende verdienen kann? Denn diese beiden Erwerbsquellen sind so ziemlich die einzigen, die der glückliche Besitzer von Kliffborn sich zu erschließen vermag."

„Ja, wenn er thöricht genug ist, sich auf das zu beschränken, was der Boden trägt, verehrter Freund! Aber dieser dürre, unfruchtbare Haideboden vermag vielleicht nur deshalb an seiner Oberfläche keine Schätze hervorzubringen, weil er den köstlichsten Schatz tief in seinem Schoße birgt. Wie nun, wenn gerade der Besitzer von Klissborn bisher, ohne es zu wissen, der Besitzer solcher verborgenen Schätze gewesen wäre?"

In dem wetterbraunen Gesicht des Besuchers veränderte sich kein Zug; nur in den kleinen Fältchen an den Augenwinkeln schien es ironisch zu zucken, als er mit trockener Ruhe fragte: „Sie wollen also wahrscheinlich im Klissborner Moor nach Gold oder nach Diamanten graben, lieber Walter?"

„Nach flüssigem Golde — ja! Nach einem Golde, das anderswo schon Bettler zu Millionären gemacht hat — nach Petroleum, Herr Rocholl!"

Die „großartige Ueberraschung" war mißglückt, denn der Andere verharrte auch jetzt noch unbeweglich in seiner ernsten Gelassenheit.

„So? Nach Petroleum also. — Nun ja, Sie wären am Ende der Erste nicht, der in der Lüneburger Haide darnach gesucht hat. Woher aber wissen Sie denn, daß Sie glücklicher als Ihre Vorgänger sein und wirklich etwas finden werden?"

„Es ist schon gefunden, Herr Rocholl! Ich besitze das an Eidesstatt abgegebene Gutachten eines höheren Bergbeamten, welches das Vorhandensein unerschöpflicher Petroleumvorräthe außer Zweifel stellt."

„Hm, kann man vielleicht auch den Namen dieses scharfsichtigen Beamten erfahren?"

„Unter dem Siegel der Verschwiegenheit — ja! Es ist der Oberbergrath Starke."

„Oberbergrath außer Dienst — wenn ich nicht irre!"

„Allerdings! Aber warum betonen Sie das ſo eigenthümlich? Iſt Ihnen vielleicht etwas Nachtheiliges über den Mann bekannt?“

„Nichts weiter, als daß er wegen zerrütteter Vermögensverhältniſſe ſeinen Abſchied aus dem Staatsdienſte hat nehmen müſſen.“

„Nun, alſo! Die Gründe, aus denen der Mann verabſchiedet worden iſt, haben mit ſeinem Gutachten über die geologiſchen Verhältniſſe von Kliffborn doch ſicherlich nicht das Mindeſte zu ſchaffen. Und dieſes Gutachten iſt ſo klar und unzweideutig, als man es nur immer wünſchen kann. Der Boden birgt einen Reichthum, der nur der Erſchließung durch kühne, unternehmende Männer harrt, um zu einer unerſchöpflichen Quelle des Segens zu werden. Soll ich etwa Bedenken tragen, mir als der Erſte dieſen Segen zu Nutze zu machen?“

Die poetiſche und faſt begeiſterte Sprache des jungen Mannes übte erſichtlich nicht die geringſte anſteckende Wirkung auf Rocholl aus. Er ſtrich ſich mit der harten Hand zweimal über das glatt raſirte Kinn und meinte: „Außer dem Gutachten des Herrn Oberbergraths außer Dienſt aber haben Sie nichts? Wirkliche Bohrverſuche ſind von Ihnen oder von Ihren Gewährsmännern bislang nicht angeſtellt worden?“

„Wie wäre das möglich geweſen ohne die Erlaubniß des gegenwärtigen Beſitzers und ohne ihn ſelbſt auf den hohen Werth ſeines Eigenthums aufmerkſam zu machen? Gerade darin, daß der Ankaufspreis heute noch ein unverhältnißmäßig geringer iſt, liegen ja für mich die Chancen eines großen Gewinnes.“

„Und wie groß iſt die Kaufſumme, welche Martin Billert für ſein Kliffborn fordert?“

„Rund hundertachtzigtauſend Mark!“

„Alſo etwa das Dreifache das wirklichen Werthes! Und

das nennen Sie einen unverhältnißmäßig geringen Ankaufspreis?"

Der Bankier schien ein wenig betroffen. „Sie unterschätzen den landwirthschaftlichen Werth des Gutes doch wohl recht bedeutend, wenn Sie ihn nur auf ein Drittel jener Summe taxiren," sagte er. „Aber angenommen selbst, daß der Preis für ein Stück Haideland zu hoch wäre, für eine unversiegliche Petroleumquelle ist er jedenfalls lächerlich klein. Ich denke, das müßte auch ohne die Aufstellung einer besonderen Rechnung Jedem ohne Weiteres einleuchten."

„Freilich! Und wenn Sie einmal Gelegenheit haben sollten, eine vorhandene, das heißt eine wirklich erbohrte und auf ihre Ergiebigkeit geprüfte Petroleumquelle für hundertachzigtausend Mark zu kaufen, so werde ich Ihnen mit Vergnügen das erforderliche Kapital zu viereinhalb Prozent Zinsen vorschießen. Was Sie mir aber über die verborgenen Schätze von Kliffborn erzählen, scheint mir denn doch gar zu märchenhaft, als daß ich mein gutes Geld auf die Hebung dieser eingebildeten Reichthümer verwenden möchte."

„Sie setzen also dennoch Zweifel in die Wahrheit meiner Worte?"

„Nein! Aber ich meine, daß Sie selbst zum Opfer irgend eines betrügerischen Komplotts gemacht werden sollen. Ueber Ihren Oberbergrath und sein Gutachten habe ich kein Urtheil, und die anderen Mittelspersonen, die etwa noch ihre Hand dabei im Spiele haben mögen, kenne ich nicht. Dieser Martin Villert aber, der Ihnen sein verwahrlostes und heruntergekommenes Gut für einen schwindelhaften Preis aufhängen will, ist seit Jahrzehnten in der ganzen Gegend als einer der geriebensten und gefährlichsten Gauner bekannt. Ich weiß bestimmt, daß er selber auf Kliffborn schon wiederholt hat nach Petroleum

bohren laſſen, und Sie dürfen verſichert ſein, daß er nicht daran dächte, zu verkaufen, wenn irgend ein nennenswerthes Ergebniß dabei herausgekommen wäre. Wer weiß, ob er von dem verheißungsvollen Gutachten nicht viel früher Kenntniß gehabt hat, wie Sie!"

„Ah, das wäre ja offenbarer Betrug! Nein, nein, Herr Rocholl, Ihr Mißtrauen führt Sie viel zu weit, und Sie können mir ſchon glauben, daß ich trotz meiner Jugend und meiner geringen kaufmänniſchen Erfolge kein thörichter Gimpel bin, der einer beliebigen Schwindlerbande blind und taub in die plump ausgeſtellten Netze fliegt. Ich habe alle in Betracht kommenden Verhältniſſe auf das Genaueſte geprüft, und ich hege nicht die geringſte Beſorgniß, hintergangen zu werden."

„Aber angenommen ſelbſt, es verhielte ſich ſo, wie Sie glauben, was könnte Ihnen da ein Kapital von fünfzigtauſend Thalern nützen? Die Bohrungen und die nothwendigſten Einrichtungen für die Bearbeitung und Fortſchaffung des etwa zu gewinnenden Rohpetroleums würden ſogleich die Aufwendung des doppelten und dreifachen Betrages erforderlich machen."

„Gewiß! Und es iſt auch nicht einen Augenblick meine Abſicht geweſen, die Ausbeutung ſelbſt zu bewirken. Induſtrielle Unternehmungen intereſſiren mich nur inſoweit, als ſie ein Arbeitsfeld für den Bankier darſtellen. Es müßte eben eine Aktiengeſellſchaft gebildet werden, welche Kliſſborn zu einem angemeſſenen Preiſe von mir erwirbt, und lediglich der Gewinn, den ich bei dieſem Wiederverkaufe zu erzielen hoffe, iſt es, um den es ſich für mich handelt."

Wie von einer Feder emporgeſchnellt fuhr Rocholl's hagere Geſtalt in die Höhe.

„Ah, ich verſtehe! Sie können allerdings leichten Herzens über die Bedenklichkeiten dieſes unſinnigen Unter-

nehmens hinweggehen, wenn es schließlich nur eine Schaar unglücklicher, verblendeter Aktionäre sein soll, die ihre Haut dabei zu Markte trägt."

Auch Walter Jasmund richtete sich auf und warf den hübschen Kopf stolz in den Nacken. Der Zorn, der in seinen Augen blitzte, war sicherlich kein erheuchelter.

„Herr Rocholl, nur meines Vaters bester Freund durfte es wagen, so zu mir zu sprechen!"

„Nun, nun! Ich zweifle ja nicht an Ihrer Rechtschaffenheit und glaube, daß bis jetzt Sie selber der Getäuschte sind. Aber wenn Ihnen das eines Tages zum Bewußtsein käme, würde es vielleicht zu spät für eine Umkehr sein, und Sie würden Ihre eigene Rettung dann nur noch mit dem Verderben Anderer erkaufen können. Dazu aber biete ich meinen Beistand nimmermehr! Es ist schade um die Stunde, die wir mit diesen Erörterungen verloren haben."

„Und Sie wünschen das bisher von mir verwaltete Kapital zurückzuziehen?"

„Ja! Jetzt wünsche ich es allerdings! Die Herausgabe kann Ihnen ja keine Schwierigkeiten bereiten."

„Natürlich nicht! Die Abrechnung und die Effekten stehen morgen Vormittag zu Ihrer Verfügung."

Nicht mehr in höflicher Ehrerbietung wie bisher, sondern geschäftsmäßig kurz und kühl hatte Walter Jasmund die letzten Aeußerungen gethan. Er war sichtlich tief verletzt, und der Mann in dem kaffeebraunen Rock mochte bedauern, daß ihre Unterhaltung mit einem so häßlichen Mißton endete. Wenigstens wandte er sich an der Thür noch einmal um, trat hart an den jungen Bankier, den er fast um Haupteslänge überragte, heran und legte ihm seine harte, sehnige Hand auf die Schulter.

„Geben Sie den Gedanken an die Petroleumquellen von Kliffborn auf, Walter! Sie sind im Begriff, viel

mehr auf's Spiel zu ſetzen, als nur den Reſt Ihres ererbten Vermögens."

„Aber ich ſagte Ihnen doch, daß dies Vermögen ohnedies verloren iſt, wenn mir nicht durch ein Wunder Rettung kommt!"

„So verlieren Sie es als ein ehrlicher Mann! Sie ſind jung und talentvoll genug, ſich in rechtſchaffener Arbeit ein neues zu erwerben. Liquidiren Sie Ihr Bankgeſchäft! Ziehen Sie Ihre Außenſtände ein und befriedigen Sie Ihre Gläubiger, ſo wie Ihr Vater ſie zu befriedigen pflegte, das heißt, auf Heller und Pfennig! Sollten die vorhandenen Kapitalien dazu nicht ausreichen, ſo wenden Sie ſich getroſt an mich. Ich werde Theodor Jasmund's Sohn in unverſchuldetem Unglück gewiß nicht verlaſſen, und zu einem Manne, der den Muth hat, auch in ſchwierigen Lebenslagen ehrlich zu handeln, werde ich immer volles Vertrauen haben."

„Sie wiſſen nicht, was Sie von mir fordern, Herr Rocholl! Ich würde ja als Bettler aus einer ſolchen Liquidation hervorgehen müſſen."

„Als ein armer Mann vielleicht; aber ich denke doch, nicht jeder arme Mann iſt auch ein Bettler! Haben Sie denn nicht tüchtige Kenntniſſe, einen geſunden Verſtand und zwei junge, rüſtige Arme? Ihr Vater und ich, wir beſaßen Beide nicht mehr als das, da wir uns in Ihrem Alter befanden, und es iſt uns doch gelungen, mit Ehren unſeren Weg zu machen. Wollen Sie ſich ſelber das Zeugniß geringerer Tüchtigkeit ausſtellen, Walter? Ich will Ihnen einen Vorſchlag machen. Wenn die Liquidation beendet iſt, und die Firma Theodor Jasmund aufgehört hat zu beſtehen, ſo kommen Sie auf einige Wochen oder Monate zu mir nach Mellenthin, um ſich in ländlicher Stille und geſunder Luft von all' dieſen Aufregungen und von der tollen Hetzjagd nach dem Glück zu erholen.

Laſſen Sie da die Wunden ein wenig vernarben, die das Schickſal Ihrem jungen Herzen geſchlagen, und wenn Sie die alte Friſche und das alte Selbſtvertrauen wieder gewonnen haben, ſo gehen Sie getroſt hinaus, um ſich frohen Muthes ein neues Leben zu zimmern! In der erſten Verbitterung und Niedergeſchlagenheit ſoll man das nicht verſuchen; nach einer tüchtigen Einkehr und Sammlung aber, wie ſie ſich auf Mellenthin ganz von ſelbſt einfinden würden, hat man deſto beſſere Ausſicht auf ein fröhliches Gelingen."

Mit geſenktem Haupt und feſt zuſammengepreßten Lippen hatte Walter Jasmund den Warner angehört. Vielleicht griffen ihm ſeine Worte wirklich an das Herz; aber wenn er in der That noch einen Kampf mit ſich ſelber zu beſtehen hatte, ſo war es jedenfalls ein Kampf von verſchwindend kurzer Dauer, denn ſchon in der nächſten Sekunde war ſeine Antwort bereit.

„Sie meinen es herzlich gut mit mir, Herr Rocholl, und ich werde immer der väterlichen Freundſchaft eingedenk bleiben, die Sie in dieſer Stunde für mich an den Tag gelegt haben. Noch aber kann ich mich nicht entſchließen, die letzte Hoffnung aufzugeben und die Schiffe hinter mir zu verbrennen. Gelingt es mir, das Geld aufzubringen, deſſen ich für den Ankauf von Kliffborn bedarf, ſo denke ich Ihnen binnen Kurzem einen glänzenden Beweis zu liefern, daß alle Ihre Zweifel und Befürchtungen völlig unbegründet waren."

Der Mann mit dem altmodiſchen Stocke zuckte mit den Achſeln und griff zum zweiten Male nach ſeinem Hute. „Gott gebe, daß Ihre Zuverſicht ſich erfülle, junger Freund! Ich habe hier noch Mancherlei zu erledigen und gedenke mich zwei oder drei Tage in Berlin aufzuhalten. So lange hat es denn auch Zeit mit meinem Gelde, und wenn Sie etwa innerhalb dieſer drei Tage

anderen Sinnes geworden sein sollten, so wissen Sie ja, daß Sie unbedingt auf mich zählen dürfen!"

Er verabschiedete sich mit einem kräftigen Händedruck, und Walter Jasmund trat an das Fenster, um dem Davongehenden nachzublicken. Ein Schatten tiefer Sorge lag auf seinem blassen Gesicht, und indem er die heiße Stirn an die kühle Fensterscheibe drückte, murmelte er: „Er versteht die neue Zeit nicht mehr, und es würde unmöglich sein, ihm eine andere Meinung beizubringen. Aber was nun, was nun? Auf ihn hatte ich fast die letzte meiner Hoffnungen gesetzt!"

Er verstummte, denn unten auf der Straße ging etwas vor, das trotz seiner schweren Sorgen für einen Augenblick seine Aufmerksamkeit lebhaft erregte. Fast in demselben Augenblick, da Rocholl's hagere, wunderliche Gestalt aus dem Hause getreten war, hatte sich auch die Thür einer gegenüber liegenden Konditorei geöffnet, und eine junge Dame war rasch die wenigen Stufen hinabgeeilt, dem Mann in dem braunen Rock schon von Weitem freudig beide Hände entgegenstreckend. Da die Straße im hellsten Sonnenschein dalag, konnte Walter nicht nur die schönen Linien der hohen, wohlgebildeten Gestalt, sondern auch die Züge ihres Antlitzes vollkommen deutlich erkennen, und er war überrascht von der ungewöhnlichen Anmuth und Lieblichkeit dieses jungfräulichen, von Gesundheit und Lebensfreude strahlenden Gesichts.

Es mußten unverkennbar sehr herzliche Beziehungen zwischen Rocholl und der jungen Dame bestehen, denn er nahm ihre beiden dargebotenen Hände in seine riesige braune Rechte, und über sein vorhin so unbewegliches Gesicht ging ein Lächeln, das dem eckigen Kopfe plötzlich ein ganz verändertes Aussehen gab. Er hatte offenbar irgend ein sehr heiteres Scherzwort für die junge Dame gehabt, denn sie lachte fröhlich auf und hängte sich dann

mit einer Vertraulichkeit, die den Zuſchauer oben am Fenſter ſonderbarer Weiſe unangenehm berührte, an ſeinen Arm.

Mit geſpannter Aufmerkſamkeit blickte Walter Jasmund ihnen nach, ſo lange er die beiden ungleichen Geſtalten im Gewühl der Straße zu verfolgen vermochte.

„Sollte das ſeine Tochter ſein?“ ſagte er vor ſich hin, um gleich darauf in ſehr entſchiedener Selbſtverneinung den Kopf zu ſchütteln. „Thorheit! Wie käme eine Vogelſcheuche, mit der man Kinder erſchrecken kann, zu ſolchem Engel von einer Tochter. Vielleicht irgend eine entfernte Verwandte oder am Ende gar — doch was kümmert es mich! Ich habe meine Gedanken jetzt wahrlich auf andere Dinge zu richten, als auf ſchöne Mädchen!“

Und tief aufſeufzend ließ er ſich wieder an ſeinem Schreibtiſch nieder, um angeſtrengt zu kalkuliren und zu rechnen, ohne daß das Ergebniß der Rechnung doch ein günſtigeres geweſen wäre als bei all' ſeinen früheren Verſuchen, Klarheit in die verworrenen Geſchäftsverhältniſſe der Firma Theodor Jasmund zu bringen.

Zweites Kapitel.

Um die fünfte Nachmittagsſtunde deſſelben Tages betrat ein mit peinlicher Sorgfalt nach der neueſten Mode gekleideter Herr, der trotz aller aufgewendeten Toilettenkünſte ein wenig verlebt ausſah, obwohl er das vierte Jahrzehnt ſeines Lebens ſicherlich kaum vollendet hatte, die eleganten Räume eines „Unter den Linden“ gelegenen Reſtaurants der Reichshauptſtadt.

„Herr Jasmund ſchon da?“ fragte er den Kellner, der dienſteifrig hinzugeſprungen war, um ihm den Ueberrock abzunehmen. Und er nickte zufrieden, als der ſchön geſcheitelte Ganymed im Frack mit jener kriechenden Unter-

würfigkeit, die nur sehr vornehmen oder sehr freigebigen Gästen gegenüber zu Tage zu treten pflegt, antwortete:

„Zu dienen, Herr Leuendorf, schon seit einer halben Stunde! Und Herr Jasmund hat befohlen, daß das Diner nicht wie sonst in dem großen Salon, sondern in der letzten Nische links servirt werden solle."

„Gut, gut. Richten Sie sich ganz nach den Anordnungen des Herrn Jasmund! Und bringen Sie die Suppe nicht früher, als bis wir nach Ihnen geklingelt haben werden!"

Der Kellner flog davon, und während er vor einem der hohen Krystallspiegel seine Kravatte zurecht rückte, murmelte Herr Leuendorf zwischen den Zähnen: „In der letzten Nische links? Er will also unbelauscht sein? Hm, das kann ebenso wohl gute wie schlechte Neuigkeiten bedeuten. Nun, en avant! Wir werden ja bald genug sehen, wie der Hase läuft!"

Seinem starken, aufwärts gewirbelten Schnurrbart mit geschickter Handbewegung noch eine letzte kleine Auffrischung gebend, schritt er in scheinbar heiterster Stimmung durch den vorderen Speisesaal, hier und da kurze Grüße austauschend, und durch den langen, teppichbelegten Gang, zu dessen beiden Seiten die Nischen für kleinere, geschlossene Gesellschaften lagen. Jeder dieser traulichen Räume war durch eine schwere Portière gegen den Gang hin abzuschließen, und nur bei der letzten Nische zur linken Hand vertrat eine wirkliche Thür die Stelle dieses Vorhanges.

Dorthin hatte sich Walter Jasmund vor allen neugierigen Blicken zurückgezogen. Er saß auf dem kleinen Wanddivan und starrte in ein Zeitungsblatt, das er zufällig da gefunden hatte, offenbar, ohne auch nur das Geringste von dem zu begreifen, was er las.

Herr Leuendorf schnalzte kaum hörbar mit der Zunge,

als er den ganz in sich zusammengesunkenen Mann mit dem düsteren Gesichtsausdruck erblickte; aber die sorglose Heiterkeit seiner eigenen Mienen veränderte sich darum nicht im Mindesten, und der kordiale Gruß, mit welchem er Jasmund anredete, hatte einen fast fröhlichen Klang.

Der Bankier schrak heftig zusammen und strich sich dann mit der Hand über Stirn und Augen wie Jemand, der unsanft aus dem Schlafe aufgerüttelt worden ist, und nun einige Zeit braucht, um seine Gedanken zu sammeln.

„Ach, Du bist es, Paul! Guten Tag! Du hast mich, wie mir scheinen will, gerade heute recht lange auf Dich warten lassen."

Leuendorf hatte die Thür hinter sich zugezogen und streckte sich nun bequem in die andere Ecke des Divans.

„Lieber Gott, auch ohne Geschäftsmann im eigentlichen Sinne des Wortes zu sein, ist man nicht immer Herr über seine Zeit. Gerade als ich mich hierher begeben wollte, stieß ich auf Hugo Tobias, der mich mit seinem Geschwätz wohl eine halbe Stunde lang festhielt. Und so widerwärtig mir der Geselle sonst auch ist, gerade jetzt möchte ich ihn am allerwenigsten durch eine Unhöflichkeit in schlechte Laune versetzen."

Ein mißtrauischer Blick Walter's streifte über das Gesicht des Anderen, das hier in der gedämpften Beleuchtung mit seinen scharfen Zügen und seiner fahlen Hautfarbe unschön und wenig sympathisch aussah.

„Warum gerade jetzt?" fragte er rasch. „Du wirst Dich doch nicht etwa mit den übel berufenen Gebrüdern Tobias in irgend ein Geschäft einlassen wollen?"

„Bah, was kümmert mich ihr Ruf, wenn sie mir Gelegenheit geben, auf rechtschaffene Weise etwas zu verdienen! Wenn Du in Bezug auf die Kliffborner Geschichte nicht endlich zu einer bündigen Entschließung kommst, mein bester Walter, so wird eben Hugo Tobias

der Erſte ſein, dem ich das Geſchäft anbiete. Da bin ich eines ſchnellen Zugreifens ſicher, und die Geldfrage macht bei den Gebrüdern Tobias keine Schwierigkeiten. Ich habe ihm vorhin ſchon einige verblümte Andeutungen gemacht, natürlich ohne irgend welche Namen zu nennen, und es war ein Vergnügen zu ſehen, wie der gute Hugo die Ohren ſpitzte."

Walter Jasmund zerknitterte das Zeitungsblatt in der Hand und ſchleuderte es auf den Boden.

„Aber das wäre eine Schändlichkeit, Paul," fuhr er auf, „eine Treuloſigkeit, welche ich Dir niemals verzeihen könnte! Mit dieſen berüchtigten Spekulanten, den Söhnen eines ſtadtbekannten Wucherers — nein, nein, das kann ja Dein Ernſt nicht ſein!"

Paul Leuendorf legte die Füße übereinander und liebäugelte mit ſeinen zierlichen Lackſtiefeln.

„Ich begreife Deine Aufregung nicht, Verehrteſter. Es war doch gewiß ein Beweis meiner Freundſchaft, daß ich Dir zuerſt das verlockende Anerbieten machte und Dir noch dazu eine ſo lange Bedenkzeit auswirkte. Es war ganz in Dein Belieben geſtellt, zuzugreifen, und Du haſt auch jetzt noch die Möglichkeit dazu. Ueber die nächſten Tage hinaus aber können wir freilich nicht mehr warten. Der Beſitzer von Kliffborn macht Miene, ſeine Forderung zu erhöhen, und meine eigenen Verhältniſſe ſind ſo wenig glänzend, daß die kleine Proviſion, welche für mich bei der ganzen Geſchichte abfällt, niemals gelegener kommen könnte, als gerade jetzt! Uebrigens, wollteſt Du denn nicht heute mit Thomas Rocholl wegen des Geldes ſprechen?"

„Ich habe mit ihm geſprochen, Paul! Und er hat es mir rundweg abgeſchlagen."

„Ei der Tauſend, das iſt ja ſehr unangenehm, für Dich, meine ich natürlich! Vielleicht, wenn Du ihm etwas höhere als die üblichen Zinſen geboten hätteſt —"

„Gerade daß ich ihm zu hohe geboten, hat ihn mißtrauiſch gemacht. Doch nicht das allein. Er wußte bereits, daß meine Lage eine ungünſtige ſei, und er glaubt nicht an die verborgenen Schätze von Kliffborn."

Das eben noch blaſirt gelaſſene Geſicht Paul Leuendorf's nahm plötzlich einen böſen Zornesausdruck an.

„Du haſt alſo geplaudert, obwohl Du mir verſprochen hatteſt, zu ſchweigen? Ah, das iſt perfide! Und gerade gegen ihn, gegen dieſen Menſchen, der uns nun natürlich Alles zu Schanden machen wird!"

„Sei unbeſorgt! Rocholl hat mir ſein Wort gegeben, daß er von meinen Mittheilungen nach keiner Richtung hin Gebrauch machen werde, und wir ſind ſeiner Verſchwiegenheit unbedingt gewiß. Ich aber mußte ihm reinen Wein einſchenken, da ich durch die Darlegung unſeres Planes ſeinen Beiſtand ſicher zu gewinnen hoffte. Ich konnte ja nicht ahnen, daß er Martin Billert für einen geriebenen Gauner und das Gutachten des Oberbergraths für einen werthloſen Fetzen hält."

Leuendorf wirbelte an ſeinem Schnurrbart; ſeine halb zuſammengekniffenen Augen hingen lauernd an dem Geſicht des Anderen.

„Und Du? Du haſt Dich natürlich von ihm überzeugen laſſen, nicht wahr?"

„Nein, obwohl ich nicht leugnen kann, daß ſeine Zweifel mich in eine Unruhe verſetzt haben, über die ich nicht Herr zu werden vermag. Sage mir auf Ehre und Gewiſſen, Paul: biſt Du auch ganz ſicher, daß ſich nicht wirklich irgend eine Betrügerei hinter dem ſcheinbar ſo glänzenden Geſchäft verbirgt?"

Leuendorf lachte kurz auf und zog die Schultern in die Höhe. „Wenn Du derartige Skrupel haſt, ſo laß doch Deine Hände davon. Ich bin um einen anderen Käufer für Kliffborn wahrlich nicht in Verlegenheit."

„Du sagtest mir, Billert habe keine Ahnung von den Reichthümern, die sein Grund und Boden berge; Rocholl aber versichert, der Besitzer von Kliffborn habe schon vor Jahren vergeblich selbst nach Petroleum gebohrt. Und Thomas Rocholl spricht niemals eine Unwahrheit."

„Es fällt mir ja auch gar nicht ein, ihn dessen zu beschuldigen. Gerade weil Billert nicht gefunden hat, was er vermuthlich an einer falschen Stelle suchte, gibt er sein Gut jetzt für einen lächerlich geringen Kaufpreis fort. Aber weshalb sollen wir noch weiter über die Sache reden? Du kennst die Verhältnisse, und Du kennst die Bedingungen; Du kannst also annehmen oder ablehnen, wie es Dir beliebt. Mich mit hungrigem Magen in Ueberredungskünsten zu erschöpfen, habe ich wirklich keine Lust."

„Du weißt wohl, daß ich unter dem Druck meiner schrecklichen Lage unbedingt annehmen würde, wenn ich mir das Kapital, das Billert bar ausgezahlt haben will, zu verschaffen vermöchte. Auf Rocholl's Bereitwilligkeit hatte ich um seiner alten Freundschaft willen fast mit Sicherheit gerechnet. Jetzt, da mir diese Hoffnung fehlgeschlagen ist, stehe ich vollkommen rathlos da."

„Und Deine sonstigen Geschäftsfreunde? Ich sollte meinen, bis zum Tage seiner Insolvenzerklärung müßte ein Bankier immer Kredit genug haben für eine solche Bagatelle."

Walter Jasmund schüttelte in trüber Muthlosigkeit den Kopf.

„Du bist eben im Irrthum, Paul. Ich habe heute den ersten greifbaren Beweis dafür erhalten, daß das Ansehen meiner Firma in der kaufmännischen Welt bereits erschüttert ist. Jeder Versuch, ein größeres Darlehen aufzunehmen, würde unter solchen Umständen nicht nur fruchtlos bleiben müssen, sondern er würde wahrscheinlich sogar zu einer Beschleunigung der Katastrophe beitragen."

„Hm, das thut mir um Deinetwillen natürlich sehr leid, mein guter Junge. Aber da ich selber, Gott sei's geklagt, ein armer Teufel bin, weiß ich Dir leider auch nicht zu rathen. Es sei denn — aber Du wirst es wahrscheinlich wieder von der scherzhaften Seite nehmen, wenn ich mit meinem guten Rath herausrücke."

„Diese Sorge ist überflüssig genug," gab Walter mit einem bitteren Lachen zurück. „Ich bin wahrhaftig nicht in der Stimmung, irgend etwas von der scherzhaften Seite zu nehmen."

„Nun also: Du mußt mit möglichster Beschleunigung eine reiche Heirath machen, Verehrtester."

Mit einer unwilligen Handbewegung wehrte Walter ab. „Ah, weshalb kommst Du mir noch einmal mit diesem thörichten Geschwätz! Ich sagte Dir schon neulich, daß ich nicht die geringste Neigung habe, mich für Geld zu verkaufen."

„Nun ja, das wird Dir am Ende auch Niemand zumuthen. Keine Heirath ohne Liebe — das hast Du mir kürzlich, da wir dasselbe Thema berührten, mit so viel Pathos zugerufen, daß ich gar nicht erst versuchen will, Dich über den zweifelhaften Werth dieses schönen Grundsatzes zu belehren. Aber woher soll denn nun die vielgepriesene Liebe kommen, wenn Du Dich ängstlich vor aller Welt abschließest und den ganzen Tag hinter Deinen langweiligen Geschäftsbüchern hockst? Abgesehen davon, daß Dir diese Lebensweise offenbar herzlich schlecht bekommt, entspricht sie auch gar nicht Deiner eigentlichen Natur; denn Du bist früher wahrhaftig ein ganz anderer Kerl gewesen, und ich erinnere mich mit Vergnügen der lustigen Nächte, die wir noch vor kaum einem Jahre miteinander verlebten."

„Ich aber erinnere mich ihrer nur mit Scham und Ekel; denn während ich meine Gesundheit in diesen lustigen

Nächten auf's Spiel ſetzte, ging, ohne daß ich es auch nur ahnte, mein Geſchäft zu Grunde. Aber wozu das Alles? Ich weiß nicht, worauf Du damit hinaus willſt, Paul."

„Mein Gott, ich möchte Dich eben nur ein wenig aufrütteln, damit Du dieſem närriſchen Einſiedlerleben ein Ende machſt und wieder mit klaren, vernünftigen Augen in die Welt hinein ſchauſt. Ich bleibe dabei, daß nur eine baldige Heirath Dich retten kann, und zwar nicht blos vom geſchäftlichen, ſondern auch vom phyſiſchen und moraliſchen Ruin. Wenn man nun einmal zu idealiſtiſch veranlagt iſt, um ſelbſt einer Beſitzerin von Millionen ohne Herzensneigung ſeine Hand zum Lebensbunde zu reichen, und wenn man trotzdem eine fürſtliche Mitgift nicht entbehren kann, nun, mein Lieber, ſo muß man eben darauf bedacht ſein, ſich in irgend ein reiches Mädchen wirklich zu verlieben. Das heißt, man muß den verhängnißvollen Pfeil von Amor's Bogen nicht in irgend einem Schmollwinkel geduldig abwarten, ſondern man muß dem vielbeſchäftigten kleinen Schützen die Arbeit ein wenig erleichtern, muß ihm ſozuſagen auf halbem Wege entgegenkommen."

„Ich verſtehe Dich nicht, Paul, und mein Sinn ſteht jetzt nicht darnach, Räthſel zu löſen."

„Haſt Du denn über Deiner Duckmäuſerei ganz vergeſſen, daß meine Baſe Gerda Hornſtein Deine erſte Gymnaſiaſtenliebe geweſen iſt? Und iſt es Dir nie in den Sinn gekommen, daß ſie ſich möglicherweiſe ein beſſeres Gedächtniß dafür bewahrt haben könnte, als Du?"

Zweifelnd ſchüttelte Walter Jasmund den Kopf. „Gerda? Ach, das iſt gar nicht Dein Ernſt, Paul. Wenn ſie ſich der Kinderei überhaupt noch erinnert, ſo thut ſie es ſicherlich nur, um ſich im Grunde ihres Herzens darüber luſtig zu machen. Bei den zwei oder drei flüchtigen

Begegnungen, die ich nach der langen Trennung jüngst in Deinem Hause mit ihr hatte, behandelte sie mich wahrhaftig nicht wie Einen, für den man noch eine schwärmerische Jugendneigung im Herzen trägt."

„Ich behaupte ja auch gar nicht, daß das der Fall sei, obschon Du auch dann wohl schwerlich hättest erwarten können, daß sie Dir ohne Weiteres an den Hals fliegen würde. Aber aus der Art der Theilnahme, die sie in ihren Gesprächen für Dich an den Tag gelegt hat, habe ich doch ziemlich sichere Anzeichen dafür gewonnen, daß unter der Asche zwar nicht gerade eine geheime Gluth, doch jedenfalls ein ganz ansehnliches Fünkchen zurückgeblieben ist, und daß vielleicht ein einziger Hauch hinreichen würde, die alte Flamme wieder hell auflodern zu lassen. Bist Du selber so blasirt geworden, oder hat sich Gerda inzwischen so sehr zu ihrem Nachtheil verändert, daß sich in Deiner Brust bei ihrem Anblick gar nichts derartiges geregt hat?"

„Ob sie sich zu ihrem Nachtheil verändert hat? Das kannst Du nur im Scherz fragen; denn ich kenne Wenige, die sich an Schönheit und Anmuth mit ihr vergleichen könnten."

„Nun, es freut mich, daß Du doch wenigstens eine gewisse Anerkennung für Deine einst vergötterte Jugendliebe hast. Aber Gerda Hornstein ist nicht nur schön, graziös und geistreich, sondern sie ist auch wohlhabend genug, um eine stark verblaßte Firma, wie die Deinige, mit neuem Glanze zu vergolden. Die Schwester meines Vaters hatte eben das Glück, einen sehr reichen Mann zu heirathen, wenn sie dieses Glück auch freilich gleich ihrem Gatten mit einem allzu frühen Tode bezahlen mußte. Ich schätze Gerda's Vermögen sicherlich nicht zu hoch, wenn ich es auf anderthalb Millionen taxire, und seit drei Monaten ist sie mit erreichter Volljährigkeit die unumschränkte Herrin dieses hübschen Besitzes."

Walter Jasmund hatte seinen Freund nicht wieder unwillig unterbrochen wie vorhin, sondern er hatte ihm mit nachdenklicher Miene zugehört, und es klang fast wie leises Bedauern in seiner Stimme, als er endlich sagte: „Was kann es helfen, so thörichte Luftschlösser zu bauen! Das Gefühl, das Gerda sich für mich bewahrt hat, kann höchstens ein Gefühl der Freundschaft sein, wie ich selbst es für sie empfinde. Und wenn es auch schon dagewesen sein mag, daß sich bei langem, vertraulichen Verkehr aus solchen kühlen Empfindungen heraus eine echte und wahrhaftige Liebe entwickelt hat, so wäre doch hier nicht einmal die äußere Möglichkeit dazu gegeben. Wie Du selbst mir sagtest, wird Gerda's Besuch in Berlin nur noch von sehr kurzer Dauer sein, und wenn sie auch hier bliebe, bis unsere Herzen sich gefunden haben könnten, ist mein Schicksal ja längst nach der einen oder der anderen Seite hin entschieden."

„Nun, wie Du willst! Gegen die Thorheit eines solchen Idealisten kämpfen Götter selbst vergebens — und meine Wenigkeit wird durch das höchst irdische Gefühl des Hungers in diesem Augenblick sehr lebhaft daran erinnert, daß sie durchaus nichts Göttliches hat. Du bist wohl freundlichst damit einverstanden, daß ich endlich nach dem Kellner und nach der Suppe klingle."

Walter Jasmund hatte nichts dagegen einzuwenden; aber von den mannigfachen, appetitlich duftenden Speisen des vorzüglichen Diners berührte er kaum eine einzige, während Paul Leuendorf jedem der vielen Gänge volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Nur von dem kostbaren Schloßabzug edlen alten Rheinweins, welchen Leuendorf bestellt hatte, ohne auch nur einen Blick auf die Weinkarte zu werfen, trank der Bankier fast noch mehr und jedenfalls viel hastiger als sein Gast, ohne daß indessen das feurige Rebenblut auch nur einen leisen Schimmer von Farbe auf seine blassen Wangen gerufen hätte.

Als der Kellner die dritte Flasche gebracht hatte, füllte Leuendorf von Neuem die Gläser und sagte, indem er das seinige erhob: „Alle schönen Frauen sollen leben, und Gerda Hornstein als die schönste vor Allem!“

Walter Jasmund stieß zwar mit ihm an; aber während er den Rand des Glases an seine Lippen brachte, dachte er an ein holdseliges Mädchenantlitz, das ihm noch ungleich schöner erschienen war, als das seiner Jugendgeliebten Gerda, und das flüchtig wie ein reizendes Traumbild an ihm vorüber geglitten war. Der schwere Wein, dessen er sich seit Monaten entwöhnt hatte, begann allgemach seine Wirkung auf ihn zu üben; seine Gedanken hefteten sich mit einer seltsamen Hartnäckigkeit an das kleine, belanglose Erlebniß, das er vorhin schon in der nächsten Minute zu vergessen geglaubt, und nur mit halbem Ohr hörte er auf seines Jugendfreundes unermüdliches Geplauder.

„Auch Du bist ja mit Thomas Rocholl bekannt,“ sagte er plötzlich statt der Antwort auf eine an ihn gerichtete Frage. „Hast Du vielleicht jemals Gelegenheit gehabt, auch seine Tochter kennen zu lernen?“

„O ja, wenn es auch freilich schon eine ganze Anzahl von Jahren her ist, daß es geschah. Das Ding kann damals zehn oder zwölf Jahre alt gewesen sein, und war, soweit ich mich erinnere, ein derbes Landgewächs mit einem langen flachsblonden Zopf und einem nichtssagenden breiten Bauerngesicht. Aber weshalb interessirst Du Dich für das Mädel? Hättest Du etwa Lust, Dich unter Thomas Rocholl's schwiegerväterliche Fuchtel zu beugen?“

„Ah — Thorheiten!“ murmelte Walter abweisend. In seinen Gedanken aber wiederholte er sich Leuendorf's Worte: „Ein derbes Landgewächs mit einem nichtssagenden, breiten Bauerngesicht. Nein, dann kann sie wahrlich nicht Rocholl's Tochter gewesen sein. Aber wer in aller Welt, wer war sie sonst?“

Als das Deſſert aufgetragen und auch die dritte Flaſche bis auf den letzten Tropfen geleert war, blickte Paul Leuendorf auf ſeine Uhr.

„Es thut mir leid, mein Junge, daß ich Dir nicht länger Geſellſchaft leiſten kann. Aber ich habe da eine Verabredung, der ich mich nicht wohl entziehen darf.“

„Auch ich muß in mein Comptoir zurück!“ ſagte Walter, aus ſeinem Grübeln auffahrend. „Vielleicht haben wir den nämlichen Weg.“

Er zahlte die ziemlich beträchtliche Rechnung und verließ mit dem Anderen das Reſtaurant. Schon an der nächſten Straßenecke blieb Leuendorf ſtehen.

„Weiter kann ich Dich zu meinem Bedauern nicht begleiten. In der Kliffborner Sache ſind wir alſo eigentlich ſo klug wie zuvor; aber vielleicht gelingt es Dir, bis übermorgen Abend Rath zu ſchaffen. Ich ſehe Dich doch auf der kleinen Soirée, mit welcher meine Frau durchaus die Saiſon beſchließen will?“

„Es war meine Abſicht, Paul, euch mit beſtem Dank für die Einladung wegen meines Fernbleibens um Entſchuldigung zu bitten.“

„Ah, nichts da! Diesmal wird keine Abſage angenommen. Meine Frau würde das geradezu als eine Beleidigung anſehen, die ſie Dir ſchwerlich zu verzeihen vermöchte. Und Gerda würde ohne Zweifel glauben, daß Du Dich gefliſſentlich bemühſt, ihr auszuweichen. Auch iſt das ſo ziemlich der letzte Termin, den ich Dir für eine Entſcheidung in der Kliffborner Geſchichte bewilligen kann, und wir finden dort in der Unruhe der Geſellſchaft viel eher als an irgend einem anderen Orte Gelegenheit, eine Viertelſtunde ungeſtört über geſchäftliche Angelegenheiten zu ſprechen.“

„Wenn mein Kommen aus ſo vielen Gründen nothwendig iſt, darf ich wohl freilich nicht bei der beabſich-

tigten Ablehnung beharren. Auf übermorgen also. Und möge inzwischen endlich ein günstiger Stern über meinem Schicksal aufgehen!"

Leuendorf schüttelte ihm die Hand und stieg in eine leer vorüber fahrende Droschke erster Klasse. Aber er wartete doch, bis Walter Jasmund außer Hörweite war, ehe er dem Kutscher das Ziel der Fahrt bezeichnete, denn die Straße und die Hausnummer, welche er da nannte, gaben ja nichts Anderes an, als das Geschäftslokal der Firma: Gebrüder Tobias & Comp.

Drittes Kapitel.

Die hübsche junge Frau, die ihre üppige Gestalt mit lässigem Behagen auf ein bequemes Ruhebett gestreckt hatte, mußte das duftige, spitzenbesetzte Morgenkostüm, in welches sie gehüllt war, wohl für viel angenehmer und kleidsamer halten, als irgend eine andere Toilette, denn der Vormittag war dem Mittag bereits so nahe gekommen, daß der nachlässige Anzug mit der frühen Tagesstunde kaum noch zu entschuldigen gewesen wäre.

Die Hände unter dem Kopf zusammengelegt, blickte die Dame, ohne Zweifel die Gebieterin dieser mit verschwenderischem Luxus ausgestatteten Räume, zu dem schön gemalten Plafond des Zimmers empor, und weniger der Ausdruck ihres ziemlich gleichgiltigen und blasirten Gesichtchens, als das halb versteckte Gähnen, zu welchem sich hier und da die anscheinend etwas geschminkten Lippen öffnen wollten, gab Zeugniß von der anstrengenden und ermüdenden Gedankenarbeit, welche die junge Frau da verrichten mochte.

„Wenn Du doch endlich einmal etwas Lustiges spielen wolltest, Gerda, etwas aus der neuen Operette von Suppé, deren Klavierauszug mir mein Mann mitgebracht hat,

oder wenigſtens einen hübſchen Walzer von Strauß! Dieſe ſchwermüthigen und langweiligen Sachen, von denen ich nichts verſtehe, fallen mir ganz entſetzlich auf die Nerven."

Dieſe in klagendem Ton vorgebrachten Worte galten dem jungen Mädchen, das ſeit geraumer Zeit im Nebengemach vor dem prächtigen Salonflügel ſaß und mit hoher, für eine Dilettantin jedenfalls ungewöhnlichen Meiſterſchaft eine der ſchwierigſten Kompoſitionen Beethoven's ſpielte. Auf die vorwurfsvolle Anrede der Hausfrau hin brach ſie plötzlich ab, gab ihrem Klavierſeſſel einen ziemlich ungeſtümen Ruck, ſo daß ihr ſchönes, fein gebildetes Geſicht der Anderen zugewendet war, und ſagte, während es wie Zorn um ihre Mundwinkel zuckte: „Ah, Deine Nerven! Sie haben Dich vor einigen Tagen nicht gehindert, die ganze Nacht hindurch zu tanzen, und zwar nach der abſcheulichſten Muſik, mit der ſich jemals eine Schaar von Stümpern an der Kunſt verſündigt hat; gegen Beethoven aber lehnen ſie ſich auf. Es ſind jedenfalls, wie Doktor Platenius geſtern meinte, die wunderlichſten Nerven, von denen man je gehört hat."

Die junge Frau verzog das Geſicht zu einer geringſchätzigen Grimaſſe. „Bah — Doktor Platenius, dieſer Grobian! Unſer alter Sanitätsrath pflegte anders über meinen Geſundheitszuſtand zu ſprechen, und er beſaß eine hundertmal reichere Erfahrung, als dieſer junge Menſch, der ja erſt vor ein paar Jahren die Schulbank verlaſſen hat. Wenn mein Mann ſich nicht ſo beharrlich einredete, daß Platenius es geweſen ſei, der unſer Kind vom Tode gerettet hat, ſo würde ich ſicherlich niemals zugeſtimmt haben, daß er unſer Hausarzt werde. Mit unartigen Redensarten macht man das kranke Nervenſyſtem einer Frau wahrhaftig nicht geſund."

„Nein, aber damit, daß man bis zum hellen Mittag

im Morgenanzug unthätig auf der Chaiſelongue liegt, ſicherlich noch viel weniger! Auf meinem Spaziergang wenigſtens hätteſt Du mich doch begleiten können, wenn es ſchon in Deinem Haushalt und in Deiner Kinderſtube ſo ganz und gar nichts für Dich zu ſchaffen gibt."

„Wie drollig Du biſt, Gerda! Man ſollte meinen, eine alte Frau, nicht ein junges Mädchen ſprechen zu hören. Glaubſt Du denn wirklich, daß ich mich verheirathet hätte, nur um mich als Köchin oder als Kindsmagd zu plagen? Es gibt auch ohne das ſchon Sorgen und Unannehmlichkeiten genug in der Ehe."

Gerda hatte ihren Platz verlaſſen und war in das Boudoir der jungen Hausfrau eingetreten. Das ſchöne Ebenmaß ihrer mehr zierlichen als kraftvollen Geſtalt wurde durch die natürliche, zwangloſe Anmuth ihrer Haltung und ihrer Bewegungen zu reizvollſter Geltung gebracht, und ihre weiche, glockenreine Stimme konnte das Wohlthuende und Herzgewinnende der ganzen Erſcheinung nur noch erhöhen. Sie nahm am Fußende der Ottomane Platz, und indem ſie der Ruhenden ernſt in's Geſicht ſah, ſagte ſie: „Sorgen, Antonie? Ich habe bis jetzt nichts davon an Dir wahrnehmen können; aber ich bitte Dich von Herzen, mir Dein Vertrauen zu ſchenken, wenn Du wirklich an geheimen Kümmerniſſen zu tragen haſt. Vielleicht kann ich Dir helfen, ſie zu beſeitigen."

„Wie ernſthaft Du jede meiner Aeußerungen nimmſt, Gerda! Man muß ja förmlich darauf bedacht ſein, ſeine Worte mit Vorſicht zu wählen. Ich dachte eben nur an die kleinen Sorgen des täglichen Lebens, an den Aerger mit den Dienſtboten und dergleichen. Weshalb ſollten wir uns mit einer Unterhaltung über ſolche Dinge die Laune verderben?"

„Und das iſt Alles, was Dich bedrückt? Halte meiner freundſchaftlichen Geſinnung die offene Frage zu gute: ihr habt nicht etwa mit Geldverlegenheiten zu kämpfen?"

„Darnach mußt Du meinen Mann fragen, nicht mich. Es iſt wohl möglich, aber woher ſoll ich etwas davon wiſſen? So lange ich hier im Hauſe nichts zu entbehren brauche, und ſo lange man mir in den Konfektionsgeſchäften anſtandslos Kredit gewährt, ſpüre ich nicht das geringſte Verlangen, mich unberufen um Paul's Angelegenheiten zu kümmern."

Während ſie dies offenherzige Bekenntniß ablegte, hatte die junge Frau die Hände noch immer unter dem Kopfe, und das leichte Gähnen, in welches ihre Rede endete, ſchien anzudeuten, daß das ernſthafte Geſpräch ebenſo wenig nach ihrem Geſchmack ſei, als die Beethoven'ſche Sonate. Gerda aber war offenbar gerade heute nicht geneigt, die nervenleidende Gattin ihres Vetters zu ſchonen, und im Tone entſchiedenſter Mißbilligung erwiederte ſie: „Das ſind Grundſätze, für die ich kein Verſtändniß habe, Antonie! Als die Lebensgefährtin Deines Mannes ſollteſt Du doch nicht nur die Genoſſin ſeiner Freuden, ſondern auch eine treue Theilnehmerin an ſeinen Leiden und Sorgen ſein. Und daß ihm ſolche Bitterniſſe nicht erſpart geblieben ſind, weiß ich zuverläſſig. Er ſelbſt ſchrieb mir vor zwei Jahren, daß er ſein ganzes Vermögen verloren habe und am Rande des Verderbens ſtehe. Es hat mir genug ſchlafloſe Nächte verurſacht, daß ich ihm als Minderjährige angeſichts der entſchiedenen Weigerung meines Vormundes damals nicht zu helfen vermochte."

„Ja, das war vor zwei Jahren. Ich erinnere mich, daß Paul damals ein paar Wochen lang ganz unausſtehlich war, und des Nachts wie ein Raſender in allen Stuben herumlief. Da wird es dann wohl geweſen ſein, als er dieſe Verluſte hatte."

„Und Du wußteſt nichts davon? Du ſtandeſt ihm auch in jenen ſchweren Tagen nicht ſtützend und tröſtend zur Seite? — O nein, nein, Antonie! Das glaube ich

Dir nimmermehr. Es gefällt Dir nur eben aus irgend einem unbegreiflichen Grunde, Dich ſchlechter zu machen, als Du es in Wirklichkeit biſt!"

Frau Antonie Leuendorf hob den Oberkörper ein wenig empor und ſtützte den Kopf auf den vollen, weißen Arm. „Schlechter?" wiederholte ſie. „Ich vermag wirklich keine beſondere Schlechtigkeit in meinem Benehmen zu erblicken; denn zu den ſchwärmeriſchen Naturen, die eine überſchwängliche Auffaſſung von der Herrlichkeit ehelichen Glückes und von der Erhabenheit ehelicher Pflichten haben, gehörte ich wohl nie. Vielleicht war das wenig erbauliche Beiſpiel daran ſchuld, das ich in meinen Eltern vor Augen hatte, vielleicht auch bin ich überhaupt nicht temperamentvoll genug veranlagt für ſolche idealiſtiſchen Anſchauungen. Und ich habe während meiner ganzen Jugend den Fluch der Armuth und der Sorge um's tägliche Brod ſo gründlich kennen gelernt, daß ich mir's ſchon als kleines Mädchen feierlich zugeſchworen hatte, nie einen anderen als einen ſehr reichen Mann zu heirathen. Als Paul Leuendorf meine Bekanntſchaft ſuchte, lebte ich als Schauſpielerin in recht angenehmen Verhältniſſen, und es würde mir wahrhaftig nicht eingefallen ſein, ſie gegen meinen jetzigen Stand zu vertauſchen, wenn er mir nicht mit den heiligſten Eiden gelobt hätte, daß ich an ſeiner Seite ein ſorgenfreies Leben führen und von der gemeinen Noth des Daſeins niemals berührt werden ſollte. Daraufhin allein habe ich den bedeutſamen Schritt gewagt, und es war doch wohl mein gutes Recht, wenn ich mich auf jenes Gelöbniß berief, als Paul zum erſten Mal einen Verſuch machte, mich mit ſeinen Verluſten zu behelligen und mir etwas von Einſchränkungen und Sparſamkeit zu reden. Er hat dieſen Verſuch ſeitdem nie wiederholt, und da wir als vernünftige Leute von vornherein dahin übereingekommen waren, uns bis zu einer gewiſſen Grenze gegen-

seitig alle erdenkliche Freiheit zu lassen, so kommen wir jetzt recht gut miteinander aus. Ich weiß, daß mein Mann allerlei Geschäfte macht, wie sie sich ihm gerade darbieten, und da er weder mich noch sich selbst jemals Mangel leiden läßt, so muß ich wohl annehmen, daß diese Geschäfte recht einträglich sind. Soll ich etwa heimlich seine Briefe erbrechen oder ihn unablässig mit meinen Fragen quälen, nur um etwas Näheres darüber zu erfahren? Glaube mir, mein Mann selbst würde sicherlich der Letzte sein, über eine solche Antheilnahme Freude zu empfinden."

„Aber ist Dir denn niemals ein Zweifel gekommen, ob diese seltsamen, geheimnißvollen Geschäfte, von denen Paul nicht spricht und über die er auch mir auf meine Frage scheinbar scherzend jede Auskunft verweigerte, ob sie — nun, ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, ohne Dich zu verletzen — auch immer von ganz — ganz ehrenhafter Art sind?"

„Ein Zweifel? Nein, denn ich habe noch nie darüber nachgedacht. Aber die Herren, die mein Mann gelegentlich mit zu Tisch bringt und die er mir als seine Geschäftsfreunde vorstellt, pflegen sehr anständig und ehrenwerth auszusehen. Er hat mich ein- für allemal gebeten, diese Herren mit besonderer Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit zu behandeln, und ich bemühe mich denn auch jedesmal nach Kräften, ihm diesen Gefallen zu erweisen."

Gerda sah nicht aus, als ob sie durch die Mittheilungen der jungen Frau besonders befriedigt worden wäre; aber der Eintritt des Stubenmädchens hinderte sie, eine weitere Frage zu thun.

„Herr Doktor Platenius," meldete die Dienerin, und als hätte Jemand hinter ihrem Rücken „Feuer" gerufen, sprang Antonie beim Klange dieses Namens aus ihrer bequemen Lage in die Höhe.

„Ah, ſchon wieder der unausſtehliche Menſch! Konnteſt Du ihm denn nicht ſagen, Minna, daß wir ausgegangen ſeien?“

Das Stubenmädchen machte eine ſchnippiſche Grimaſſe. „Ich glaubte, weil der Herr Doktor Hausarzt iſt, würde er als eine Ausnahme betrachtet, und das gnädige Fräulein hat mir ja auch neulich ausdrücklich verboten, mich irgend welcher Ausflüchte zu bedienen.“

Antonie ſeufzte. „So führe den Herrn Doktor nebenan in den Muſikſalon,“ befahl ſie dem Mädchen, um, als ſich daſſelbe entfernt hatte, gegen Gerda gewendet hinzuzufügen: „Man merkt wohl, daß Du es verlernt haſt, in Berlin zu leben, mein Schatz. Wenn Du meinen Dienſtboten noch öfter ſolche tugendhaften Anweiſungen gibſt, werden ſie bald vollkommen unbrauchbar ſein. Aber nun magſt Du zur Strafe auch zuſehen, wie Du mit Deinem Doktor Platenius fertig wirſt. Ich gehe an meine Toilette, und ich hoffe, er wird nicht dableiben, bis ich ſie beendet habe.“

Sie ſchlug eine Portière zurück und huſchte hinaus, während Gerda faſt in dem nämlichen Augenblick das Nebenzimmer betrat, in dem auf der gegenüberliegenden Schwelle Doktor Platenius erſchien. Ein leichtes, liebliches Roth kam und ging auf den Wangen des jungen Mädchens, als ſie mit einer Freundlichkeit, welche die Befangenheit raſch überwand, den Eintretenden begrüßte.

„Frau Leuendorf läßt durch mich um Entſchuldigung bitten,“ ſagte ſie, „denn ſie iſt noch mit ihrem Anzuge beſchäftigt.“

Ueber das ernſte, kluge Geſicht des jungen Arztes glitt ein kleines, raſch verſchwindendes Lächeln. „Wenn man ſeinen Hausarzt nicht vorläßt, muß man ſich wohl bei guter Geſundheit befinden, und ich höre es gern, daß ich irgendwo überflüſſig bin. In Wahrheit bin ich ja auch

nur gekommen, um Ihnen, Fräulein Hornstein, das Buch zu bringen, von dem wir vor einigen Tagen sprachen. Mein Buchhändler sagte mir, daß es ihn einige Mühe kostete, es aufzutreiben."

Er legte den mitgebrachten Band auf den Tisch, und mit einem Ausdruck wirklicher Freude reichte Gerda ihm die Hand.

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor, und ich bitte Ihnen zugleich ein Unrecht ab, dessen ich mich in der Stille meines Herzens schuldig gemacht, indem ich Sie im Verdacht hatte, Ihr Versprechen vergessen zu haben."

„Vergessen? Ein Versprechen, das ich Ihnen gegeben? Ah, Fräulein Gerda, Sie scheinen in der That keine sonderlich hohe Meinung von mir zu haben. Aber was ist das? — Seit wann sind Sie eine Verehrerin des Herrn v. Suppé?"

Er deutete auf das dickleibige Notenheft, dessen bunter Umschlag in prahlerischen Buchstaben den Titel der neuesten, viel besprochenen Operette trug.

Gerda aber schüttelte lachend den Kopf. „Ich bin es niemals gewesen, und dieses Buch gehört nicht mir, sondern meiner Verwandten, deren Nerven nun einmal nichts Anderes als solche leichten Weisen vertragen können Aber ich wußte bisher nicht, Herr Doktor, daß Sie sich überhaupt für die Musik interessiren. Bei der kleinen Abendgesellschaft, die wir vor vierzehn Tagen hatten, waren Sie von allen anwesenden Herren der Einzige, der kein Wort über die von mir gespielten Kompositionen zu sagen wußte. Und doch hatte ich meine schönsten Perlen ausgewählt und mir rechtschaffene Mühe gegeben."

„Es wurden Ihnen an jenem Abend so hochtönende und überschwängliche Huldigungen dargebracht, Fräulein Gerda, daß ich mit dem schlichten Ausdruck meiner Bewunderung und meines Dankes in Ihren Augen wahr-

ſcheinlich nur eine ſehr ungeſchickte Figur gemacht haben würde. Aber Sie dürfen mir glauben, daß die Erinnerung an Ihr Spiel für mich die Erinnerung an einen der höchſten künſtleriſchen Genüſſe meines ganzen Lebens bedeutet."

Das war ſo ernſt und nachdrücklich, ſo gar nicht in dem geläufigen Tone einer leeren Schmeichelei geſagt, daß Gerda befangen die Augen niederſchlug und daß ſie, wohl nur, um ſchnell auf etwas Anderes zu kommen, fragte: „So ſind Sie ſelbſt vielleicht auch ausübender Künſtler, Herr Doktor, und wir werden bei irgend einer paſſenden Gelegenheit das Vergnügen haben, Sie zu hören?"

„Wohl ſchwerlich. Denn wenn ich auch bis tief in meine Jünglingszeit hinein von einer faſt leidenſchaftlichen Neigung für die Muſik beſeelt war, habe ich meinen Geigenkaſten doch an dem nämlichen Tage verſchloſſen, an dem ich mein mediciniſches Studium begann. Und ich habe ihn bis heute nicht wieder geöffnet. So lange ich noch ein Lernender und Strebender bin, darf ich nicht an fruchtloſe Tändeleien Zeit und Kraft vergeuden, wie lockend und verführeriſch ſie mir auch immer winken mögen."

„So ſind Sie mit Leib und Seele Ihrer Wiſſenſchaft und Ihrem ärztlichen Beruf ergeben?"

„Mit Leib und Seele, ja, Fräulein Gerda. Ich habe ihn erwählt, weil er mir als der höchſte und edelſte erſchien, und ich würde nicht nur mir ſelber untreu werden, ſondern ich würde mich auch einer ſchweren Verſündigung gegen meine trefflichen Eltern, deren Lieblingshoffnung ich durch meinen Berufswechſel zerſtörte, ſchuldig machen, wenn ich nicht mit Daranſetzung meiner ganzen Manneskraft unentwegt nach den höchſten Zielen ſtrebte, die in meiner Wiſſenſchaft zu erreichen ſind."

„Sie haben Ihren Beruf alſo ſchon einmal gewechſelt?

O, erzählen Sie mir davon — das heißt, wenn die Zeit, die ich so unbescheiden für mich in Anspruch nehme, nicht Ihren Patienten gestohlen ist."

Platenius schüttelte den Kopf, und das liebenswürdige Lächeln, das den sonst fast allzu strengen und herben Charakter seiner Züge anmuthig milderte, war wieder auf seinem Gesicht.

„Nein; denn dies Haus, in dem es ja nur eine eingebildete Kranke zu behandeln gibt, pflegt natürlich immer das letzte zu sein von allen, die ich besuche. Aber es ist da sehr wenig zu erzählen, mein Fräulein. Seit mehr als zweihundert Jahren hat sich jeder männliche Sproß der Familie Platenius dem geistlichen Stande gewidmet, und wie ich meinen Großvater und meinen Vater allsonntäglich hatte ihr Predigergewand anlegen sehen, so stand es auch bei mir schon seit frühester Jugend fest, daß ich eines Tages in demselben ehrwürdigen Talar die Kanzel eines Gotteshauses besteigen würde. In meinem Elternhause wurde niemals über die Wahl meines Lebensberufs gesprochen, weil er von vornherein unabänderlich feststand. Durfte doch gerade ich um so weniger daran denken, mit der althergebrachten Ueberlieferung zu brechen, als ich das einzige Kind meiner Eltern und der letzte Stammhalter der Familie Platenius bin. Meine früh ausgeprägte Vorliebe für die Naturwissenschaften beunruhigte meinen Vater denn auch so wenig, daß er sich nicht die Mühe gab, sie einzuschränken, so lange ich vielleicht noch bildsam genug dazu gewesen wäre. Und ich selber bezog mit voller Freudigkeit für den vor mir liegenden Predigerberuf die Universität. Aber mit jedem weiteren Monat, den ich an der Hochschule zubrachte, kam mir's mehr und mehr zu klarem Bewußtsein, daß mich tiefinnere Neigung und natürliche Anlage auf eine andere Lebensbahn hinwiesen, und daß mir nicht nur die rechte, heilige Begeisterung

für die hohen Aufgaben eines Geiſtlichen, ſondern auch jene Gabe herzbezwingender Beredtſamkeit mangle, ohne die nun einmal ein Seelſorger ſeines Amtes kaum mit vollem Gelingen walten kann. Wohl bemühte ich mich lange, mir durch angeſtrengtes Studium und durch mannhafte Unterdrückung meiner ſehnlichen Herzenswünſche das Eine wie das Andere anzueignen; aber es war ein fruchtloſes Ringen, und nach Verlauf weniger Semeſter mußte ich eines Tages meinem Vater erklären, daß ich bei aller wahren und innigen Hochachtung vor dem geiſtlichen Stande Glück und innere Befriedigung doch nicht in ihm, ſondern nur in dem Beruf eines Arztes finden würde. Der Kummer, den dies unerwartete Bekenntniß meinen ahnungsloſen Eltern verurſachte, war viel größer, als ich gefürchtet hatte, und ſein Anblick ſchnitt mir ſo ſchmerzlich in die Seele, daß ich faſt an mir ſelber irre wurde und halb und halb entſchloſſen war, trotz aller ſchwerwiegenden Bedenken auf der einmal eingeſchlagenen Bahn zu verharren. Aber mein edler, vortrefflicher Vater ſelbſt war es, der dieſem qualvollen Zuſtande des Zweifels und der Unentſchloſſenheit zu Gunſten des neuen Berufes ein Ende machte. Nachdem er mehrere Tage hindurch nach ſeiner Art ſtill mit ſich zu Rathe gegangen war und während deſſen den Gegenſtand mit keinem Worte berührt hatte, rief er mich an einem Sonntagmorgen vor der Predigt zu ſich in ſein Studirſtübchen, und nachdem er mit liebevoll eindringlichem Ernſt eine Reihe von Fragen an mich gerichtet hatte, die wohl feſtſtellen ſollten, ob meine Selbſtprüfung eine der Bedeutung des folgenſchweren Entſchluſſes angemeſſene geweſen ſei, ertheilte er mir ſeine Einwilligung in herrlichen, unvergeßlichen Worten, die ſich mir als Wegweiſer für mein ganzes künftiges Leben tief in die Seele gegraben haben, und die mir die ſelbſtgewählte neue Aufgabe meines Daſeins plötzlich in einem

noch helleren, verklärenden Lichte erſcheinen ließen. — Aber, verzeihen Sie, mein Fräulein, ich erzähle Ihnen da eine lange Geſchichte, welche Sie unmöglich intereſſiren kann und die ſich ebenſowohl mit fünf Worten hätte abthun laſſen."

„Und wer ſagt Ihnen, Herr Doktor, daß Ihre Erzählung mich nicht intereſſirt? Ich habe einmal als halb erwachſenes Mädchen den Sommer in einem Pfarrhauſe auf dem Lande zugebracht, und die ſtille, glückliche Ruhe, der nie geſtörte, ſonnig-heitere Frieden, welche dies geſegnete Haus erfüllten, haben einen ſo tiefen Eindruck auf mich gemacht und ſich mir ſo unauslöſchlich eingeprägt, daß es Jahre hindurch mein ſchönſter Traum war, an einer ähnlichen Stätte ſchalten und walten zu dürfen. Während Sie mir von Ihren Eltern ſprachen, glaubte ich ſie leibhaftig vor mir zu ſehen, den Vater von ſtattlicher Geſtalt, mit mildem Antlitz und klaren, in der Seele ſeiner Pfarrkinder leſenden Augen, die Mutter rundlich und beweglich, immer geſchäftig und voll Eifer, weil es ja immer zu helfen und zu ſorgen gibt für die Armen und Kranken, die ſich von Alters her an ſie zuerſt als an ihren natürlichen Beiſtand wenden —"

Mit zwei raſchen Schritten war der Doktor, der ſich bis dahin in achtungsvoller Entfernung von dem jungen Mädchen gehalten, hart an Gerda's Seite getreten. Auf ſeinem ernſten Geſicht lag es wie glückſelige Verklärung, ſeine Augen leuchteten, und ehe Gerda es zu verhindern vermochte, hatte er ihre Hand ergriffen und ſie mit faſt andächtiger Zärtlichkeit an ſeine Lippen geführt.

„Ich kann mir nicht helfen, mein Fräulein, aber ich muß Ihnen von ganzem Herzen danken für dieſe Schilderung, die ja vielleicht nur ſcherzhaft gemeint iſt, die mir aber in's Ohr klingt, wie wenn ſie in jeder Einzelheit der Wirklichkeit meines Vaterhauſes abgelauſcht wäre.

Ja, so — gerade so sehen meine geliebten Eltern aus, und von so sonnig-heiterem, glücklichem Frieden ist ihr freundliches Heim durchwärmt und durchleuchtet. Wahrhaftig, ich wünschte wohl, Fräulein Gerda, daß es mir einmal vergönnt wäre, Sie —"

„Ich bin der arme Jonathan!
Was fang ich armer Teufel an —"

trällerte eine nicht sehr wohlklingende Stimme draußen im Vorzimmer, und als wären sie bei irgend einem großen Unrecht ertappt worden, fuhren Doktor Platenius und Gerda auseinander. Die junge Dame machte sich bei den Noten auf dem Flügel zu schaffen; aber ihre Wangen glühten, und sie blickte nicht auf, als der Hausherr, ihr Vetter Paul Leuendorf, die letzte Silbe des Operettenrefrains noch auf den Lippen, in das Zimmer trat. Es war ihm nicht anzumerken, ob er ihre Unterhaltung theilweise belauscht oder die vertrauliche Annäherung des jungen Arztes an seine Base wahrgenommen habe, denn er sah sehr heiter aus, und der unangenehme, lauernde Blick aus halb zusammengekniffenen Augen gehörte nun einmal zu seinen Eigenthümlichkeiten.

„Ah, guten Tag, Doktor," sagte er sehr kordial. „Sie lassen dem Gesundheitszustand meiner Frau eine Aufmerksamkeit widerfahren, die uns bei dem geringen Entgelt, das wir Ihnen zu bieten vermögen, fast beschämen müßte. Schon als ich Ihre Droschke mit dem wohlbekannten gichtbrüchigen Schimmel unten vor dem Hause stehen sah, sagte ich mir im Stillen, daß wir uns zu einem so treuen, gewissenhaften und uneigennützigen Hausarzt wahrhaftig beglückwünschen dürfen."

Es hätte sich schwer entscheiden lassen, ob seine Worte ernsthaft gemeint waren, oder ob sich hinter ihnen die Absicht verberge, den jungen Arzt zu verspotten. Auf Platenius hatten sie jedenfalls einen wenig angenehmen Ein-

druck hervorgebracht; denn er neigte in Erwiederung des ihm zu Theil gewordenen Grußes nur leicht das Haupt und sagte, indem er zugleich nach seinem Hute griff: „Es war heute allerdings weniger die Sorge um die glücklicherweise ganz vortreffliche Gesundheit Ihrer Gattin, als die Erfüllung einer dem Fräulein gegebenen Zusage, die mich hierher führte. Wenn Sie nicht etwa in irgend einer Beziehung meines ärztlichen Rathes bedürfen, so gestatten Sie mir wohl, mich nunmehr zu empfehlen."

„Adieu, adieu, lieber Doktor," meinte Leuendorf. „Uebrigens — wir sehen Sie doch bestimmt morgen Abend auf unserem kleinen Fest?"

Auf Platenius' Gesicht stand es deutlich geschrieben, daß er mit einem entschiedenen Nein zu antworten gedachte; aber noch ehe er im Stande gewesen war, es auszusprechen, hatte Gerda statt seiner das Wort genommen.

„Ja, der Herr Doktor hat es mir bereits versprochen, mit Rücksicht darauf, daß es eigentlich ein Abschiedsfest für mich bedeutet und daß ich wahrscheinlich schon nach wenig Tagen Berlin verlassen haben werde."

Paul Leuendorf hätte sich sehr schlecht auf Physiognomik verstehen müssen, wenn er nicht auf der Stelle zu der Ueberzeugung gekommen wäre, daß Gerda durch eine kühne Nothlüge der Ablehnung des Doktors vorzubeugen gesucht hatte. Der schüchterne bittende Blick, welchen sie Platenius zugeworfen und die verdächtige Gluth auf ihren Wangen würden ja ziemlich unzweideutig Zeugniß dafür abgelegt haben, auch wenn der Doktor sich besser darauf verstanden hätte, seine Verlegenheit zu verbergen.

Eine kleine Weile ergötzte sich Leuendorf an der offenkundigen Verwirrung der Beiden, dann sagte er, indem er noch einmal die Hand des jungen Mannes drückte: „Das freut mich; freut mich ungemein, verehrter Herr Doktor. Besonders meine Frau wird entzückt sein, zu

vernehmen, daß Sie uns das Vergnügen machen. Auf Wiederſehen alſo, und recht pünktlich, wenn ich bitten darf!"

Das war eine Verabſchiedung, auf die ſich kaum noch etwas erwiedern ließ, und Platenius war auch ſichtlich froh, einer Lage zu entrinnen, die einen etwas peinlichen Charakter für ihn angenommen hatte. Er machte Gerda eine tiefe, achtungsvolle Verbeugung und ging.

Paul Leuendorf aber trällerte wieder:

„Ich bin der arme Jonathan!
Was fang ich armer Teufel an —"

und indem er ſich anſchickte, ſich in das Zimmer ſeiner Frau zu begeben, ſagte er im Vorübergehen neckend zu Gerda: „Du ſollteſt Deinen Berliner Aufenthalt noch ein wenig verlängern, liebes Bäschen. Nach den blühenden Farben zu urtheilen, die ich heute auf Deinen Wangen bemerkte, muß Dir die Luft unſerer Hauptſtadt ja ganz vortrefflich bekommen."

Auf ſein Klopfen und ſeine beſcheidene Anfrage erhielt er die Erlaubniß, in Antoniens Toilettenzimmer einzutreten, und nachdem er ſeiner Frau in vollendeter Galanterie einige Artigkeiten über ihr Ausſehen geſagt, meinte er ganz unvermittelt: „Du darfſt übrigens dieſen Doktor Platenius nie wieder mit Gerda allein laſſen, liebe Antonie. Ich bin da ſoeben zum Zeugen einer kleinen Scene geworden, die nicht gerade darnach angethan war, mir Freude zu bereiten. Der Quackſalber ſcheint es allen Ernſtes auf ihre Hand abgeſehen zu haben, und es hatte nicht den Anſchein, als ob Gerda ihm die Erreichung ſeines Zieles allzu ſchwierig machen würde."

„Wenn es wirklich dahin kommen ſollte, ſo hätteſt Du nur Dir allein die Schuld zuzuſchreiben, mein Lieber," gab Antonie gleichmüthig zurück. „Du haſt dieſen Doktor, der mir von jeher unausſtehlich geweſen iſt, ja faſt ge-

waltſam in unſer Haus gezogen, und er hätte ſehr thöricht und ungeſchickt ſein müſſen, wenn er die gute Gelegenheit, einen ſo koſtbaren Goldfiſch einzufangen, ganz ungenützt hätte vorübergehen laſſen."

„Aber es darf ihm unter keinen Umſtänden gelingen — hörſt Du, Antonie, es darf nicht ſein! Ich habe meine ganz beſonderen, ſchwerwiegenden Gründe, es zu verhindern, und ich rechne dabei ſicher auf Deine Unterſtützung; denn als Frau wirſt Du gewiß leichter Einfluß auf Gerda gewinnen können als ich, und Du übertriffſt mich in dieſen weiblichen Dingen ja auch hundertmal an Geſchicklichkeit und Klugheit."

Er küßte ihr ritterlich die Hand, und ſie plauderten von anderen Dingen, bis der Hausherr ſich erinnerte, daß es Zeit ſei, ſein Arbeitszimmer aufzuſuchen, wo er dann allerdings die Zeit bis zum Mittageſſen damit hinbrachte, daß er die Zeitungen las und ein halbes Dutzend Cigaretten rauchte.

Bei dem Diner erſt ſahen ſich die drei Hausgenoſſen wieder, und die Unterhaltung bei Tiſche wurde zuerſt faſt ausſchließlich von den beiden Gatten geführt, während Gerda ſtiller als ſonſt und mit einem eigenthümlich nachdenklichen Zug in dem ſchönen Geſicht vor ſich hinſchaute. Als Paul Leuendorf eben eine jener luſtigen Anekdoten erzählt hatte, von denen er ſtets über einen ganzen Vorrath verfügte, ſagte ſie plötzlich: „Die Anerkennung, welche Du vorhin dem Doktor Platenius für ſeine Dienſte als euer Hausarzt zu Theil werden ließeſt, hatte übrigens einen ſehr ironiſchen Klang. Ich fürchte ſehr, daß Du ihn dadurch mehr gekränkt als erfreut haſt."

Leuendorf tauſchte einen raſchen Blick des Einverſtändniſſes mit ſeiner Frau, um dann ſcheinbar unbefangen und gleichmüthig zu antworten: „Es ſollte mir wenigſtens lieb ſein, wenn er Taktgefühl genug hat, den Wink zu

verſtehen, den ich ihm da zu geben beabſichtigte. Ich liebe die Leute nicht, die ſich durch ihre Aufdringlichkeit läſtig machen."

Gerda warf den Kopf zurück, als wäre ihr ſelbſt eine empfindliche Kränkung zugefügt worden.

„Ah, das klingt ſonderbar genug aus Deinem Munde! Ich denke doch, Doktor Platenius wäre wahrlich der Letzte, gegen den ſich der Vorwurf der Aufdringlichkeit erheben ließe, und Du hätteſt außerdem eine Dankesſchuld an ihn zu zahlen, die niemals ganz getilgt werden kann."

„Nun, das Letztere iſt denn doch wohl eine etwas übertriebene Auffaſſung, meine liebe Gerda. Unſer Kind iſt allerdings unter ſeiner Behandlung geneſen, aber es fragt ſich immerhin, ob die Natur nicht mehr dazu gethan hat als ſeine Kunſt, und ich habe ihm überdies für ſeine Mühewaltung ein, wie ich glaube, ſehr anſtändiges Honorar geſchickt. Bei alledem fällt es mir auch nicht entfernt ein, ſeine ärztliche Tüchtigkeit in Zweifel zu ziehen; was mir in hohem Grade mißfällt, ſind eben nur ſeine rein menſchlichen, ſeine Charaktereigenſchaften."

Das Meſſer in Gerda's Hand bebte, ſo daß es mit leiſem Klirren gegen den Rand des Tellers ſchlug. Aber ſie zwang ſich tapfer, äußerlich ruhig zu erſcheinen, während ſie fragte: „Und was iſt es, das Du an ihm auszuſetzen haſt?"

„Er iſt ein Streber, ein rückſichtslos ſelbſtſüchtiger, augenſcheinlich von brennendem Ehrgeiz verzehrter Menſch, dem zur Erreichung ſeiner Ziele alle Wege recht ſind, auch diejenigen, auf denen anſtändige und ehrenhafte Leute ſonſt nicht gerne zu wandeln pflegen."

Unfähig, ihren Zorn noch länger zu bemeiſtern, ſchob Gerda mit einer heftigen Bewegung ihren Teller zurück.

„Das iſt eine Unwahrheit, Paul, eine abſcheuliche Verleumdung! Wer iſt es, der Doktor Platenius einer unehrenhaften Handlung zu zeihen vermag?"

Leuendorf ſtellte ſich ſehr erſtaunt über den Ausbruch ihres Unwillens, und gleichſam, um ſie zu beſänftigen, meinte er: „Mein Gott, liebe Gerda, wenn ich gewußt hätte, daß meine harmloſe Bemerkung über einen gleichgiltigen Menſchen Dich in ſolche Aufregung verſetzen könnte, ſo hätte ich es natürlich vorgezogen, ſie zu unterdrücken. Du nimmſt Dich ja dieſes Doktors an, als wenn er Dein leiblicher Bruder wäre."

„Ich nehme mich ſeiner an, wie ich mich jedes Anderen annehmen würde, den ich unſchuldig verleumdet glaube. Und ich werde Deine Aeußerung für eine geradezu unverantwortliche halten, ſo lange Du nicht im Stande geweſen biſt, mir eine Unehrenhaftigkeit des Doktors nachzuweiſen."

„Nun, das wäre am Ende nicht allzu ſchwer, vorausgeſetzt allerdings, daß Du nicht geneigt biſt, die Handlungsweiſe des Herrn Doktors mit einem milderen Maß zu meſſen, als ich es leider zu thun vermag. Denn ich nenne es unehrenhaft, wenn ein Mann das Herz eines ungeliebten Mädchens durch alle erdenklichen Kunſtgriffe zu bethören ſucht, nur um ſich zugleich mit ihrer Hand auch mühelos in den Beſitz eines großen Vermögens zu bringen."

Das Linnen, welches die Tafel bedeckte, war nicht weißer, als es für einen Augenblick Gerda's Antlitz geworden war.

„Und das — das hätte Doktor Platenius gethan?" brachte ſie mit ſichtlicher Anſtrengung hervor.

„Allerdings. Die bedauernswerthe Tochter des Kommerzienraths Petermann weiß ein Liedchen davon zu ſingen, und nur der Menſchenkenntniß und Feſtigkeit ihres Vaters hat ſie es zu danken, daß ſie nicht wirklich an der Seite dieſes Mannes grenzenlos unglücklich geworden iſt."

„Iſt es zu viel verlangt, wenn ich Dich erſuche, mir

ſtatt dieſer unverſtändlichen Andeutungen kurz und klar zu erzählen, welches Verbrechens ſich Doktor Platenius gegen Fräulein Petermann oder ihren Vater ſchuldig gemacht hat?“

„Er war infolge vorübergehender Verhinderung des Hausarztes bei einer plötzlichen Erkrankung der Dame rein zufällig zu ihrer Behandlung berufen worden und — doch eine Frage zuvor, liebe Gerda: haſt Du Fräulein Melanie Petermann jemals geſehen?“

„Ich erinnere mich, irgendwo einer Dame dieſes Namens vorgeſtellt worden zu ſein, doch war das wohl ſchwerlich dieſelbe, von welcher hier die Rede iſt, denn ſie war klein und verwachſen, von überaus häßlichem Geſicht und mindeſtens fünfunddreißig Jahre alt.“

„Ganz recht! Das Porträt ſtimmt in allen Einzelheiten. Dieſe nämliche Dame alſo, die ganz und gar nichts von einer Venus in ihrem Aeußeren hat, kam in des Doktors Behandlung, und die Schönheit, welche ihr die zu erwartende große Mitgift verlieh, wog in den Augen des Herrn Doktors ſo vollſtändig all' ihre körperlichen Mängel auf, daß er ihr, noch ehe ſie ganz geneſen war, nach allen Regeln der Kunſt den Hof zu machen begann und ihr mit ſeinen bieder und treuherzig klingenden Phraſen, auf die er ſich ja ganz beſonders gut verſteht, auch richtig den Kopf verdrehte. Er erklärte ihr ſeine heiße, unauslöſchliche Liebe und erhielt ihre Zuſtimmung zu einer förmlichen Bewerbung um ihre Hand. Am nächſten Vormittag ſtellte er ſich dem Kommerzienrath als Freier vor, und unterließ es natürlich nicht, auch ihm gegenüber zu verſichern, daß nur eine unbezwingliche Leidenſchaft für Fräulein Melanie ihn zu dieſem Schritt beſtimme. — Der menſchenkundige Großinduſtrielle war natürlich weniger verblendet, als ſeine altjüngferliche und liebebedürftige Tochter; er hörte den Bewerber ruhig an,

um ihm dann mit kühler Bestimmtheit zu erklären, daß seine Tochter längst ein Alter erreicht habe, in welchem sie der väterlichen Zustimmung zu ihrer Verheirathung nicht mehr bedürfe, daß sie aber, wie er zur Vermeidung von Irrthümern nicht verschweigen wolle, auf eine andere Mitgift als auf eine den Verhältnissen angemessene Ausstattung nicht zu rechnen habe. Nach dem Tode ihrer Eltern werde ihr selbstverständlich das vorhandene Vermögen zufallen, bis dahin aber werde er sich zu irgend welchen Zuschüssen grundsätzlich unter keiner Bedingung verstehen. Der Herr Doktor soll darauf den Kommerzienrath lange angesehen haben, wie wenn er mit ärztlichem Kennerauge seine muthmaßliche Lebensdauer ungefähr abschätzen wolle; dann aber, so wurde mir erzählt, stand er plötzlich auf und verabschiedete sich mit der Erklärung, daß er unter solchen Umständen allerdings noch eine gewisse Bedenkzeit haben müsse. Lang war sie allerdings nicht; denn schon eine Stunde später empfing Fräulein Melanie durch expressen Boten einen Brief, in dem Doktor Platenius nach reiflicher Prüfung aller Verhältnisse mit blutendem Herzen zu dem Schluß kam, daß ihrer Vereinigung doch unübersteigliche Hindernisse entgegen ständen, und daß er ihr als Mann von Ehre — oder dergleichen — ihr Wort zurückgeben müsse. Wahrscheinlich war ihm eben die körperliche Konstitution des Herrn Petermann als eine zu gesunde erschienen."

Nur im Beginn seiner Erzählung hatte Gerda's blasses Gesicht noch ahnen lassen, was in ihrem Innern vorging. Dann aber hatten ihre schönen Züge wieder den gewöhnlichen, ruhigen Ausdruck angenommen, und nun, da Paul Leuendorf geendet hatte, konnte sie ihre Augen festen und klaren Blickes auf sein Antlitz richten, indem sie fragte: „Und diese Geschichte, die Du so merkwürdig genau kennst, sie ist in all' ihren Einzelheiten vollständig wahr?"

Leuendorf zog gleichmüthig die Schultern in die Höhe. „Ich kann natürlich nur wiederholen, was mir berichtet worden iſt. Aber ich habe meine Kenntniß allerdings aus ziemlich zuverläſſiger Quelle, nämlich von Petermann ſelbſt, der vor einigen Tagen ſeinem Herzen gegen mich Luft machte, obwohl um der blamirten Melanie willen ſonſt ſelbſtverſtändlich nicht viel Aufhebens von der Sache gemacht werden ſoll. Aber ſeine Entrüſtung war eben noch zu friſch, und er hielt es außerdem nicht für überflüſſig, mich zu warnen, da er ja weiß, daß Doktor Platenius auch in meinem Hauſe verkehrt. Uebrigens kannſt Du Dich nur an meine Frau wenden, wenn Du noch einige weitere Einzelheiten erfahren willſt. Ich müßte mich ſehr irren, wenn ihr Fräulein Melanie nicht neulich auf dem Balle beim Generalkonſul Dahlſtröm ihr kummerbeladenes Herzchen nach Frauenart rückhaltlos ausgeſchüttet hätte."

Antonie nickte zuſtimmend, doch Gerda ſagte kurz: „Mich verlangt nicht darnach, etwas Weiteres über eine Sache zu erfahren, die mich ſo wenig angeht wie dieſe. Aber ich bedaure meine vorige Heftigkeit, Paul, und ich kann Dich nur bitten, ſie mit meiner geringen Menſchenkenntniß zu entſchuldigen."

Wieder flog ein verſtändnißinniger Blick zwiſchen den Gatten hinüber und herüber, dann lenkte Paul die Unterhaltung ſehr geſchickt auf ein anderes, ganz unverfängliches Thema. Im Gegenſatz zu ihrem vorigen Schweigen betheiligte Gerda ſich jetzt mit einer Lebhaftigkeit an dem Geſpräch, hinter der wohl nur ein ſehr ſcharfes Ohr das Nachzittern der noch immer nicht ganz überwundenen ſeeliſchen Erregung wahrnehmen mochte.

Als die drei Tiſchgenoſſen ſich nach beendeter Mittagstafel erhoben und einander „Geſegnete Mahlzeit" wünſchten, hielt Paul Leuendorf die auffallend kühle Hand ſeines ſchönen Bäschens in der ſeinigen feſt.

„Ich habe da noch eine Bitte an Dich auf dem Herzen, liebste Gerda; aber ich weiß nicht recht, wie ich damit herauskommen soll, ohne unzart oder ungeschickt zu sein. Ich möchte nämlich bei Dir Fürsprache einlegen für Jemand, der schwer darunter leidet, daß Du ihn ohne jeden Grund etwas oberflächlich — um nicht zu sagen: unfreundlich — behandelst, und der doch zu bescheiden oder vielleicht auch zu stolz ist, um sich darüber zu beklagen."

In aufrichtiger Verwunderung blickte Gerda zu ihm auf. „Du siehst mich auf's Höchste erstaunt," sagte sie, „denn ich habe in der That keine Ahnung, wer dieser sträflich vernachlässigte Jemand sein könnte."

„Und doch glaube ich zu wissen, daß er Deinem jungen Herzen einst nicht ganz gleichgiltig gewesen ist, damals, als er noch die flotte Gymnasiastenmütze auf dem Lockenkopfe trug."

Gerda lächelte, und es war nicht die geringste Verlegenheit in ihrem Wesen, da sie erwiederte: „Ah, Du sprichst von Walter Jasmund, meinem Ritter aus der Tanzstunde? Und ihn soll ich durch Unfreundlichkeit gekränkt haben? Hat er sich bei Dir darüber beschwert?"

„Er ist sehr vorsichtig und zurückhaltend in seinen Aeußerungen, der arme Junge, seitdem das Schicksal ihn so hart zwischen die Scheeren genommen hat. Ich aber weiß, wie es in seinem Innern aussieht, und für mich genügt ein absichtslos hingeworfenes Wort, um mir eine lange Geschichte von geheimem Kummer und verborgenem Herzeleid zu erzählen."

„Aber ich verstehe Dich gar nicht, Paul! Sprichst Du denn da wirklich im Ernst? Inwiefern ist Walter Jasmund vom Schicksal heimgesucht worden? Ich hielt ihn für geistig und körperlich gesund, für wohlhabend und —"

Paul Leuendorf schüttelte wehmüthig den Kopf. „Du bist eben im Irrthum, liebe Gerda. Das Alles ist er frei-

lich gewesen; aber wie er infolge unverschuldeter Verluste schon heute aufgehört hat, wohlhabend zu sein, so wird es auch mit seiner Gesundheit allem Anschein nach bald riesenschnell bergab gehen. Daß er wahrscheinlich binnen Kurzem ein armer Mann sein wird, würde er vielleicht noch überwinden; aber daß er um dieser Armuth willen nun auch auf die Erfüllung eines sehnlichen, Jahre hindurch treu gepflegten Herzenswunsches verzichten muß — das vor Allem richtet ihn zu Grunde."

Ein aufrichtiges Bedauern prägte sich in Gerda's Zügen aus.

„Wie traurig das ist! Sein ernstes, wortkarges Wesen bei unserer ersten Wiederbegegnung war allerdings auch mir aufgefallen; aber ich ahnte nicht, daß es so beklagenswerthe Ursachen haben könne. Und es gibt gar kein Mittel, ihm zu helfen?"

Leuendorf zuckte mit den Achseln. „Mit einem Darlehen von zweimalhunderttausend Mark würde er in den Stand gesetzt werden, sich durch ein glänzendes Unternehmen binnen Jahresfrist zum Millionär zu machen. Aber es findet sich Niemand, der ihm dies Darlehen gibt, und dann, ehrlich gesagt, selbst wenn sich Einer fände, glaube ich kaum, daß ihm dies seinen verlorenen Lebensmuth wiedergeben würde. Denn die andere, die Herzensangelegenheit, bekümmert ihn eben thörichter Weise tausendmal mehr, als der bevorstehende geschäftliche Ruin."

„Die Herzensangelegenheit? Eine hoffnungslose Liebe also?"

„Freilich! Was könnte es Anderes sein? Und Du erräthst nicht, Gerda, wem diese hoffnungslose Liebe gilt?"

„Wie sollte ich das errathen? Bin ich doch jahrelang von Berlin entfernt gewesen und habe ich doch während der ganzen Zeit nicht ein einziges Mal von Walter Jasmund gehört!"

In voller Unbefangenheit und Ahnungslosigkeit hatte sie diese Antwort gegeben, Paul Leuendorf aber ergriff ihre Hand und sagte: „Komm'! Ich will Dir das Bild des Mädchens zeigen, für das mein armer Freund in so unglücklicher Leidenschaft entbrannt ist. Ich denke, Du solltest es kennen!"

Er hatte sie an den hohen Pfeilerspiegel geführt, welcher das Eßzimmer schmückte, und Gerda, die erst im letzten Augenblick seine Absicht erkannte, machte sich mit einer unwilligen Bewegung von ihm frei.

„Ah, willst Du Deinen Spott mit mir treiben? Oder ist dies etwa ein abgekartetes Spiel zwischen Dir und Deinem Freunde?"

„Weder das Eine noch das Andere, mein liebes Bäschen. Und ich hoffe, Du wirst es dem bedauernswerthen Walter nicht als ein Verbrechen anrechnen, daß er Dich noch immer liebt. Daß er Dir mit seiner Liebe jemals lästig fallen werde, hast Du ja wahrlich nicht zu fürchten, denn er würde sich eher die Zunge abbeißen, als daß er auch nur ein Wort davon gegen Dich über seine Lippen kommen ließe. Es ist noch nicht sehr lange her, daß er mir sagte: ‚Wäre ich ein reicher Mann und wäre jeder Verdacht einer eigennützigen Nebenabsicht ausgeschlossen, so würde ich Himmel und Erde in Bewegung setzen, um mir Gerda's Besitz zu erringen. Jetzt aber, da ich nahezu ruinirt bin, während sie über bedeutende Reichthümer gebietet, jetzt darf sie niemals ahnen, wie es in meinem Herzen aussieht, wenn es mich auch in ihrer Nähe fast übermenschliche Anstrengung kostet, es ihr zu verbergen!' So ungefähr sprach er, und ich mußte noch obendrein geloben, ihn ja nicht an Dich zu verrathen. Wenn ich dies Gelöbniß jetzt halb wider meinen Willen gebrochen habe, so geschah es wahrhaftig nicht etwa, um Dich zu einer Verbindung mit Walter Jasmund zu bereden. Erstens

liebſt Du ihn ja nicht, und zweitens kannſt Du ohne Frage ſehr viel beſſere Parthien machen, als er unter den obwaltenden Umſtänden eine iſt. Ich wollte Dich nur veranlaſſen, den armen Jungen ein klein wenig freundlicher zu behandeln, wie bisher, und ihn morgen Abend nicht wieder ſo beharrlich zu überſehen, wie Du es bisher gethan haſt. Gerade weil er ohnedies nicht das Geringſte zu hoffen hat, ſollteſt Du Dich nicht einer unnöthigen Grauſamkeit gegen ihn ſchuldig machen."

Halb abgewendeten Antlitzes hatte Gerda ihm zugehört. Die kleine, unmuthige Falte zwiſchen ihren Augenbrauen war zwar wieder verſchwunden, aber ein tiefer, nachdenklicher Ernſt lag auf ihren Zügen, als ſie nun plötzlich, ohne auch nur mit einer einzigen Silbe auf die Auseinanderſetzung ihres Vetters zu antworten, das Zimmer verließ.

Frau Antonie, die ſich bis dahin ſcheinbar ohne jede Theilnahme für die Unterhaltung in ihrem Schaukelſtuhl gewiegt und die blauen Rauchwölkchen ihrer Cigarette in zierlichen Ringeln zur Zimmerdecke emporgeblaſen hatte, meinte ſpöttiſch: „Mit welchem Eifer Du für Deinen Freund in's Zeug gegangen biſt! Haſt Du denn ein ſo großes Intereſſe daran, die Beiden zuſammenzubringen?"

„Ob ich ein Intereſſe daran habe? Das lebhafteſte, das ſich nur erdenken läßt, liebe Antonie. An dem Tage, an dem Gerda's Verlobung mit Jasmund veröffentlicht werden könnte, hätte ich einen Verdienſt von mindeſtens fünfzehntauſend Mark in der Taſche — vorausgeſetzt natürlich, daß dieſer Tag nicht in allzu nebelgrauer Ferne läge. Aber was hilft's, ſich den Mund wäſſerig zu machen! Die Ausſichten ſind ja leider verteufelt ſchlecht, und ich fürchte, daß ich mich nicht beſonders darauf verſtehe, Ehen zu ſtiften."

„Nun, die kleine Probe, welche Du da ſoeben abgelegt

haſt, war ſo übel nicht! Vielleicht, wenn ich nichts Beſſeres zu thun finde, werde ich Dir dabei ein wenig zu Hilfe kommen. Es müßte doch drollig ſein, das lange Geſicht dieſes Doktors Platenius zu ſehen."

„Ueberaus drollig," beſtätigte Leuendorf lachend. „Es wäre ein Genieſtreich, auf den Du ſtolz ſein dürfteſt, Antonie! Und an der Belohnung," er beugte ſich über ſie, um ſie auf die Stirn zu küſſen, „an der Belohnung ſollte es gewiß nicht fehlen!"

Viertes Kapitel.

Die ſchönen Räume der Leuendorf'ſchen Wohnung harrten feſtlich geſchmückt und erleuchtet der Gäſte, die zu dieſer letzten Winterunterhaltung geladen worden waren. Die feſtgeſetzte Stunde war da, und mit jedem Augenblick konnten die Gaſtgeber die erſten Ankömmlinge erwarten. In einer prächtigen Sammetrobe, deren Koſtbarkeit ſich für die Frau des Hauſes eigentlich kaum ſchicken wollte, rauſchte Antonie, mit Brillanten überreich geſchmückt, noch einmal durch alle die angenehm durchwärmten und durchdufteten Zimmer, um ſich mit raſchem Blick zu überzeugen, daß Alles in gehöriger Ordnung ſei.

In dem größten der vorhandenen Gemächer ſtand die zum Souper gedeckte, mit friſchen Blumen, Silbergeſchirr und werthvollem Kryſtall glänzend geſchmückte Tafel. Auf jedem Gedeck lag eine Karte mit dem Namen Desjenigen, für den der Platz beſtimmt war, und Frau Antonie, die an Geſellſchaftsabenden ganz überraſchende Hausfrauentugenden zu entwickeln pflegte, ließ ſich's nicht verdrießen, die Anordnuug dieſer Karten noch einmal einer genauen Prüfung zu unterziehen.

„Biſt Du es geweſen, der Walter Jasmund zu Gerda's Tiſchherrn beſtimmt hat?" rief ſie ihrem Manne zu, der im Nebenzimmer ungeduldig auf und nieder ſchritt.

„Allerdings, liebes Kind," gab der Gefragte zurück. „Denn wenn man sie nicht zwangsweise zusammenbringt, werden sie voraussichtlich während des ganzen Abends nicht fünf Minuten lang miteinander reden."

„Wohl möglich. Aber sie zu Tischnachbarn zu machen, wäre trotzdem das sicherste Mittel, Deinen Lieblingswunsch zu vereiteln. Während der Tafel ist man schon um seiner lauschenden Umgebung willen genöthigt, von den trivialsten und gleichgiltigsten Dingen zu reden, und wenn Gerda aus dem Munde Deines Freundes zwei Stunden lang derartige nichtssagende Phrasen vernehmen müßte, würde rettungslos der ganze, schwermüthige Zauber zerstört sein, mit welchem ich mich bemüht habe, Jasmund in ihren Augen zu umgeben. Nein, er muß im Gegentheil soweit als nur irgend möglich von ihr entfernt werden, und es geschah in wohl berechneter Absicht, daß ich ihm die magenleidende Frau Rautenberg zur Tischdame bestimmte. Die sprichst erfahrungsgemäß nie von etwas Anderem, als von ihrer Krankheit, und dazu kann er als artiger Kavalier doch unmöglich ein anderes als ein melancholisches Gesicht machen."

„Ich kann immer nur auf's Neue Deine Klugheit bewundern, liebste Antonie! Deine Gründe leuchten mir selbstverständlich vollkommen ein, und ich kann Dich nur bitten, das Arrangement ganz nach Deinem Ermessen zu ändern. Die größte Sorge bereitet mir allerdings dieser Doktor Platenius. Wie ich Gerda kenne, ist sie im Stande, geradezu eine Erklärung über die Petermann'sche Affaire von ihm zu verlangen, und wenn ich ihr auch in der Hauptsache wohl nur die Wahrheit erzählt habe, so konnte ich mir doch der besseren Wirkung halber einige kleine Ausschmückungen nicht versagen. Er wird klug genug sein, sich das zu Nutze zu machen, und dabei leichtes Spiel haben, da Gerda ohnedies etwas mißtrauisch gegen mich

iſt. Und ich Dummkopf mußte ihn in der ſicheren Erwartung, daß er ablehnen würde, noch ſelbſt an die Einladung erinnern! Jedenfalls müſſen wir nach Möglichkeit zu verhindern ſuchen, daß die Beiden Gelegenheit finden, ungeſtört miteinander zu reden."

Frau Antonie ſchüttelte lachend das ſchön friſirte Haupt.

„Das wäre ein fruchtloſes Bemühen; denn wenn ſie wirklich ineinander verliebt ſind, finden ſie eine ſolche Gelegenheit ſicherlich inmitten von hundert Aufpaſſern. Nein, mein Freund, da heißt es: das Verhängniß ruhig ſeinen Lauf nehmen laſſen! So wie die Beiden bis jetzt noch miteinander ſtehen, halte ich Gerda denn doch für zu ſtolz, als daß ſie geradezu eine Frage an Platenius richten ſollte. Doch ſtill. Wir dürfen jetzt nicht mehr von dieſen Dingen reden, denn ſie kann ja in jedem Augenblick aus ihrem Zimmer treten."

Es hätte dieſer vorſichtigen Mahnung nicht mehr bedurft, um das Geſpräch zu beenden; denn faſt in dem nämlichen Augenblicke ertönte die elektriſche Wohnungsglocke, deren Knopf außerhalb der Treppenthür angebracht war, ſo ſchrill und anhaltend, wie nur eine höchſt ungeſtüme Benutzung es veranlaſſen konnte, und Paul Leuendorf begab ſich in den Empfangsſalon, um den erſten, auf eine ſo heftige Weiſe Einlaß begehrenden Gaſt zu begrüßen.

Das verbindliche Lächeln, welches er ſich dafür zurecht gemacht hatte, verſchwand jedoch unwillkürlich von ſeinem Geſicht und das beabſichtigte Kompliment über die liebenswürdige Pünktlichkeit des Ankömmlings erſtarb auf ſeinen Lippen, als er dieſen Ankömmling nun wirklich vor ſich ſah.

Es war Walter Jasmund, und ſchon ſein Aeußeres verrieth, in einer wie hochgradigen ſeeliſchen Erregung er die Fahrt hierher zurückgelegt haben mußte. Allerdings befand er ſich in der herkömmlichen Geſellſchaftstoilette;

aber seine Kravatte hatte sich gelöst, die Brustknöpfe seines Oberhemdes waren nicht geschlossen, und sein lockiges Haar war wirr und unordentlich, wie wenn er es in Zorn oder Verzweiflung mit beiden Händen zerzaust hätte.

Mit einem raschen, angstvollen Blick durch die lange Flucht der glänzend erhellten Räume trat er auf Paul Leuendorf zu und sagte mit ganz veränderter, heiser klingender Stimme: „Gott sei Dank, daß ich Dich noch allein finde. Ich muß Dich unbedingt auf einige Minuten unter vier Augen sprechen, Paul!"

Der Hausherr zauderte und sah sich wie hilfesuchend nach seiner Gattin um.

„Ist es denn wirklich so eilig, lieber Walter? Gerade in diesem Augenblick, da ich des Eintreffens meiner Gäste gewärtig sein muß, kann ich mich Dir eigentlich kaum für eine besondere Unterhaltung zur Verfügung stellen."

„Du kannst nicht? Nun, so lebe wohl, denn ich bin nicht gestimmt, zu warten, bis Du eine Viertelstunde für mich übrig haben wirst."

Er wäre ohne Zweifel sogleich wieder fortgestürzt, wenn Paul Leuendorf ihn nicht am Arm ergriffen und ihn gewaltsam zurückgehalten hätte.

„Nun, nun, so war es nicht gemeint, und wenn es sich in der That um so wichtige Dinge handelt —"

„Es handelt sich um Leben und Sterben, Paul. Wenn nicht bis morgen Mittag Rettung gekommen ist, so bin ich hoffnungslos ruinirt."

„Den Teufel auch! Das ist ja eine nette Neuigkeit. Was in aller Welt hat sich denn zugetragen?"

Er hatte die Thür eines kleinen Gemaches geöffnet, das später als Rauch- und Spielzimmer dienen sollte, und Walter Jasmund hatte sich sogleich erschöpft auf einen der mit getriebenem Leder überzogenen Stühle niedersinken lassen.

„Was sich zugetragen hat? Die ganze Welt ist gegen mich verschworen! Wie auf Verabredung dringt es von allen Seiten auf einmal auf mich ein! Die ältesten Kunden fordern mehr oder weniger ungestüm ihre Einlagen und Depositen zurück. Ich muß meine ganze Kraft anspannen, um die erforderlichen Barmittel flüssig zu machen, und mitten in dieser ohnedies schon kritischen Lage trifft mich wie ein Blitz die Nachricht, daß ich voraussichtlich einen weiteren Verlust von nahezu zwanzigtausend Thalern erfahren werde."

Er suchte mit zitternden Händen in den Taschen seines Frackes und brachte endlich ein zerknittertes Telegramm zum Vorschein, welches er Leuendorf reichte.

„Da — lies selbst! Das empfing ich, als ich im Begriff war, mich für Deine Gesellschaft anzukleiden. Und wenn es auch vielleicht ein Wahnwitz ist, von Dir Hilfe zu erwarten, so wußte ich mir in meiner Verzweiflung doch keinen anderen Rath als den, mich an Dich zu wenden."

Er fuhr sich wieder mit der Hand durch das wirre Haar und starrte brennenden Auges auf den Teppich nieder. Der Andere aber entfaltete das angeblich so inhaltsschwere Blatt und las:

„Wilckens & Hart stehen unmittelbar vor der Insolvenzerklärung. Schon die morgen fälligen Wechsel werden wahrscheinlich nicht mehr honorirt. Wilckens selbst seit zwei Tagen verschwunden, hat wahrscheinlich Selbstmord verübt, da ihm verschiedene betrügerische Manipulationen zur Last fallen sollen. Aussichten für Gläubiger sehr gering. Sie haben sich hoffentlich rechtzeitig gedeckt. Mörner."

„Und Du hast Dich nicht gedeckt, mein armer Junge, wie es der Absender dieses Telegramms vermuthet? Und Du hast namhafte Forderungen an die Firma Wilckens & Hart?"

„Ein Wechsel über dreißigtausend Mark ist morgen fällig, und ein anderer von annähernd gleicher Höhe nach drei Tagen. Wenn die Vermuthung meines Korrespondenten zutrifft und Wilckens & Hart morgen ihre Zahlungen einstellen, so bin ich rettungslos gezwungen, auf der Stelle dasselbe zu thun. Denn was ich da verliere, ist nicht mehr mein eigenes Vermögen, sondern es ist das Geld meiner Gläubiger. Wenn ich den Glauben an meine Zahlungsfähigkeit nach dem Zusammenbruch jenes Hauses nur noch vierundzwanzig Stunden lang aufrecht zu erhalten suchte, so hätte ich aufgehört, ein ehrlicher Mann zu sein, und machte mich vor mir selbst wie vor dem Staatsanwalt zu einem betrügerischen Bankerotteur."

„Nun, nun! Nur nicht gleich den Kopf verloren! Du hast seit einiger Zeit die leidige Gewohnheit angenommen, Alles durch eine pechrabenschwarze Brille anzusehen. Und auch hier wirst Du nach ruhigem Nachdenken zu dem Schluß kommen, daß sich bei der großen Zahl Deiner Verbindungen sicher noch irgend ein Ausweg finden muß."

Der junge Bankier machte eine heftig verneinende Bewegung.

„Nur keine von diesen allgemeinen Redensarten, Paul, die mich vielleicht trösten sollen, während sie mich in Wahrheit dem Wahnsinn vollends nahe bringen. Was wäre mir denn auch damit geholfen, die Katastrophe noch um wenige Tage oder Wochen hinauszuzögern? Kliffborn allein kann mich retten, und wenn ich das Geld nicht haben kann, dessen ich bedarf, um es zu kaufen, so mag meinetwegen ebensowohl morgen als nach einem Monat Alles über mir zusammenbrechen!"

Er hatte den Namen des Gutes, das so unschätzbare Reichthümer in seinem Schoße bergen sollte, mit funkelnden Augen ausgesprochen; es war unverkennbar, daß der Gedanke an die Erwerbung von Kliffborn mit der

Macht einer fixen Idee von seinem Geiste Besitz ergriffen hatte.

Paul Leuendorf gab sich den Anschein, ein paar Minuten lang angestrengt nachzudenken, während er in Wahrheit nur mit gespannter Aufmerksamkeit auf das stetig lauter werdende Geschwirr der Stimmen in den anstoßenden Zimmern lauschte. Dann sagte er mit einem Ausdruck der Theilnahme, dessen aufrichtiger Klang ihn selber überraschen mochte: „Ich für meine Person würde um unserer alten Freundschaft willen ja mit Freuden jedes Opfer bringen, wenn ich nur eine entfernte Möglichkeit sähe, wie Dir damit zu helfen wäre. Aber ich habe kaum Geld genug, um die Lohndiener zu bezahlen, die meine Frau für den heutigen Abend gemiethet hat, und mein Kredit — na, wie es mit meinem Kredit aussieht, brauche ich Dir doch wohl nicht erst zu sagen."

Walter Jasmund richtete sich schwerfällig wie ein alter Mann von seinem Stuhle auf.

„Also nichts!" sagte er dumpf. „Freilich, ich war ein Narr; denn ich hätte mir's wohl selber sagen sollen, daß Du keine Hilfe für mich haben würdest."

Er ging unsicheren Schrittes zur Thür; Leuendorf aber legte ihm die Hand auf die Schulter und schüttelte ihn kräftig.

„Muth, alter Junge, Muth! Jedenfalls darfst Du nicht daran denken, so von hier fortzugehen. Ich werde das unter keinen Umständen geschehen lassen."

„Wie? Du meinst wirklich, ich sei in der Stimmung, hier bei der Gesellschaftskomödie Deiner Frau als Statist mitzuwirken? Entschuldige mich bei ihr unter jedem Vorwande, welche Dir passend erscheint; aber halte mich um Gottes willen nicht länger hier zurück!"

„Auch wenn ich Willens wäre, diesem Wunsche zu willfahren, könnte ich Dich vor der Berührung mit der

Gesellschaft beim besten Willen nicht mehr bewahren, mein lieber Walter. Dies Zimmer hat, wie Du siehst, nur einen einzigen Ausgang, der gerade in den Empfangssalon führt, in dem meiner Schätzung nach jetzt bereits ein großer Theil der Gäste versammelt sein dürfte. Du wirst doch nicht etwa wie eine Kanonenkugel zwischen ihnen hindurch nach der Ausgangsthür fahren wollen."

„O, auch das noch!" stöhnte Walter, und sein Blick irrte verzweifelt nach dem Fenster hinüber, als wolle er die Möglichkeit eines Sprunges aus dem zweiten Stockwerk in Erwägung ziehen.

Leuendorf aber trat vor ihn hin, und indem er ihm trotz seines anfänglichen Widerstrebens die verschobene Kravatte zurecht rückte, sagte er:

„Nun höre einmal ein gut gemeintes, vernünftiges Wort, mein Junge, und benimm Dich zum ersten Mal in Deinem Leben wie ein kluger, praktischer Mensch. Wenn Wilckens & Hart in der That bankerott sind, so ist das ein Unglück, welches kein Mensch *Dir* zur Last legen wird, und Du hättest zu unmännlicher Verzweiflung darum selbst im allerschlimmsten Falle nicht den geringsten wirklichen Grund. Aber wer weiß, ob sich bis morgen Früh die Lage nicht überhaupt vollständig geändert haben wird! Zwischen heute und morgen liegt eine lange Frist und in einer einzigen Nacht kann sich unendlich viel ereignen. Ich ersuche Dich darum, nein, ich *fordere* es geradezu als einen Beweis Deiner Freundschaft, daß Du bleibst! Nicht etwa auf eine Viertelstunde, bis sich Dir irgend eine Gelegenheit zu unbemerktem Entschlüpfen bietet, sondern für den ganzen Abend und — wenn die Anderen so lange aushalten — für die ganze Nacht. Du weißt, ich bin sonst nicht gerade ein altes Weib, heute aber habe ich eine ganz bestimmte Ahnung, daß Du es nicht bereuen wirst, meinem Verlangen gefolgt zu sein. Das Glück ist

Einem sehr oft gerade dann am nächsten, wenn man es meilenweit entfernt glaubt; man muß nur nicht so verblendet sein, es nicht zu sehen — und nicht so närrisch eigensinnig, die Hand zurückzustoßen, die es Einem bietet. Vielleicht finden wir später Gelegenheit, uns über diesen Gegenstand noch etwas näher zu unterhalten; denn für jetzt darf ich mich wirklich nicht länger unsichtbar machen, wenn ich nicht unliebsames Aufsehen bei meinen Gästen erregen will. Ich bin ohnedies neugierig genug, wie meine kluge Frau es angefangen haben wird, meine Abwesenheit zu entschuldigen, und mit welchen Gesichtern man uns da draußen empfangen wird. Willst Du mich sogleich begleiten, oder wünschest Du, daß ich Dir erst in unauffälliger Weise eine halbe Flasche Champagner hierher schicke, um Deine Lebensgeister ein wenig aufzufrischen?"

Während seines ermunternden Geplauders hatte er mit der Geschicklichkeit eines erfahrenen Kammerdieners die kleinen Unordnungen in Walter's Anzuge beseitigt, und der junge Bankier hatte es mit stumpfer Resignation geschehen lassen, da er sah, daß sein Sträuben zwecklos gewesen wäre, und daß er sich hier wirklich in einer Art von Gefangenschaft befand. Nur gegen das letzte Anerbieten Leuendorf's wehrte er sich mit Entschiedenheit.

„Nichts von Champagner oder dergleichen," sagte er. „Ich bin während der letzten Tage hier und da so thöricht gewesen, meine Sorgen in Wein betäuben zu wollen, aber ich habe die kurze Erleichterung mit verdoppeltem Ekel gegen mich und gegen das Dasein bezahlen müssen. Gerade weil ich der Versuchung nur zu leicht unterliege, habe ich mir's geschworen, keinen Tropfen mehr über die Lippen zu bringen."

Leuendorf lächelte ein wenig spöttisch hinter dem Rücken des Freundes; aber er unterdrückte die Bemerkung, die ihm wohl auf den Lippen liegen mochte, und schob seinen

Arm unter denjenigen Walter's, um ihn zu der Gesellschaft zu führen, wo er sich dann beeilte, ihn bei einer Gruppe älterer Herren abzusetzen. Wie er es vermuthet hatte, war der größere Theil der Geladenen bereits erschienen, und der Hausherr hatte vollauf zu thun, sich mit dem Aufgebot seiner ganzen Liebenswürdigkeit und seines schlagfertigen Witzes bei den einzelnen Gruppen wegen der verspäteten Bewillkommnung zu entschuldigen.

An dem Doktor Platenius, welcher abseits von den Anderen in einer Bildermappe blätterte, streifte er mit so auffällig kurzem Gruß vorüber, daß der junge Arzt in sichtlicher Verwunderung den Kopf erhob. Es war ihm wohl anzumerken, daß er sich in dieser Umgebung überhaupt sehr wenig behaglich fühlte, und daß es in der Gesellschaft, die Frau Antonie Leuendorf da um sich geschaart hatte, kaum Jemand gab, dessen Persönlichkeit ihn angezogen hätte. Waren es doch zum größten Theil Börsenleute von jener Gattung, die man in der soliden Geschäftswelt nicht für vollkommen ebenbürtig ansieht; wenngleich gar mancher dieser Herren durch sein selbstbewußtes Auftreten und durch die haselnußgroßen Brillanten seiner Gattin von den gesegneten Erfolgen seiner wenig anstrengenden kaufmännischen Thätigkeit Kunde gab. Ein Opernsänger, der mehr durch seine Schönheit und durch die große Zahl seiner Liebesabenteuer als durch seine Kunst von sich reden gemacht hatte, einige an Börsenzeitungen beschäftigte Journalisten, die stets in Frau Antonien's unmittelbarer Nähe zu erblicken waren, und ein blutjunger Rechtsanwalt, der unaufhörlich mit fast überlauter Stimme in einem sehr geschraubten Deutsch von seinen Prozessen und von seinen glänzenden Erfolgen als Vertheidiger sprach — das waren außer Platenius diejenigen Elemente, die nicht unmittelbar als zur Börse gehörig zu betrachten waren; aber auch mit ihnen fühlte

er ſich durch keine ſympathiſche Beziehung irgend welcher Art verbunden.

Sein Blick hatte vom erſten Moment ſeines Hierſeins an nur Gerda's zierliche Geſtalt geſucht, und wie ein frohes Aufleuchten war es über ſein ernſtes Geſicht gegangen, als er ſie endlich inmitten einer lebhaft plaudernden Damengruppe erſpähte. Ueberſtrahlte ſie an Schönheit und natürlicher, herzgewinnender Anmuth doch bei Weitem Alle, die ſie umgaben, obwohl ihre aus einem ſchlichten weißen Kleide beſtehende Toilette ſicherlich die einfachſte von allen hier vorhandenen war, und obwohl ſie jeden anderen Schmuck als den durch einige geſchickt gewählte friſche Blumen verſchmäht hatte.

Wohl war es Platenius' erſte Regung geweſen, auf Gerda zuzueilen, und ſie mit einem herzlichen Wort zu begrüßen. Aber als er ſich dann dem Kreiſe genähert hatte, von welchem ſie feſtgehalten wurde, und als die junge Dame ſeiner anſichtig geworden war, hatte ſie ſich mit ſo unzweideutiger Entſchiedenheit nach einer anderen Seite gewendet, daß Platenius an ihrer Abſicht, ſeiner Anrede auszuweichen, nicht mehr zweifeln konnte. Für einen Augenblick hatte ihn dieſe Wahrnehmung wohl befremdlich und ſchmerzlich berührt, dann aber hatte er ſich in der Erinnerung an ihr letztes Geſpräch mit einer Regung freudiger Hoffnung geſagt, daß ſie ihn wohl nicht unter den neugierigen Augen ſo vieler läſtiger, gleichgiltiger Menſchen zu begrüßen wünſche. Er hatte ſich daher, ohne ſeinen Verſuch zu wiederholen, in einen der ſtillſten Winkel zurückgezogen, geduldig des Augenblickes harrend, da ſich endlich eine günſtigere Gelegenheit bieten würde, Gerda zu ſprechen.

Die Bildermappen, die er anfänglich nur aufgeſchlagen hatte, um für ſeine Abſonderung von der übrigen Geſellſchaft einen gewiſſen äußeren Vorwand zu haben, fingen

nachgerade an, ihn wirklich zu intereſſiren und feſſelten ſeine Theilnahme ſchließlich ſo ſehr, daß er ſeine Umgebung vergaß und auch den leichten Schritt überhörte, der ſich ſeinem Platze genähert hatte. Erſt der Klang einer wohlbekannten Stimme ließ ihn in freudiger Ueberraſchung auffahren; denn dieſer weiche, beſtrickende Klang gab ihm ja die Gewißheit, daß ſeine Vermuthung eine berechtigte geweſen war.

„Sie müſſen ſich hier wahrlich ſehr wenig heimiſch fühlen, Herr Doktor, wenn Sie die Unterhaltung mit dieſer ſtummen Geſellſchaft dem Geſpräch mit der lebendigen vorziehen. Seien Sie verſichert, daß ich mir ſchon ſeit geſtern die bitterſten Vorwürfe mache, weil ich Sie in einer unbegreiflichen Anwandlung von Uebermuth durch meine Lüge gezwungen habe, dieſe unwillkommene Einladung anzunehmen."

Der Ton, in welchem Gerda das geſprochen hatte, war wohl fremder und herber, als Platenius ihn ſonſt von ihren Lippen vernommen; aber noch glaubte er nur an eine Täuſchung, denn wie hätte ſie dazu kommen ſollen, ihn hier in ſeiner Abgeſchiedenheit aufzuſuchen, wenn ſie nicht von ihrem Herzen dazu getrieben worden wäre?

Darum ſchlug er raſch die geöffnete Mappe zu und ſagte, indem ſein Blick den ihrigen ſuchte: „Wohl war es eine Lüge, Fräulein Gerda; aber eine Lüge, die mich ſehr glücklich gemacht hat, da ſie mir bewies, daß Sie ein klein wenig Werth auf meine Anweſenheit legen. Erlauben Sie mir darum, Ihnen von ganzem Herzen für dieſe liebenswürdigſte aller Unwahrheiten zu danken."

Sekundenlang preßte Gerda die Lippen zuſammen, und ihre Augen hafteten auf der Malerei des einfachen, weißſeidenen Fächers, den ſie in den Händen hielt; dann aber ſah ſie mit einem kalten und ſtolzen Blick voll zu Platenius auf und erwiederte ſchroff: „Ich wüßte nicht,

daß Sie eine Veranlaſſung dazu hätten, Herr Doktor. Was meine geſtrige Handlungsweiſe beſtimmte, war — wie geſagt — eine Anwandlung von Uebermuth, für die ich jetzt ſelber keine Erklärung mehr habe. In der Abſicht, Ihnen eine Freude zu bereiten, that ich meine unüberlegte Aeußerung jedenfalls nicht."

Platenius war ſehr blaß geworden; aber das Unerwartete und Unbegreifliche in Gerda's ſo plötzlich verändertem Benehmen machte ihn verſtummen. Die Antwort oder die Frage, welche ſie vielleicht erwartet hatte, erfolgte nicht, und nachdem ſie einander noch für eine allerdings nur verſchwindend kurze Zeit ſchweigend gegenüber geſtanden, wandte Gerda ſich einer eben vorübergehenden Dame zu, um ſchon in dem nächſten Augenblick hinter dem Vorhange der in das Nebenzimmer führenden Thür dem Blick des Doktors zu entſchwinden.

Eine Weile ſchwankte der Zurückgebliebene, ob er noch länger hier verweilen oder ob er dem Antrieb ſeines verletzten Ehrgefühles folgen und ſich entfernen ſolle. Schon das nahezu unhöfliche Benehmen des Hausherrn hatte ihm vorhin für einen Moment dieſen letzteren Gedanken nahegelegt, aber es wäre ihm damals vielleicht minder ſchwer gefallen, ihn zur That zu machen, als jetzt, wo er ſich vor einem Räthſel ſah, für das ihm trotz alles Grübelns jegliche Erklärung fehlte. Ohne daß er ſich auch nur durch einen Blick gegen ſie vergangen hätte, war ihm Gerda plötzlich in der Haltung und mit der Miene einer Feindin gegenüber getreten; ſie hatte ſich nicht damit begnügt, ihm gefliſſentlich auszuweichen, ſondern ſie hatte ihn aus eigenem Antrieb aufgeſucht in keiner anderen Abſicht, als um ihn auf das Empfindlichſte zu verletzen. Und der Grund, den ſie für einen ſo gehäſſigen, ja faſt unweiblichen Wechſel ihres Verhaltens gegen ihn doch jedenfalls gehabt haben mußte? Er be-

mühte sich vergebens, ihn zu finden, wie gewissenhaft er sich auch jede Einzelheit ihrer gestrigen Unterhaltung in's Gedächtniß zurückrief, und wie strenge er sich auch über jedes seiner Worte, ja, über jeden seiner Gedanken Rechenschaft ablegte.

Und das Verlangen, dieses schmerzlichen Räthsels Lösung zu erhalten, überwog zuletzt alle Bedenken, welche das Gefühl unverschuldeten Gekränktseins einem längeren Verweilen in der Gesellschaft entgegensetzen wollte. Er entschloß sich zu bleiben, so lange wenigstens, bis er noch einmal versucht haben würde, Gerda zu sprechen und eine Erklärung von ihr zu erlangen. Dazu aber schienen vorerst die Aussichten freilich recht gering; denn Frau Antonie, die ihn im Gegensatz zu ihrem Gatten mit ganz besonderer Liebenswürdigkeit behandelte und ihm scherzhafte Vorwürfe über seine einsiedlerischen Neigungen machte, führte ihn zu einer jungen Dame, deren Kavalier er während der Tafel sein sollte, und gleich nachher wurde denn auch das Zeichen zum Beginn des Soupers gegeben.

Es war nicht zu leugnen, daß das Ehepaar Leuendorf eine nicht gewöhnliche Geschicklichkeit für die Veranstaltung derartiger Festlichkeiten besaß; denn die Vertheilung der Gäste war eine so glückliche, die Beschaffenheit der Speisen und der Weine war eine so ausgezeichnete, daß es schon nach dem ersten Gang fast nur heitere und von fröhlichem Genießen angenehm geröthete Gesichter gab. Leuendorf hatte die Gesellschaft in einem kurzen, launigen Trinkspruch willkommen geheißen und einige Anspielungen auf Börsenereignisse allerjüngsten Datums, die er geschickt in seine kleine Rede eingeflochten, hatten nicht verfehlt, bei dem größten Theil der anwesenden Herren ganz besondere Heiterkeit hervorzurufen. Man war auf allen Seiten in der denkbar besten Laune. Zwei Fondsmakler schwelgten, obwohl sie ziemlich weit voneinander entfernt saßen und

ihre Stimmen deshalb sehr anstrengen mußten, in der Erinnerung an ihr letztes, gemeinsames Champagnerfrühstück bei Dressel; die Damen mit den haselnußgroßen Brillanten ließen sich von den Journalisten allerlei neckische Dinge in's Ohr flüstern, und der blutjunge Rechtsanwalt erhob sich zu einem Trinkspruch auf das gesammte weibliche Geschlecht, der nicht gerade glänzende Vorstellungen von seiner forensischen Beredtsamkeit erwecken konnte.

Auch Doktor Platenius war durch seine muntere und sehr mittheilsame Tischnachbarin bald in ein Gespräch verwickelt worden, das — wenigstens von ihrer Seite — mit großer Lebhaftigkeit geführt wurde, so daß es für einen entfernter sitzenden Beobachter wohl den Anschein gewinnen konnte, als sei auch der junge Arzt bereits von der allgemeinen Lustigkeit angesteckt worden. Und an einer geheimen Beobachtung seines Benehmens hatte es, wenigstens während der ersten Hälfte des Soupers, nicht gefehlt, wenn Gerda ihre Blicke auch noch so verstohlen und unauffällig als möglich zu seinem Platze hinüber sandte. Ueber ihre eigene Gemüthsstimmung dabei ein Urtheil zu gewinnen, wäre wohl selbst dem gewiegtesten Menschenkenner sehr schwer geworden, denn während sie in einem Augenblick mit fest zusammengepreßten Lippen und beinahe düsterem Blick ohne jede Theilnahme für ihre Umgebung vor sich hinschaute, war sie im nächsten von übersprudelnder Fröhlichkeit, und ihr helles Lachen konnte dann zuweilen all' das Geschwirr durcheinander redender Stimmen übertönen.

Nur ein einziges Paar an der ganzen, vom übermüthigsten Frohsinn beherrschten Tafel gab es, das von den hochgehenden Wogen der Heiterkeit völlig unberührt blieb, und das sich nicht einmal bemühte, den Anschein zu erwecken, als nehme es Theil an der Freude der Anderen. Das war Walter Jasmund und seine Dame, eine noch

junge, aber bleich und kränklich aussehende Frau, welche den Lohndiener jedesmal, wenn er ihr mit einer neuen Schüssel nahte, durch ein Kopfschütteln und einen tiefen Seufzer bedeutete, weiterzugehen. Schon bei der Schildkrötensuppe hatte sie Walter erzählt, daß sie sich ihr langwieriges Magenleiden mit aus Indien gebracht habe, wo sie zwei Jahre lang mit ihrem Gatten gelebt, und bei jedem weiteren Gange, den sie unberührt vorbeipassiren lassen mußte, hatte sie ihn in ein weiteres Kapitel ihrer unendlichen Krankheitsgeschichte eingeweiht. Sicherlich hatte sie für dies oft behandelte Schmerzensthema niemals einen geduldigeren Zuhörer gefunden, als Walter Jasmund es heute war. Wenn seine Gedanken auch unzweifelhaft bei ganz anderen Dingen weilten, als bei den verschiedenen mehr oder weniger falschen Kurmethoden, denen die bedauernswerthe Frau Rautenberg seit ihrer Heimkehr aus Indien unterworfen worden war, so hatte er doch noch Sammlung und Selbstbeherrschung genug, hier und da eine Redepause seiner Nachbarin leidlich passend mit einem Ja oder Nein auszufüllen, und seine Miene war ganz darnach angethan, auch den weitesten Ansprüchen der Dame in Bezug auf schmerzliche Antheilnahme Genüge zu thun.

Ob er sein Gelöbniß vergessen hatte oder ob er nicht mehr die Kraft besaß, ihm einer so starken Versuchung gegenüber treu zu bleiben — genug, Walter Jasmund trank von den reichlich kredenzten schweren Weinen viel mehr, als irgend ein Anderer an der Tafel. Und wenn auch sein Gesicht dadurch nur um so fahler und farbloser zu werden schien, waren doch die stark pulsirenden Adern an seinen Schläfen hoch aufgeschwollen, und auf dem Grunde seiner Augen lauerten bereits glitzernd und funkelnd die unheimlichen Dämonen des beginnenden Rausches.

Während er scheinbar aufmerksam dem langen Klage-

lied seiner Nachbarin zuhörte, tastete seine Hand wie unwillkürlich wieder und wieder nach der inneren Brusttasche seines Frackes, in welcher sich ein bei jeder Berührung leise knisterndes Papier und ein harter, länglicher Gegenstand befanden. Das Papier war die Unglücksdepesche seines Frankfurter Korrespondenten, welche ihm das bevorstehende Falliſſement der Firma Wilckens & Hart anzeigte, der harte Gegenstand aber war ein Revolver. Und jedesmal, wenn er sich überzeugt hatte, daß die Waffe noch vorhanden sei, hatte Walter Jasmund nur den einen Gedanken, daß es sehr vernünftig gewesen sei, sie noch im Augenblick des Fortgehens statt der Cigarrentasche zu sich zu stecken. —

Eine lange Reihe von Toasten war ausgebracht, und eine große Anzahl silberhalsiger Champagnerflaschen darüber geleert worden, als Frau Antonie endlich das Zeichen zum Aufheben der Tafel gab. Die älteren Herren verschwanden nacheinander im Rauchzimmer, nachdem Paul Leuendorf Jedem mit sehr geheimnißvoller Miene in's Ohr geflüstert hatte, daß dort auch ein in Eis gekühltes Fäßchen Münchener Hofbräuhausbieres seiner Bestimmung harre. Die Anderen begaben sich mit den Damen in den Musiksalon, wo zunächst der schöne Opernsänger von allen Seiten um eine Spende aus den reichen Schätzen seiner Kehle bestürmt wurde. Der Künstler ließ sich zwar ein wenig zureden und versicherte wiederholt, daß er nach dem Essen — und er hatte allerdings für Drei soupirt — schlecht aufgelegt sei; aber er sang doch schließlich ein paar kleine, süßliche Lieder, durch welche die Damen mit den großen Brillanten in helles Entzücken versetzt wurden.

Nun war es Gerda, um welche sich die jungen Mädchen mit der Bitte drängten, daß sie etwas spielen möge, und schon war sie wirklich an den Flügel getreten, um, wie es schien, unter den dort liegenden Noten etwas aus-

zuwählen, als ihr Blick auf Platenius fiel, der kaum drei Schritte von ihr entfernt ſtand und erwartungsvoll ihrem Beginnen zuſah. Und dieſe zufällige Wahrnehmung mußte genügt haben, ſie plötzlich anderen Sinnes zu machen; denn ſie erklärte jetzt mit aller Entſchiedenheit, daß ſie nicht geſtimmt ſei, zu ſpielen, und ſie beharrte auf dieſer Weigerung trotz allen Bittens der Anderen. Aber als nun einer der jungen Herren von der Börſe an ihre Stelle trat, um unter jubelndem Beifall den „Schulreiter am Klavier" und einige andere, ebenſo geſchmackvolle Scherze vorzutragen, da mochte es ihr doch wohl unerträglich werden, dieſem Mißbrauch des ſchönen Inſtruments zuzuſehen, und ſie zog ſich in das Boudoir Antoniens zurück, das durch eine Ampel von rothem Glaſe nur matt erleuchtet wurde, und in welchem ſich jetzt Niemand befand.

(Fortſetzung folgt.)

Wilde Triebe.

Novelle

von

Anton v. Perfall.

(Nachdruck verboten.)

1.

Auf der Schattenseite ging der Schnee nicht mehr weg, das Vieh mußte sich seit einer Woche mit der, wenig Futter bietenden steinigen Sonnenseite der Ahornalm begnügen. Das Gegröl der Brunfthirsche tönte schon die ganze Nacht durch den engen Kessel, aber die Marei, des Stroßnerbauern einziges Kind, ließ sich dadurch nicht zum Abzug bewegen.

Mit kräftigen Scheltworten jagte sie das widerstrebende Vieh von dem noch wohlgefüllten Heustadel, den es jeden Morgen blökend umkreiste, auf die magere Weide, ließ es sich auch nicht verdrießen, selbst voraus zu steigen, um einen noch einigermaßen brauchbaren Weideplatz auszusuchen.

Den ganzen Tag über schallten ihre Schelt- oder Lockrufe, oder auch ein Juchschrei, die Strophe eines Liedes

Sie rang jährlich mit der unergiebigen Alm, mit dem abrutschenden, sie langsam aber sicher bedeckenden Geröll, mit dem Schnee, der im Frühjahr nicht weichen wollte und im Herbst von Jahr zu Jahr früher sich eindrängte. Doch sie wich nicht. „D' Kirchweih bringt mi abi, sonst koan Teuf'l net!" war ihr Spruch.

Dieſen Trotz hatte ſie vom Vater, dem alten Strotznerbauern, der führte dieſen Kampf ſchon ein halbes Jahrhundert mit der Ahornalm. Jedes Frühjahr, wenn er aufzog, wetterte und fluchte er über die neuen Verheerungen des Winters, die immer mehr anwachſenden Schutt- und Gerölflächen, brachte aber doch kein Stück Vieh weniger. „Heuer muß ſie's noch thun, und wenn das Vieh Stoan'r freſſ'n müßt'!" meinte er.

Der Strotznerhof hatte eine hohe, einſame Lage, noch dazu auf einem ſchattigen Gehänge. Wenn unten im Dorfe die Wieſen ſich ſchon mit leiſem grünen Schimmer überzogen, deckte dort oben noch eine Schneekruſte die Felder; und im Herbſte, wenn unten das Vieh noch auf der Heimweide ſich tummelte, die Heuſchober noch unberührt lagen, fiel oben ſchon der Schnee und zwang zur Stallfütterung.

Jeder Halm mußte alſo ausgenutzt werden, wenn der Viehſtand nicht vermindert werden ſollte, und das wollte der Strotzner nicht, das war gerade ſein Stolz. „I will den Faulenzern unten im Thal, denen 's Gras in's Maul 'nein wachst, zeig'n, was ma leiſt'n kann mit Fleiß und Verſtaud," ſagte er.

Abgeſchloſſen, feindſelig, mißtrauiſch, war er auch zäh wie Maſerholz, außen uud innen. Sein Weib ſtarb früh, ſein einziges Kind, die ſchöne Marei, wuchs an dieſem Knorren empor, kein Wunder, daß die Blüthe rauh und herb ausfiel, ſtachlig, ohne Duft. Das freute aber den Alten, das war etwas für ſeine rauhen Hände, da war nichts daran zu zerbrechen, zu verderben, die wuchs auch unter dem Schnee.

Ja, ſie wuchs nur zu üppig, mit zu trotziger Kraft über den Knorren hinüber, wie wucherndes Unkraut.

Marei führte, kaum aus der Feiertagsſchule, die Herrſchaft auf dem Hofe, und ſie that es mit ſolchem Ver-

ſtändniß, daß ſein Poltern dagegen keinen Beſtand hatte. Nur Eines wurmte ihn bitter an ihr, ihre Vergnügungsſucht, welche ſie aller Sitte des Stroßnerhofes zuwider immer wieder hinunter führte in das Dorf, auf den Tanzboden, und andererſeits das junge Volk hinauf lockte auf den Hof. Das Herumſtreichen der Burſche war ihm verhaßt; er wußte, daß Marei ſie Alle zum Beſten hatte, und der Rechte nicht ſo leicht kommen werde, aber der Gedanke nur, daß Einer von den „Frettern" ſeinen Platz einnehmen ſollte, während er als „Austragler" im Winkel ſaß, machte ihn toll. Lieber Einen von „drübn", vom anderen Thal, nur von denen da unten an der Sonnenſeite, die er beneidete, ſollte es Keiner ſein.

Deshalb begünſtigte der Stroßnerbauer zur allgemeinen Verwunderung, da es mit ſeinem ſonſtigen Stolz gar nicht übereinſtimmte, auffallend einen jungen Burſchen, einen Tiroler, der im Staatsforſt als Holzknecht diente und nichts beſaß, als ein kleines, verſchuldetes Gut im Zillerthal.

Marei ſah den ſauberen Burſchen mit den ſchwarzen luſtigen Augen, dem flott aufgedrehten Schnurrbart, dem elaſtiſchen Weſen, ſichtlich gerne und benützte ihn in ihrer rückſichtsloſen Weiſe als Abwehr gegen die ſelbſtbewußte, ſtürmiſche Werbung eines wohlhabenden Bauernſohnes vom Dorfe, des Toni Griesberger, in welchem der alte Stroßner inſtinktiv ſeinen Verdränger fürchtete und haßte.

Der „rothe Toni", wie man ihn ringsum nannte, war ein Gewaltmenſch, von jenem unbändigen, ſchrankenloſen Freiheitsdrang beſeelt, der nur zu oft zur zügelloſen Rohheit, ja, bis zum Verbrechen führt. Jedes Geſetz, jede Vorſchrift war ihm ein Reiz zur Uebertretung, gegen jeden Widerſtand ſtemmte er mit ſtierartiger Beharrlichkeit ſeine breite Bruſt, ſeine gedrungene, ſchmale, ſchneeweiße Stirne, in die, wie aus Holz geſchnitzt, ſchwere rothe Locken herein hingen.

Marei erkannte Verwandtes in ihm, sein keckes Daraufloßgehen imponirte ihr, sie hätte es sicherlich gerade so gemacht, wenn sie ein Mann gewesen wäre, aber zugleich reizte sein selbstbewußtes Werben ihr eigenes, trotziges Wesen zum Widerstand.

So bevorzugte sie erst nur zum Trotz den Prentner Loisl, dessen weich-sinnliches Wesen sie zwar nicht sonderlich anzog, dazu kam noch, daß der Vater für ihn zu offenkundig Partei ergriff, und er selbst sich diesen Umstand zu Nutze zu machen schien; das war in ihren Augen verächtlich, nicht männlich. Doch allmälig ließ sie dieses beharrliche, herzliche Werben, dieses lyrische Umkosen des schönen Burschen nicht unberührt. Diese andächtigen, heißen Blicke, seine weiche Stimme, sein „G'sangl", das immer nur sie zum Gegenstand hatte, diese unzähligen kleinen verliebten Aufmerksamkeiten weckten die Sinne in dem abgehärteten Leib. Sein Werben glich dem berauschenden Frühlingswerben im Bergwald, wenn es in allen Wipfeln flattert und zwitschert, der Spielhahn balzt und tanzt auf der Schneid' — im Gegensatz zu dem des rothen Toni. Das war mehr ein jäher Angriff, dessen sie sich zu erwehren hatte. So sah sie in herbstlichen Mondnächten den kampflustigen Hirsch das scheue Wildprett grölend umkreisen; sie sah oft vom kleinen Kammerfenster aus, mit sonderbarer Erregung, dem wilden Spiele zu, aber der Frühling war ihr doch lieber mit seiner sonnigen, farbigen Pracht.

Im Uebrigen konnte sich Keiner eines augenfälligen Vorzuges rühmen.

Marei dachte noch nicht an's Heirathen, zum Bäuerinspielen war noch immer Zeit genug; so war es ja viel lustiger, „angejagert" zu sein von allen Seiten, und dem Vater eilte es ja auch nicht mit der Uebergabe des Hofes.

Sie verstand es vortrefflich, die beiden Burſche auseinander zu halten. Beim Toni ging's leicht, denn der Menſch kannte keine Eiferſucht; das ärgerte ſie aber, zu „einbilderiſch“ war er dazu, als wenn ſie ihm nimmer auskönnt', und der Loisl gar nicht zu rechnen wär'.

Der aber mußte gehalten werden. Sein gutmüthiges, nichts weniger als kampfluſtiges Weſen änderte ſich plötzlich, wenn der Griesberger erſchien. Ja, wenn nur ſein Name genannt wurde, flammte es auf wie Haß in dieſen mandelförmigen dunklen Augen; der rothe Burſch mit den wie aus Stein gemeißelten Zügen, den kalten grauen Augen, erſchien ihm als ſein natürlicher Feind.

Er wußte trotzdem ſehr wohl, was Marei an dieſem gefiel: das, was ihm fehlte, das herriſche, ſelbſtbewußte Weſen, das Mittendurchgehen. Muth hatte er gewiß, wenn er auch nicht wilderte wie der Toni und auf allen Bierbänken damit prahlte. Freilich, ein wenig Wildern gehörte zu einem flotten, ſchneidigen Burſchen in den Augen der Mädels, und der Toni war der Anführer des ganzen Unweſens; Marei zog den Loisl oft auf, daß er ſich ganz ferne davon hielt, vor den Forſtleuten ſo viel Reſpekt habe. Die Jägerei lag ihr in Fleiſch und Blut, ſie wäre am liebſten ſelbſt mit auf die Pürſch gegangen, aber der Toni ließ ſich nicht dazu bewegen, ſie mitzunehmen.

Den Sommer über, wenn Marei auf der Alm war, und Loisl die ganze Woche weit weg auf einem Holzſchlag, war der Toni unbedingt im Vortheil; er machte ſich Zeit, auch ſeine geheimen Gänge führten ihn auf die Ahornalm, und dort oben unter den Steinwänden fiel ſein gewaltthätiges hartes Weſen der Marei nicht auf, ſie ſah in ihm nur den ſchneidigen Mann. Anders im Winter in der Spinnſtube! Da war des Loisl Zeit mit Zither und Guitarre, ſeinem heiteren, leicht beweglichen Sinn und ſeinem guten offenen Herzen.

Und dieſe Zeit rückte heran, in nächſter Woche am Freitag wollte Marei abziehen von der Alm.

„G'rad extra am Freitag, weil's den Tag ſo verſchrei'n als Unglückstag," ſagte ſie.

Der Strobnerbauer hatte Loisl einen Auftrag gegeben für Marei, ſo machte er heute früher Feierabend und trat den Weg zur Alm an. Das Thal lag ſchon in dunkelblauem Schatten, um die in herbſtlicher kalter Klarheit ſich erhebenden Berghäupter ſpielte das letzte Licht. Ein Hirſch grölte, im Walde fiel ein Schuß.

„Kirchweihbraten!" dachte Loisl, und da der Schall von der Richtung der Ahornalm hertönte, fiel ihm der Griesberger ein. War er es, kam er gewiß den Abend auf die Alm, und gerade heute hatte er vor, einmal ein ernſtes Wort zu ſprechen mit der Marei.

Daß der Förſter oder der Jäger dem Toni nicht einmal das Handwerk legte! Wenn er Jäger wäre, er wollte kurzen Prozeß machen!

Da ſtand er auf der Schneid', unter ihm der Keſſel der Ahornalm. Loisl blieb auf dem ſchmalen Fußſteig ſtehen, der durch das Gewänd hinabführte.

Marei trieb eben die Kühe in den Stall, es verſprach eine kalte Nacht zu werden bei dem klaren Himmel. Der Vollmond hob ſich über den Kalkſchroffen am orangefarbigen Firmament. Die kräftig hohe Geſtalt der Sennerin war von rothen Lichtern umſäumt, die von den Wänden rings zurückgeworfen wurden, in energiſchen Sätzen ſprang ſie mit hochgeſchürztem Rock von Stein zu Stein, lachend, ſcheltend, lockend. Hier und da flog ſauſend der Stock, aus ihrer Hand geſchleudert, gegen ein ſtörriges Rind.

„Eine ſcharfe G'ſellin!" murmelte Loisl. „So wild, und doch kann man's ſo gern hab'n!"

Eben wollte er einen Juchſchrei ausſtoßen zur Be-

grüßung, da gingen Steine am Gewänd gegenüber herunter — es konnte ein verstiegenes Rind, ein Wild sein, aber auch ein Mensch, und zwar der Toni.

Er duckte sich hinter eine Latsche und beobachtete. Die Schatten zogen schon herein, doch erkannte er einen Mann, der durch eine Steinrinne herabstieg. Auch Marei blickte nach der Richtung; jetzt hatte er die Alm erreicht, er ging, gebückt unter einer Last und vorsichtig spähend, auf Marei zu.

Es war der Toni, kein Zweifel, mit einem Wild! Jetzt hatte er sie erreicht, sie lachte laut auf und nestelte an einem dunklen Gegenstand herum auf Toni's Rücken.

Er legte den Arm um ihre Hüfte und zog die Widerstrebende mit bis zu einem kleinen Stadel. Mit einem kräftigen Schwung warf er seine Last auf einen davor stehenden Karren, Marei sprang hinauf und bedeckte sie mit Heu. Er streckte die Arme nach ihr aus und hob sie herab. Dabei umfaßte er sie, beugte sie zurück und küßte sie.

Loisl flammte es vor den Augen, seine Fäuste ballten sich, unter seinem bebenden Fuß wich ein Stein und kollerte in die Tiefe. Der Griesberger sah herauf und schlich, zu Boden geduckt, dem Latschenwerke zu.

„Herrgott! Wenn i a Jager wär', jetzt g'hörtest mein, Griesberger!" murmelte Loisl zwischen den Zähnen.

Er hatte wenigstens die Versicherung, daß der Verhaßte heute sich auf der Alm nicht mehr sehen ließ. Er stieß einen herausfordernden Juchschrei aus und klapperte absichtlich laut mit dem Bergstock — das war wenigstens eine kleine Rache für den geraubten Kuß.

Marei empfing ihn nicht gerade freundlich, sie konnte nicht zweifeln, daß er Alles mitangesehen hatte von der Höhe aus. Loisl gab sich alle Mühe, einen heiteren Ton anzuschlagen, um ihr jede Verlegenheit zu ersparen.

„Hab' i Di erschreckt? Net amal da heroben is man

mehr ungenirt, zwiſchen die Stoan, zwiſchen Dunkel und Siehſt=mi=net," ſagte er laut lachend.

Marei band ihre ſchweren Flechten auf, die ihr aufgegangen waren und ſah ihn verächtlich an. „Steht Dir gut an, das Spionir'n, das muß i ſag'n. Hat Di der Vater g'ſchickt? Oder gar der Herr Förſter? Das is ſo was, um ſich bei mir einz'ſchmeicheln!"

Sie ſchüttelte zornig das brennende Holz zurecht, daß die Flammen zum geſchwärzten Kamin hinausflogen.

Loisl war blaß vor Erregung. „Marei," ſagte er, „das is Dein Ernſt net. Daß der Toni wildert, dazu braucht's lang kein Spioniren, und was i ſonſt noch g'ſeh'n hab', des glaubſt ſelber, Marei, daß i mir das lieber erſpart hätt' —"

„Daß i ſo an lumpigen Gamsbock verſteck', is das ſo was grauſam's?" fragte Marei.

„Ach was, Gamsbock! Was kümmert mi das, wenn's auch ungeſchickt is von Dir, Di einz'laſſen in ſolche Sachen. Küßt hat er Di, der Lump, und dazu hat er's Recht no lang net!"

Marei zuckte die Achſeln und lachte ſpöttiſch. „Recht! Wer lang fragt, geht lang irr — das hat er los, der Toni. Uebrigens haſt Du g'rad ſo wenig Recht, Dich d'rüber z'ärgern, mein' i."

Loisl ſchlug ſich auf die Bruſt. „Wie i Di ſo ang'fall'n g'ſeh'n hab', wie von an Raubthier, da hat ſich Alles umkehrt in mir, i hätt' ihn umbringen können mit kaltem Blut, den Griesberger!"

Marei blickte erſtaunt auf in das dunkelrothe Geſicht des Burſchen.

„Ja, ſo hab' ich Dich ja noch gar net g'ſehn! Du und Einen umbringen! Ja, in der Stadt drinn', da machen's gar net lang G'ſchicht'n, i hab's all'weil gern g'leſen in die Bücheln; aber a arge Lieb g'hört dazu,

und i kann mir's denken, daß 's so a Weibsbild ganz narrisch macht. Haben's Zwei mit Einer, nachher halteus an Zweikampf auf Tod und Leben, a Duell heißen's, und der davon kommt, kriegt's Madel. Des is eigentlich a ganz g'rechte Sach'! Hörst'?"

Sie horchte auf. Ein Hirsch stieß einen zornigen Brunftschrei aus oben auf der Schneid', ein zweiter antwortete.

„G'rad wie die da, 's is alleweil dieselbe G'schicht!"

„Also bei die Herrischen meinst is die heiße Lieb daheim, die auch 's Aergste net scheut, und bei uns herinn' nur bei den Hirschen und Gamsen und net bei den Menschen? Wenn i Dir aber sag', daß meine seligste Stund' wär, wenn i so an Handel hätt' mit dem Griesberger, so a Duell, wie Du's nennst, mit der Büchs, mit der Axt oder mit dem Messer. Aber bei uns is das ja Mord, wie jeder andere, und kost' den Kopf."

„Na, das kommt g'rad darauf an, wie's Einer anpackt!" meinte Marei spöttisch. „Wenn Du zum Beispiel jetzt Jager wärst —" sie stocherte in den Flammen, daß die Funken knisternd sie umtanzten. „I mein' grad, der Andere is a Wilderer, wenn Du also a Jager wärst, da könntet ihr's jetzt ungenirt ausmachen, was ihr miteinander habt — wär g'rad so a Duell, net wahr, Loisl?"

Sie blickte jetzt erst nach ihm auf und erschrak über sein Aussehen. Sein Auge war starr auf sie gerichtet, sein Gesicht bleich.

„Jesses! Bua, was hast?" rief sie erschreckt. „Du bist ja gar kein Jager!"

„I könnt's aber sein, 's kostet nur a Wort zum Förster," entgegnete Loisl finster.

„Du a Jager?" Marei lachte hell auf. „So schaut einer aus! Kannst ja no net amol a Fliegerl umbringen vor Gutheit."

„Könnt' leicht anders werden, wenn ich a Jager wäre,"

entgegnete Loisl in einem ihm sonst fremden, drohenden Tone.

„Laß jetzt die Dummheit!“ sagte ärgerlich die Sennerin. „Kannst kein G'spaß versteh'n?“

„Um an G'spaß bin i heut' net heraufkommen, Marei, heut net —!“

„Zu was nachher?“

„Zu was nachher! Als wenn Du mir's net ansehn thäst, wie's um mi steht. G'rad aus, Marei, so kann's net bleiben, das bringt mi um. Der Toni oder i!“

„Du bist gut — der Toni oder Du! Und wenn's Keiner wär' von euch Beiden?“ Marei lachte. „Oder wenn's mir g'rad recht wär', euer feindselig's G'spiel um mi. Ja schau, ich könnt ja euch alle zwoa gern hab'n, den Einen im Sommer, den Andern im Winter. Ja, i muß Dir's g'rad heraus sag'n — Jeder von euch hat 'was, das i mag und das i net mag. Der Ein' is mir z'hart, der Ander' z'weich. Misch'n kann ich euch net, daß es was richtig's gäb, so ganz nach meinem Geschmack. Schau, Loisl, wär der Toni net, wärst Du mir ganz recht, ich merket net, was Dir fehlt; und umkehrt wohl g'rad so.“

Obwohl sie dabei lachte, die Sache in das Spaßhafte zog, fühlte Loisl doch die Wahrheit heraus, die darin lag.

„Das is a leichtfertig's Spiel, das Du da treibst, Marei, und darüber vergißt ganz d'Hauptsach, wer die hat von uns — die wahre Lieb für Di, die kein' anderen Wunsch hat, als Di, die net renommirt mit Dir vor allen Leuten, die nix ertrotzen will, nix verlangt, die froh is um jeden guten Blick, um jed's gute Wort.“

Loisl war aufgesprungen in seiner Erregung und umklammerte den Arm des Mädchens. „I hab' die Lieb, Marei, net der Andere, i geh' zu Grund, wenn Du mi

nit magſt, ich ſtirb' für Di, wenn's ſein muß. Hörſt — Marei!" Er umfaßte ſie jäh.

Sie lachte nicht mehr, dunkle Röthe ſtieg ihr in das gebräunte Antlitz, die leidenſchaftlichen Worte verwirrten ihre Sinne.

Das glühende Antlitz Loisl's beugte ſich über ſie. Er küßte ſie, ſie wehrte ſich nicht, nur weinen mußte ſie, ſeit ihrer Kindheit zum erſten Male wieder, aus Verdruß, aus Scham über ihre Leichtfertigkeit, aus innerem Weh, ſie wußte es ſelbſt nicht.

„I bin ſchlecht, recht ſchlecht, i weiß es," ſchluchzte ſie. „I bin's gar net werth a rechte Lieb, ich kann's ja net lohnen mit meinem ſtörriſchen Weſ'n, für das paßt der Toni ja beſſer."

„Glaub's net, Marei," drängte der junge Mann, „lüg' Di net ſelber an, kein Menſch kann leben ohne Lieb, und lohnen! — mit ein'm Blick, mit ein'm Wort kannſt es thun. Wenn's nur auf das ankommt, dann fehlt ja nix mehr, dann biſt mein, Marei, dann laß i Di nimmer. O, Du haſt ja ſchon viel z'viel g'ſagt, Du kannſt gar nimmer z'ruck, und Du willſt nimmer z'ruck, ich les in Deinen Aug'n — o is des a Glück!"

Mit geſchloſſenen Augen, ſchwer athmend lag ſie in ſeinen Armen, dann erwachte ſie plötzlich und ſtieß ihn zurück.

„Ja, was haſt mir denn an'than, daß ich ganz von anander bin, gar nimmer Herr über mi! Geh' fort, Loisl, i bitt' Di, geh' fort, i fürcht mi vor Dir. Wenn der Toni uns —"

„Der Toni!" lachte Loisl zornig auf. „immer wieder der Menſch, der wüſte!" Er glaubte ſein Spiel ſchon gewonnen, da entriß ihm der Name des Verhaßten in Marei's Mund wieder Alles.

„B'hüt Gott, i geh', vor mir brauchſt Di net

z'fürcht'n — i reiß ihn Dir noch raus, den verflucht'n Namen, mit der Wurzel muß er 'raus, oder i komm nimmer."

Mit einer raſchen Bewegung riß er die Thüre auf, einen Augenblick zögerte er noch, als warte er auf etwas — Marei ſtand ſchweigend am Herd mit geſenktem Haupte und hielt ihn nicht auf.

Der Mond beleuchtete grell die Schroffen, ein kalter Wind fegte von der Schneid' herab. Er öffnete ihm die heiße Bruſt und ſtürmte aufwärts über das Geröll.

„Wenn Du jetzt a Jager wärſt!" flüſterte es um ihn, in ihm, er konnte ihm nicht entfliehen, dem Ruf, er flog ihm voraus und heftete ſich an ſeine Ferſen, umgab ihn von allen Seiten. Da raſſelte eine Steinlawine in den Keſſel, es wurde lebendig da oben, das Wildpret zog auf ſeinen nächtlichen Aeſungsplatz; aus dem Latſchendickicht trat ein Hirſch mit lautem Brunftſchrei.

Loisl duckte ſich hinter einen Felsvorſprung, da antwortete es ſchon von der Schneid' herunter. Ein ſtarker Hirſch trabte auf den jungen Werber unten zu, den zottigen Hals weit vorgereckt, dampfender Athem zog vor ihm her, der zornige Ruf hallte von den Wänden nieder. Scheu flüchtete das Wildprett, und die Gegner prallten zuſammen, weithin praſſelten die Geweihe.

Loisl ſah mit glänzendem Auge dem blutigen Schauſpiel zu. Todesmuthig kämpfte der Schwächere, von deſſen Hals bereits das Blut tropfte. Plötzlich gelang ihm ein kühner Stoß von der Seite, der ſtarke Hirſch ſank, einen wilden Schrei ausſtoßend, in die Kniee, raffte ſich auf und hinkte dem Walde zu, unabläſſig verfolgt von dem ſiegreichen Gegner. Kurz vor dem Dickicht ſtellte er ihn nochmals und rannte dem auf den Tod Verwundeten ſeine blutriefende Waffe nochmals in die Seite. Der ſtarke Hirſch ſank zu Boden, der jugendliche Sieger eilte den

Thieren zu, die in einiger Entfernung neugierig dem Ausgang des Kampfes zusahen.

Loisl fieberte vor Erregung. Das war so ein Duell, wie's die Marei meinte.

„Wenn Du jetzt a Jager wärst," klang es wieder in ihm, „dann könntest Du's g'rad so mach'n, und der Toni —"

Triumphirend klang der Schrei des Siegers von den Wänden wider und unterbrach seine Gedanken.

Er blickte noch einmal zurück auf die Alm. Marei stand unter der Thüre, vom Feuerschein des Herdes beleuchtet; sie hatte gewiß den Kampf auch mitangesehen und am Ende dasselbe gedacht wie er.

War's denn nicht wirklich was Schönes um die Jägerei? Den Eifer, den er eben gespürt hatte! O, auch in ihm floß Jägerblut.

Mit einem festen Entschluß eilte er thalabwärts.

— — — — — — — — — — — —

Um die Hütte Marei s schlich der Toni, er klopfte an alle Läden, flüsterte ihren Namen, drohte, fluchte.

Es wurde ihm nicht aufgemacht.

Oben in der Steinrinne lag der Kronenhirsch verendet im Mondlicht.

2.

Kirchweihsonntag! Marei war neugierig, welcher von ihren beiden Bewerbern dem Anderen zuvorkommen werde mit der Einladung zum Tanz, es wurde das — so war es im Dorfe Gebrauch von Alters her — unter den ledigen Leuten nach dem Gottesdienst abgemacht.

Die Burschen auf dem Emporium unter der Orgel beobachteten ihre Auserwählten, wie sie sittsam mit niedergeschlagenen Augen in den Stühlen unten Platz nahmen, während diese nicht aufzublicken oder gar sich umzudrehen

wagten, um ſich von der Anweſenheit des Erſehnten zu überzeugen.

Nur Marei hatte den Muth; nachdem ſie ſich mit Weihwaſſer beſprengt, drehte ſie ſich keck um und ließ ihren Blick ohne Scheu über die Reihen der Burſchen ſchweifen. Toni Griesberger nickte ihr zu. Das war ſchon ſo viel als eine Einladung. Sie war ärgerlich darüber. Nach der Abweiſung vor wenigen Tagen auf der Alm, als ſie ihn vergeblich um Einlaß bitten ließ, hatte ſie das nicht erwartet.

Loisl war nirgends zu ſehen; wenn er ſich heute wieder den Vorrang ablaufen ließ, dann war er wirklich kein Mann.

Mit der Andacht war es vorbei; ſie ärgerte ſich über ihre Schwachheit, einem Burſchen gegenüber, der ſo wenig Schneid hatte. Er hätte ihr ſchon längſt den Weg ablaufen müſſen, um dem Toni zuvorzukommen, und doch ſehnte ſie ihn herbei, ſeine verführeriſchen Worte klangen immer wieder in ihrer Seele.

Das Amt hatte ſchon begonnen, da traten erſt die Honoratioren in die erſte Bank, die Zollbeamten, der Förſter, der Forſtgehilfe und noch ein Mann in grauer Jägertracht.

Marei achtete nicht darauf, aber um ſie her wiſperte und flüſterte es.

„Iſt denn das net der Loisl?“ raunte ihre Nachbarin ihr zu.

„Der Loisl! Wo?“

„Da vorn neben dem Förſter, der neue Jager.“

Es gab ihr einen jähen Riß. Ihr Geſpräch fiel ihr ein mit dem Loisl auf der Alm vor einigen Tagen. Sie erinnerte ſich genau ihrer Worte. Aber das war ja nur Scherz geweſen! Wenn er es ernſt genommen hätte — ſie wäre an Allem Schuld, was folgte! Aber nein, der ſanfte,

gute Loisl konnte ja keine böſen Gedanken haben! Wenn er nur einmal den Kopf wendete, der neue Jäger, damit ſie ſehen konnte, ob er es war oder nicht. Aber er kniete ſteif im Stuhl und kehrte ihr den Rücken zu. Die Orgel quiekte jämmerlich, Geige und Klarinette wimmerten, an dem Seitenaltar blutete der heilige Sebaſtian aus unzähligen Pfeilwunden. Wie ihr Alles heute ſo angſtvoll vorkam und der Weihrauch ihr den Athem benahm!

Endlich ging man zum Opfern, zuerſt die Männer, dann die Frauen. Jetzt mußte ſie erfahren, ob er es war.

Das Herz ſchlug ihr mächtig. Der Förſter verließ den Stuhl und ging zum Altar, auch der neue Jäger erhob ſich. Wieder ging ein Flüſtern durch die Kirche, er war alſo Allen ſchon aufgefallen. Er legte eine Münze vor den Prieſter, machte einen Knix und wandte ſich.

Es war wirklich der Loisl! Das Gebetbuch fiel ihr aus der Hand.

Jetzt ſah er ſie feſt an, in ſeinen ſchwarzen Augen leuchtete es, ſie blickten ſpöttiſch, von ihr hoben ſie ſich aufwärts, zum Emporium, zum Toni, von da wieder zurück, dann kehrte er ihr den Rücken.

Nun ging ſie zum Opfern, ſie mußte dicht an ihm vorbei auf dem Rückweg, ſie gab ſich alle Mühe, ihm feſt in die Augen zu ſehen, doch vermochte ſie es nicht. Sein Blick war jetzt ganz anders, nicht mehr ſo ſanft wie ſonſt, ſondern wild und ſtechend; ſo kam es ihr wenigſtens vor. Oder war das nur die ungewohnte Amtsmiene, die er jetzt annahm? Jäger werden, das war ja das verkehrteſte, was er thun konnte, um ſie zu erwerben! Einem Jäger gab doch der Stroßnerbauer ſein Kind niemals, er war ein abgeſagter Feind von allen Forſt- und Jagdleuten, mit denen er manchen unangenehmen Handel gehabt hatte während ſeines Lebens. Und war es denn möglich, daß der Loisl den dummen Spaß auf der Alm Ernſt ge-

nommen hatte, besonders, was sie da geschwatzt hatte von Duellen und Zweikämpfen?

Sie entsetzte sich vor dem Gedanken und konnte sich doch nicht einer geheimen Freude erwehren über die Macht, die sie über Loisl ausübte. Wenn er sie nach der Kirche darum anredete, ging sie doch mit ihm zum Tanz.

Endlich gab der Pfarrer den Segen. Unter dem engen Portal drängte sich die Menge.

„Hast'n g'seh'n?" flüsterte Marei eine Stimme in's Ohr; es war der Toni. „Jetzt kann's G'schäft geh'n, das is der Rechte zum für'n Narr'n halten."

„Täusch' Di nur net," erwiederte Marei; „an Eifer wird's ihm net fehl'n."

„Das glaub' i und i weiß gut, wem er gilt, der Eifer, und werd mi schon richt'n darnach. Gehst mit zum Tanz, oder habt ihr's schon ausg'macht miteinander vorgestern auf der Alm? Wird sich net übel ausnehmen, die Strotznerbauerntochter und a Jager; der Alt' wird sich narrisch freu'n!"

Er war mit ihr auf den Kirchhof hinausgetreten, wo zwischen den Gräbern die Paare sich trafen. Die Musik, die oben auf dem Oratorium gespielt, zog schon, einen lustigen Marsch spielend, auf die „Post".

„I kümmer' mi net d'rum, was der Alte sagt, das sollst schon wissen," erwiederte ärgerlich Marei. „I hab' nix ausg'macht und mach' auch mit Dir jetzt nix aus. Was ihr Zwei miteinander habt, is eure Sach', i misch mi net drein und mi trifft keine Schuld. 's hat Jeder denselben Weg auf den Strotznerhof, und i kann ihn Kein'm verleg'n."

Sie ging rasch von ihm weg dem Dorfe zu. Keiner sollte sie zum Tanz führen! Damit glaubte sie das sich regende Gewissen zur Ruhe zu bringen. Jede Parteinahme für den Einen oder den Andern mußte für sie ver-

hängnißvoll werden, wenn die Befürchtungen, die ſie hegte, ſich verwirklichen ſollten. Sie war übrigens froh, daß Loisl ſie nicht bedrängte, es wäre ihr ſchwerer geworden, ihm einen Korb zu geben, als dem Toni.

Alles ſtrömte zur Poſt, der Muſik nach. Vom Kirchthurm herab flatterte die Kirchweihfahne. Auf der Dorfſtraße, in den entblätterten Obſtgärten luſtwandelten im bunten Sonntagsſtaat, deſſen friſche Farben grell abſtachen gegen den fahlen Herbſtton ringsumher, die Dirnen an der Seite der Burſchen, während die Alten vor den Hausthüren den letzten warmen Sonnenſtrahl auffingen.

Es roch aus allen Häuſern nach Bier, Bratwürſten, Kaffee und Schmalznudeln. Alles athmete kräftige Lebensluſt; nur ſie mußte allein von einer quälenden Angſt erfüllt den Weg antreten zum Hof, wo der mürriſche, gichtleidende Vater ihre einzige Geſellſchaft war. Alles nur wegen zweier dummen Burſchen, die ſie mit ihrer Liebe in alle möglichen Ungelegenheiten brachten. Beiden den Laufpaß zu geben, wäre eigentlich das Beſte, dem Toni wie dem Loisl.

Sie dachte darüber nach, malte ſich das ſo recht aus, den endloſen Winter auf dem einſamen Hof, den Sommer auf der Alm; der Toni mit einer Anderen. Warum nicht? Sie fühlte nichts dabei. Der Loisl mit einer Anderen — da zuckte etwas in ihr, ſie fühlte etwas Unangenehmes. Sie griff mit beiden Händen nach den heißen Wangen.

„Alſo wirklich — wirklich!“ ſagte ſie vor ſich hin. „Der Loisl iſt's! I ſpür's, ja, er iſt's! I kann net vergeſſ'n, was er g'ſagt hat: ‚die Lieb, die wahre Lieb hab' i für Di!‘ Und er hat's auch net vergeſſ'n, was i g'ſagt hab' in mein'm Leichtſinn: wenn Du jetzt a Jager wärſt, da könntet ihr's ausmach'n, was ihr miteinander habt. Und er is jetzt Jager und wird's ausmach'n woll'n mit dem Toni.“

Da ſtand ſie vor dem Hof, der Vater ſaß auf der Bank in der Sonne, den rechten Fuß in ein wollenes Tuch gewickelt.

„Am Kirchweihſonntag kommſt heim? Ja, wo muß i denn des hinſchreib'n?“ ſagte er ſichtlich erfreut.

Marei wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne, holte tief Athem und ſetzte ſich neben den Vater. Von unten tönte die Tanzmuſik herauf, das Getrampel und Geklatſch der Tanzenden.

„Der Loisl is unter die Jager gangen,“ ſagte ſie.

Der Alte ſtieß mit ſeinem Stock auf und ſah ſie erſtaunt an. „Der — der Loisl unter die Jager? Ja, des is ja doch — Marei, halt' mi net für'n Narr'n.“

„Wär g'rad aufgelegt dazu.“

„Ja, wie is denn das kommen?“ fragte der Alte kopfſchüttelnd. „Er kennt mi doch und weiß, daß mir nix z'widerer is als das Jagervolk; daß wir g'ſchiedene Leut' ſind, wenn ſich das ſo verhalt, daß er mir nimmer unter d'Augen treten darf. Ich leid kein Jager auf dem Strotznerhof, und er ſucht doch was am Strotznerhof. Wie is das? Red'!“

„Na, des is wieder z'weit gangen,“ verſetzte Marei. „G'ſchiedene Leut', weil er Jager worden is, des ſeh' i net ein. Was er ſucht am Strotznerhof, das findet er alleweil.“

„Nimmer findt er's, ſo lang i leb'. Verſtand'n?“ polterte jetzt der Alte, ſich auf den kranken Fuß erhebend, dunkelroth vor Zorn. „Mei Tochter und a Jager — das ging mir g'rad ab, da leid' i eher den Andern, ſo z'wider er mir is. Hab' ihm ja nix in den Weg g'legt, dem Loisl! Wenn er a armer Teufel is und von Recht's wegen kein Mann für Di, warum is er net zu mir kommen um Di, anſtatt zum Förſter um an g'ſtickt'n Kragen? — Aha, jetzt wirſt roth, jetzt kommt Dir's G'wiſſ'n — Du

haſt ihn dazu bracht, vor lauter Spöttiſchſein mit ihm und Schönthuen mit dem Anderen, und jetzt's reut's Di wieder, unbeſtändige Dirn' Du! Na, Gnad Gott, wenn ſich die amal begegnen auf der Wildbahn, nacher gibt's was! Und Du haſt dann die Schuld, geht's ſo oder ſo."

„Drum will i der Sach' ein raſches End' machen," entgegnete das Mädchen, „und a feſte Wahl treff'n. Und ich hab's ſchon, g'rad jetzt, und auf den Loisl is ſie g'fall'n."

Der Alte lachte im hellen Zorn. „So, auf den Loisl? Und i werd' gar net g'fragt, als wär' i ſchon abthan. Meine Wahl is aber net auf den Loisl g'fallen, ſeit heut' wenigſtens net mehr, und meine Wahl entſcheidet, ſo war's von jeher Brauch da heroben, und i änder' nix mehr in meine alten Tag' d'ran. Haſt mi verſtand'n, Marei?"

Er mußte ſich ſetzen, die Aufregung war zu groß.

„Und wenn ſie ſich begegnen auf der Wildbahn, wie Du g'rad g'ſagt haſt, und es geſchieht a Unglück — nimmſt Du mir dann die Schuld ab?" fragte Marei.

„Und deswegen ſollt i nachgeb'n?" entgegnete der Vater. „Na, Marei, des gibt's net. Da weiß i Dir nur einen Rath — laß' alle Zwei lauf'n, 's is am End kein Schad, und Du biſt 'raus aus der G'ſchicht."

Marei ballte die Fäuſte, zog die Stirne in tiefe Falten, ein feſter Entſchluß reifte in ihr.

„Das thu' ich auch," ſagte ſie dann entſchieden. „I hab's jetzt ſatt, die Drangslerei! Und gleich ſoll's ſein. B'hüt Gott, Vater, wenn i wieder komm', hab' i's vom Hals die z'widere G'ſchicht, die mir den Athem ordentlich abdruckt."

Ohne eine Erwiederung abzuwarten, ging ſie feſten Schrittes den Bergweg hinab, dem Dorfe zu. Ihr wuchs der Groll, während ſie durch die Ahornallee ging, in welcher die großen gelben Blätter im herbſtlichen Luftzug

zitterten, der Groll gegen Loisl, gegen Toni, gegen alle Männer.

Dieser einfältige Loisl hatte Alles angerichtet mit seinem Jägerwerden, eines schlechten Witzes wegen — oder hatte er es am Ende gar nicht deshalb gethan, war es vielleicht nur ein zufälliges Zusammentreffen? „Der Förster wird ihn dazu beredet hab'n, er hält etwas auf den Loisl," dachte sie und athmete erleichtert auf.

Nein, er that es aus Verdruß, aus Verzweiflung über ihren Wankelmuth! Er hatte sie am Ende ganz aufgegeben, um sich selber treu zu bleiben. Das wäre aber doch ein wenig zu rasch gewesen nach dem Gespräch am letzten Abend auf der Alm! Aber warum mußte sie auch wieder vom Toni anfangen, nachdem er sein Herz so ganz vor ihr ausgeschüttet hatte, wie sie es noch nie gehört hatte von einem Burschen.

Das Mieder wurde ihr zu eng, sie mußte stillstehen, sich an einen der mächtigen Bäume anlehnen, sie hörte wieder seine heißen Worte und Schwüre.

„O, das wär' schrecklich, wenn's so wär', wenn er deshalb —"

Unsägliche Angst befiel sie, und in dieser Angst ward ihr klar, daß sie nur Einen wirklich liebe, den Loisl, und über dieser Erkenntniß vergaß sie augenblicklich Alles, die Worte des Vaters, die Furcht, die sie heute in der Kirche gepackt, den Toni — Alles. Unter den hundertjährigen Ahornbäumen, von denen Blatt um Blatt fiel, erwachte in dieser harten Natur urplötzlich die Liebe mit Allgewalt, und vorbei war es mit allem Stolz, mit allem Trotz, dessen sie sich stets gerühmt. Sie glühte vor Angst und Scham. Die Thränen traten ihr in die Augen, sie dachte nicht mehr an ihren Entschluß, sie dachte nur an Eines: wenn Du zu spät kämest, oder er gar nicht da wäre! Und sie fing zu laufen an, die stolze, kalte Marei.

Digitized by Google

Das alte niedere Gebäude der „Poſt“ wankte unter dem Stampfen der Tanzenden. Einige Mädchen ſtanden unter dem Eingang und machten, ſich ſpöttiſch anblickend, der ſtürmiſch Eintretenden mit den auffallend erhitzten Wangen Platz.

„Die hat's nöthig, die Einbilderiſche!“ tönte es ihr nach.

Sie hörte nicht darauf und eilte die Stiege hinauf zum Tanzboden, ſich durch die rauchenden, lärmenden Männer drängend.

„Er wart' ſchon lang auf Di, der Toni,“ flüſterte ihr Einer zu.

„Und der Herr Jager,“ fügte ein Anderer ſpöttiſch bei. „Jetzt is d' Freundſchaft fertig bei die Zwei.“

Er war alſo da, ſie kam nicht zu ſpät!

Toni war der Bezahler der „Schaar“, welche eben getanzt wurde, er ſtampfte und plattelte eben in der Mitte, von den in grellen Farben gekleideten Dirnen umkreist, wüthend drauf los. Sie hoffte, ungeſehen an ihm vorüber zu kommen, im Zimmer nebenan ſaß gewiß der Loisl. Doch mitten in ſeiner angeſtrengten Arbeit, trotz des dunſtigen Schleiers aus Staub und Rauch, welcher Alles einhüllte, erblickte er ſie ſofort und eilte, unbekümmert um die Störung des Tanzes, auf ſie zu, den Boden ſtampfend, mit den Fingern ſchnalzend, ſeinen ſchweren Oberkörper hin und her wiegend. Die ſchweißnaſſen rothen Locken waren aufgegangen und hingen in wirren Strähnen um die naſſe Stirn, dabei kniff er, die Pfeife krampfhaft im Munde haltend, die grauen Augen zuſammen. Noch nie war er ihr ſo abſchreckend, ſo zum Fürchten vorgekommen.

Er faßte ſie derb mit beiden Händen und zog ſie in den Kreis trotz ihres Widerſtrebens. Die Zuſchauer lachten und ſchrien ihm ermunternd zu.

„Laß mi!“ ſagte Marei mit abweiſendem Tone und

zornigem Blick ihm nur folgend, um Aufsehen zu vermeiden.

„Zu was bist denn so g'laufen, als um zum Tanz'n z'komm'n? Zum Zuschauen wohl gar?“ höhnte er.

„Laß mi, i bitt' Di drum!“

„Jetzt extra net!“ knirschte Toni und faßte sie fester um den Leib, daß kein Entrinnen möglich war. Mit verbissenem Zorn mußte sie ihm nachgeben. Zum Glück brach eben die Musik rasch ab.

Jetzt drängte sich Alles in das Wirthszimmer nebenan, Toni wich nicht von ihrer Seite; obwohl sie ihm keine Antwort gab, sprach er immer mit ihr.

„Denkst D' vielleicht auf den Herrn Loisl? Da irrst Di, der tanzt nimmer mit Bauernmadeln, seitdem er Jager is. Is a gar G'scheidter, 's g'hört kein Solcher net unter uns am Tanzbod'n, er muß froh sein, wenn man ihn da drinn in Ruh' laßt. G'rad aufsteig'n thut's mir, wenn i ihn seh. Da sitzt er, schau', natürli mit dem Schandarm, die g'hörn z'samm, fehlt nur noch der Schinder!“

Sie traten Beide aus der Menge heraus dicht vor Loisl, als bildeten sie ein Paar. Der saß allein mit einem Gendarm an einem Tisch in nagelneuer schmucker Uniform: grauer Joppe mit silbergesticktem Kragen, grüner Weste mit Wappenknöpfen. Auf dem Hute unter dem wehenden Gemsbart steckte die fürstliche Agraffe, der Schnurrbart war steif gewichst, das etwas gewellte schwarze Haupthaar sorgfältig gescheitelt und gekämmt. Alle Dirnen warfen Seitenblicke auf den schönen, flotten Jäger, der sich aus dem verwetterten Holzknecht herausgeschält.

Kein Mensch hatte etwas gegen Loisl trotz der altererbten Feindschaft mit dem Jagdpersonal; er war ein armer Teufel, der den Dienst eines Jagdgehilfen dem eines Holzknechtes vorzog. Da hatte er am Ende ganz recht, außerdem war er ein guter Kerl, der schon ein

Auge zudrücken würde. Nur der Toni hetzte und ſtachelte ſchon die ganze Zeit, Alle wußten auch warum. Als Loisl aber jetzt aufblickte und Toni gewahrte mit Marei, da war der „gute Kerl" raſch verſchwunden, zwei Todfeinde ſtanden ſich gegenüber, wer zuſah, dem war es klar. Drohende, unheilverkündende Blicke kreuzten ſich, eine ſtumme Herausforderung lag darin.

Toni griff unwillkürlich nach der Hand Marei's, als ob er ſein Eigenthumsrecht zeigen wolle, doch dieſe entzog ſie ihm und trat an den Tiſch zu Loisl.

„Des is aber raſch gangen," ſagte ſie, nicht recht wiſſend, wie das Geſpräch beginnen.

„Raſcher, als Du denkt haſt, net wahr?" erwiederte er.

„Als i denkt hab'? Wie hätt' i denn denken ſollen?"

Sie wurde feuerroth. Toni wich noch immer nicht von ihr. Umſtehende Gaffer intereſſirten ſich für das Geſpräch.

Loisl zuckte mit den Achſeln und lachte. „Na, die Luſt is mir halt auf einmal komm'n, weißt ja ſelber, Marei, wie's ſo geht —"

„So, ſo, die Luſt is Dir kommen?" miſchte ſich in herausforderndem Tone der Griesberger ein. „Haſt lang 'braucht dazu. Wann is Dir denn die kommen, thät mi intereſſir'n, weißt, i verſteh' a bisl von der Sach'."

Er ließ ſich auf die Bank neben dem Jäger nieder, die Spitze ſeiner Pfeife mit den Zähnen bearbeitend.

„Des will i Dir genau ſag'n," entgegnete Loisl mit blitzenden Augen. „Vor drei Tagen is ſie mir kommen, g'rad auf der Ahornalm, wie i der Marei Botſchaft 'bracht hab' vom Vater."

Marei wechſelte die Farbe. Toni rückte unruhig ſeinen Hut zurecht. „Da wär' i neugierig," ſagte er.

Die Zuſchauer ſtießen ſich mit den Ellenbogen an.

„Wie i heimwärts geh'," erzählte Loisl anſcheinend

gleichgiltig, „ſeh' i an Hirſch mit zwei Kühen, 's war a mittlerer Hirſch, an ſchlechter Achter, gleich d'rauf rauſcht's aber mir, und a zweiter kommt dem g'rad' entgegen, a Teufelskerl. Vor mir gehn's aufeinander los, der Jung' und der Alt', das G'weih vorg'legt kämpfen's miteinander. Des war a Krachen und Brüllen, 's Herz is mir ſtill g'ſtanden vor Vergnügen. Der Achter hat net auslaſſen, trotzdem ihm die Fetzen wegg'hängt ſind vom Leib, g'rad g'funkelt hat er vor Wuth. Auf einmal liegt der Alte am Boden, und der Achter bohrt ihm 's Geweih ein= um's andermal in den Leib und ſtampft mit die Läuf' und brüllt vor lauter Freud'; dann is er fort mit dem Wildprett. — Der Kampf hat mir's anthan. Wennſt jetzt a Jager wärſt, hab' i mir denkt." Er blickte feſt bei dieſen Worten auf Marei. „Und jetzt bin i a Jager!"

Alles hörte geſpannt zu und beſprach den intereſſanten Fall.

„G'wöhnlich geht's aber umg'kehrt," entgegnete Toni, „g'wöhnlich iſt's ſo, daß der Schwächere g'funden wird, der ſich auf den Streit no net verſteht, das wirſt begreifen, Loisl. Hat beſonderes Glück g'habt, der Achter."

„Und der Glückliche führt die Braut heim, des is a alte G'ſchicht," erwiederte Loisl.

„Und deswegen biſt Jager worden? Schau! Schau! I hab' mir's anders denkt," meinte Toni. „Weißt, wie i mir's denkt hab'?" Er drängte ſich herausfordernd an Loisl. „Daß Du am Spionirn ſo viel G'fallen g'funden haſt, daß Du des nimmer laſſen kannſt, hab' i mir denkt!" Er ſpuckte verächtlich aus.

„Werd' mi net viel abgeb'n mit dem Spioniren," entgegnete Loisl.

„Ah, ſo ſcharf willſt Du's anpacken?" Toni machte die Bewegung des Zielens. „Hat Dir der Achter Schneid

g'macht, Loisl?" Er lachte laut. „Haſt denn ſchon einmal losdruckt? I glaub's net."

Alles lachte mit.

Loisl war kreideweiß, ſeine Hand krampfte ſich um den Bierkrug vor ihm. „'s könnt gleich losgeh'n, 's käm' g'rad auf's Wild an, mein' i."

„Laß Di doch net aufzwicken von dem Streithans da," miſchte ſich jetzt Marei in's Geſpräch, die jedes Wort wie ein Meſſerſtich traf. „A Jeder im Dorf wird ſich freuen, daß es ſo kommen is, weil a Jeder weiß, daß Du a guater Menſch biſt, der g'wiß nie a Unglück anrichten wird wegen ein'm dummen Viech, wie's ſchon oft g'ſcheh'n is."

„Ja, des is wahr, da hat's Marei Recht," pflichteten ihr ältere Leute, die in der Nähe ſaßen, bei. „Ja, des muaß ma ſag'n, der Loisl is a richtiger Menſch, ja, des muaß ma ſag'n; da fehlt nix."

Die Muſik begann wieder, Alles ſtrömte hinaus.

„Na, mir is ja recht, ganz recht," ſagte der Toni und forderte Marei mit ſelbſtbewußter Miene, als ſei eine Weigerung ausgeſchloſſen, zum Tanze auf.

„I hab' Dir's ſchon g'ſagt, i tanz net," erwiederte ſie barſch, mit einem Blick auf Loisl, der ſich mühſam die ganze Zeit zurückhielt. Er durfte an dem erſten Tage ſeines Dienſtes keinen Streit im Wirthshauſe haben mit einem notoriſchen Wilderer. Der Förſter hatte ihn ausdrücklich gewarnt und zur Nachgiebigkeit ermahnt.

Toni blickte betroffen auf. „Ah, ſo is g'meint, Marei? Eine abgekartete Sach'! Halloh, jetzt verſteh' i erſt die Hirſchg'ſchicht' recht!"

Er wandte ſich zu Loisl. „Gut!" ſagte er. Seine Lippen preßten ſich zuſammen, ein herausfordernder Blick traf den Jäger. Er ſchob den grünen Hut mit der Spielhahnfeder auf das rechte Ohr und ging in den Tanzraum.

„Nehmen Sie ſich in Acht, Prentner, der Griesberger

iſt ein g'fährlicher Menſch," warnte der Gendarm, indem er ſich entfernte, um dem Tanze zuzuſehen.

Die Beiden waren allein. „Loisl, warum haſt mir das than?" brach das Mädchen los.

„Biſt noch net z'fried'n? Wart' nur, 's kommt ſchon noch mehr — 's Duell!" flüſterte er ihr über den Tiſch zu. „Gut, hat er g'ſagt. Haſt Du's net verſtanden, das ‚gut'?"

Ein bitterer Vorwurf lag in dem Tone ſeiner Stimme.

„Marter' mi net ſo wegen einem unſchuldigen G'ſpaß."

„G'ſpaß? 's gibt Augenblick', wo's kein G'ſpaß gibt, die muß ma kennen, Marei," ſagte er düſter.

Marei verlegte ſich nicht mehr auf Bitten, ihr Antlitz nahm einen ſtrengen Zug an.

„Gut, ſoll's ka Spaß, ſoll's Ernſt g'weſen ſein, ſoll i wirkli ſo ſchlecht g'weſen ſein, zwei Menſchen aufeinander z'hetzen auf Leben und Tod! Damals hat's wenigſtens noch an Grund und an Zweck g'habt, ſo ſündhaft es damals ſchon war, heut' aber nimmer —"

Ihre Stimme klang jetzt unrein, wie von aufſteigenden Thränen.

Loisl ſtutzte. „Warum heut nimmer?"

„Weil Keiner dem Andern mehr im Weg ſteht," ſie neſtelte am Schürzenband, „weil i ſchon g'wählt hab'!"

Loisl nickte ſchmerzlich. „Hab' mir's ſchon denkt, wie Du einikommen biſt mit ihm. 's mußt ja ſo kommen, aber, das muß i Dir offen ſagen, an dem, was wir Zwei miteinander hab'n, ändert des nix, gar nix." Er verfiel in einen Ton, aus dem der Schmerz klang. „Du wirſt doch net meinen, Deinetwegen begang' i ein Verbrechen, ladet i eine ſolche Schuld auf mi? G'wiß net, aber meine Schuldigkeit werd' i thun, zu der i verpflichtet bin, und da könnt i auf kein' Menſchen Rückſicht nehmen, und wenn's Dein Mann ſelber wär'!"

Vergeblich verbarg er den Haß hinter ſeinen Dienſt-

eifer, ſeiner Gewiſſenhaftigkeit als Angeſtellter; er leuchtete immer wieder durch.

Marei achtete nicht darauf, ſie ergötzte ſich einen Augenblick an dem Irrthum des jungen Mannes. „Loisl,“ ſagte ſie erröthend. „Schau mi doch an, merk's denn gar nix in Deinem Zorn? Di hab' i g'wählt. Klar is mir's ſchon worden neulich auf der Alm, und alle Leut' ſollen's wiſſen, daß wir miteinander halten, z'erſt er, gleich jetzt. Komm', führ' mi zum Tanz.“

Sie ſtand auf, der beginnende Kampf, deſſen ſie ſich wohl bewußt war, ſpannte alle ihre Energie.

Für Loisl war es zu viel der Ueberraſchung, er taumelte wie trunken, dann packte ihn ein wildes Siegesgefühl. Er vergaß ſeine Würde, ſeinen geſtickten Kragen, ſtieß einen Juchſchrei aus, faßte Marei um die Hüfte und tanzte mit ihr zur Thüre hinaus mitten hinein unter die Tanzenden, die erſtaunt zuſammenprallten; ſelbſt die Muſiker kamen aus dem Takt vor lauter Ueberraſchung.

Der Griesberger ſtutzte einen Augenblick, dann ſchwenkte er mit ſeiner Tänzerin gerade auf das Paar zu, daß ſeine breiten Schultern die Loisl's unſanft berührten.

„O, mei Bua,“ ſagte er ſpöttiſch, „'s nutzt Dir Alles nix. Man muß der G'ſellin ihren Spaß laſſ'n!“

Loisl beunruhigten die Worte, wenn ſie auch von ſeinem Feinde kamen, es war am Ende doch etwas Wahres daran. Er drückte ſeine Tänzerin feſter an ſich, und ſie erwiederte ſeinen Druck, ihr erhitztes Antlitz an ſeine Bruſt legend.

„Komm am Mittwoch auf d' Alm, i hab' noch ein G'ſchäft oben, derweil red' i mit dem Vater, 's wird Alles recht werden,“ flüſterte ſie ihm zu. „Aber jetzt geh', ſonſt könnt's noch zu 'was kommen zwiſchen euch, und das möcht' i um Alles net.“

Ungern folgte er ihrer Aufforderung, doch er ſah die Berechtigung derſelben ein, er durfte nicht am erſten Tag

einen Streit haben. So weh es ihm that, jetzt in dem ersten Taumel seines Sieges von Marei scheiden zu müssen, er riß sich gewaltsam los; es waren ja nur noch zwei Tage bis zum Mittwoch.

Kaum war er im Freien, so kam ihm der Gedanke, ob es nicht doch unklug war, Marei jetzt ganz dem Toni zu überlassen. „Es hilft Dir doch nix," hatte er mit einem Selbstbewußtsein, das Loisl empörte, gesagt. Und sie: „Jeder hat was, was i mag." Sie war unbeständig, kein Zweifel, gab sich rückhaltlos augenblicklichen Eindrücken hin; Toni würde jetzt Alles aufbieten, ihn zu verdrängen. Toni war der Besitzer eines Anwesens, er ein armer Teufel und jetzt noch dazu Jäger; der alte Stroßnerbauer haßte diesen Stand, das hatte er zu wenig überlegt, als er Knall und Fall die eben ledige Stelle annahm. Wenn Marei ruhiger wurde, die Leidenschaft schwieg und die Vernunft zur Sprache kam, konnte wieder Alles verloren sein.

Und doch! Ging er wieder hinauf und sah die Zudringlichkeit des Toni mit an, war ein Zusammenstoß unausbleiblich.

Nein. Er wollte standhaft sein, ging nach Hause, legte sein schönes Gewand ab und kleidete sich bergmäßig. Er wollte in's Revier, um auf andere Gedanken zu kommen. Zum ersten Male hing er den Stutzen über die Achsel, er hatte ein eigenthümliches Gefühl, als er das kalte Eisen berührte.

„Möcht' doch seh'n, wie i mi anstell' zu dem neuen G'schäft," sprach er vor sich hin, als er über eine steinigte flache Weide den Waldbergen zuschritt. „Möcht' mi net auslachen lassen von den Forstleuten oder gar von dem Toni."

Er nahm die Büchse von der Achsel, auf hundertzwanzig Schritt lag ein schneeweißer Stein, von dem Grün

der Weide grell abstechend. Das war ein erwünschtes Ziel. Geschossen hatte er ja schon oft nach der Scheibe, daheim in Tirol, aber in den letzten Jahren, als Holzknecht, war er ganz aus der Uebung gekommen. Etwas unbeholfen legte er an und zielte. Der Schuß krachte, das Echo rollte von Schlucht zu Schlucht, der Stein war unversehrt.

„Dacht ich's doch — kein Geschick mehr! Scham Di, Loisl!" murmelte er.

Höhnisch flog ein Trompetenton herüber vom Dorf. Er lud wieder, stemmte fest die Beine auf, athmete tief und zielte abermals. Der Schuß krachte, der Stein flog in Stücke. Er stieß einen Juchschrei aus; das war ein Treffer. Er eilte zum Ziel und untersuchte die Wirkung des Schusses.

„Desmal hät's ihn g'nommen!" sagte er unwillkürlich vor sich hin. Dann erschrak er über den Gedanken. Als er abdrückte, war's ihm, als sehe er Toni's spöttisches Antlitz vor dem Visir.

„No ja," entschuldigte er sich dann vor sich selbst, „man muß halt an so 'was denken, wenn man einmal das G'schäft treibt. Ich werd' g'wiß kein Menschenleben opfern, ohne daß es sein muß, um Alles net.

Warum bist denn eigentlich Jager worden?" fragte er sich dann plötzlich. „Hast doch früher nie d'rauf denkt? — Weil's mehr tragt, als die ewige Schinderei mit dem Holz — und gleich seh'n thut man 'was, und lustig is es, verdammt lustig. Im Blut steckt mir's, wie jedem Tiroler, und wenn i auch bisher no net d'rauf denkt hab', wie der Stein g'sprungen is, hab' ich's g'spürt. Es war nur a Stein — jetzt erst a Wild, a Gamsbock, a Hirsch! I glaub' gar, i hab' mir ein'bild't, i bin's wegen der Marei worden, wegen ihr'n dummen G'red auf der Alm. Z'sammentroffen is halt g'rad, alleweil is so a Platz net

frei — aber ſonſt! Allerdings, wenn i g'wußt hätt', was i heut' weiß, wenn mir's Marei das vorgeſtern g'ſagt hätt', was ſie mir heut' g'ſagt hat, nachher wär' i keiner worden, wegen dem Alten ſchon net. — Na, jetzt bin i's und will's bleib'n."

Er griff jetzt energiſch aus, den langſam ſteigenden Ziehweg hinauf im Buchenwald; daran ſchloſſen ſich verwetterte Tannen an, immer armſeliger, von ſilberglänzenden Flechten faſt erſtickt, die in zottigen Bärten an Stamm und Zweig hingen, bis auch dieſe das loſe Geröll verdrängte, das langſam, aber ſicher zu Thal wandernde Gebirge, dem nur die zähe, ſich überall hindurchdringende Legföhre widerſteht. Ein Jägerſteig führte in's Gewänd.

Jetzt fühlte er ſich in ſeinem Beruf, während er ſonſt als Holzknecht ſchweren Trittes dahinging, achtete er jetzt auf jedes Steinchen, daß es nicht abging und Lärm machte. Der Förſter hatte ihm, um den Eifer des Neulings zu erhöhen, die Erlaubniß gegeben, einen Gemsbock abzuſchießen; wenn er in den erſten Tagen ſchon damit nach Hauſe kam, hatte das Spötteln ein Ende, ſeine Jägerehre ſtand dann feſt.

Da hieß es auf Alles Acht geben, auf jeden Tritt, auf den Wind. Der Gemsſtand war vortrefflich, er kannte von den Treibjagden her den Platz, jeden Augenblick konnte er zum Schuß kommen. Er hatte ſich eingebildet, frei zu ſein von aller Jagdleidenſchaft, und freute ſich nun über das drängende, erwartungsvolle Gefühl, das ihn jetzt ganz erfüllte. Und da fragte er ſich noch, machte ſich Vorwürfe, daß er Jäger wurde!

Der Steig fiel zur Rechten jäh ab, die Ausſicht war frei über das ganze Thal. Das Dorf lag zu ſeinen Füßen, er hörte deutlich einzelne abgebrochene Töne der Tanzmuſik bis herauf. Doch achtete er jetzt nicht darauf; noch einige Schritte, und er betrat den ſogenannten „Breit-

lahner", einen der beſten Gemsplätze. Wenn er heute ſchon zu Schuß käme! Dann auf die „Poſt" mit der Nachricht; der Toni müßte vergehen vor Aerger.

Nur langſam und vorſichtig! Der Wind war gut. Vorſichtig, gebückt ſchlich er auf die Schneid', da lag der ganze ſchroffige Hang vor ihm mit ſeinen Geröllhalden, Felsriffen, Legföhrendickungen und fahlgelben Graslahnen. Richtig! auf einem grasigen Boden mitten in den Wänden äste ein Rudel Gemſen, an fünfzehn Stück! In ihrer jetzt ſchwarzen Herbſtfärbung hoben ſie ſich auf den erſten Blick ſichtlich von dem graugelben Geſtein ab.

Um dieſe Jahreszeit ſucht ein guter Bock ſchon die Rudel auf, die er ſonſt eher meidet, das hatte Loisl ſchon zu oft von den Jägern gehört. Unruhig ſchlug ihm das Herz.

„Kannſt net ſtad ſein da drinn?" raiſonnirte er, gewaltſam aufathmend.

Der Wind ging aufwärts, wie ſtets bei ſchönem Wetter, ſo lange die Sonne am Himmel ſteht; er mußte dem Wild von oben beikommen, den Steig verlaſſen. Schwindel kannte er nicht. Von dem Steinkopf aus, etwa dreihundert Schritte oberhalb, kam er zum Schuß, ſeiner Berechnung nach.

Sachte kletterte er in einer engen Rinne empor, es koſtete Schweiß, den Kopf zu erreichen. — Richtig, unter ihm äste das Rudel, aber lauter junge Thiere, nur ein zweijähriger Bock darunter. Es gilt für eine Schande, ein ſolches Stück zu ſchießen, erſt der fünfjährige Bock iſt ſchußbar nach weidmänniſchen Begriffen, und der Förſter verſtand darin keinen Spaß. Es gehört Uebung dazu, beim Gemswild Bock und Gais auf große Entfernung zu unterſcheiden, da beide „auf" haben, nur die ſtarke Krümmung des Gehörns und die Dicke deſſelben kennzeichnet den Bock.

„So a Lump, wie der Toni, thut ſich freilich leicht, der laßt's halt ſchnell'n, was auch fallt. Aber bei uns heißt's, erſt die Auswahl treffen; wenn man ſich irrt, wird man erſt recht ausg'lacht."

Das Perſpektiv, durch das er blickte, zitterte in ſeiner Hand. Es war wirklich kein richtiger Bock dabei.

Er ſetzte ſich und betrachtete mit gierigem Blick die vertraute Schaar. Hier und da hob ein Mutterthier, Wind einziehend, den Kopf gegen ihn, als ob es die Gefahr ahne, aber der Wind war zu gut, ſofort fing es wieder an, die feinen Kräuter mit ſorgfältiger Auswahl zu freſſen, während die Jugend ihre muthwilligen Scherze trieb. Plötzlich kam Unruhe hinein, Alles fuhr durcheinander, blickte gegen die Loisl gegenüber liegende Wand, deren Rücken dichtes Latſchenwerk bedeckte; ein Stein kollerte in die Tiefe.

Loisl fieberte, die Zähne ſchlugen ihm zuſammen. Jetzt kam ein Bock — oder ſollte es am Ende gar ein zweiter Pürſcher ſein? Kirchweihſonntag iſt ein günſtiger Tag zum Wildern, man rechnet nicht darauf, das Jagdperſonal draußen zu finden. Was that er dann? „Halt, oder i ſchieß!" rufen, und wenn er nicht ſtillſtand, wirklich ſchießen? Auf einen Menſchen ſchießen wegen einer Gemſe? Nein, das ging doch nicht! Nur wenn er ſich zur Wehr ſetzte gegen ihn. Der Förſter hatte zwar geſagt: „Net viel Umſtänd' machen, Loisl, erſt voriges Jahr haben's einen Jäger, einen Kollegen, todtg'ſchoſſen, der auch ſo an guter Kerl war und g'wartet hat a bisl z'lang; im Krieg fragt ma ja a net lang."

Die Latſchen bewegten ſich ſchon ihm gegenüber, das Rudel unter ihm wurde flüchtig. Da erſchien auch ein heller Punkt wie ein menſchliches Antlitz zwiſchen den Latſchen.

Das Herz ſtand Loisl ſtill, er hob die Büchſe nicht,

ſpannte ſie nicht einmal. Und dann — ein ſtarker, kohlſchwarzer Gemsbock trat auf die Schneid. Loisl mußte lachen über ſeine Einbildung.

Er ſah nichts mehr um ſich her als das Thier, lehnte die Büchſe an den Bergſtock, richtete ſie mit einer plötzlich über ihn gekommenen Ruhe auf die zottige Bruſt des Thieres und gab Feuer.

Der Gemsbock ſprang mit den vier Läufen zugleich in die Höhe und verſchwand rückwärts ſtürzend in die Latſchen. Dann entſtand ein Heidenlärm, das Rudel ſprengte pfeifend, eine Wolke Steine und Sand abſtoßend, hinauf in das Gewänd, im nächſten Graben kollerte und rutſchte das geſchoſſene Wild bergab.

Loisl war aufgeſprungen, ein wildes Luſtgefühl packte ihn, er wollte einen lauten Juchſchrei ausſtoßen, da fiel es ihm ein, daß das nicht Jägerſitte ſei; der Jäger vermeidet jeden unnützen Lärm, und jetzt war er Jäger, wie jeder Andere.

Hat er ihn denn wirklich getroffen mit ſeinem erſten Schuß? — Ja wirklich! Da unten zwiſchen den weißen Steinen lag er und ſchlug mit den Läufen.

Keine Gefahr mehr achtend, flog er nur ſo hinab über die ſteile Wand, über den Graben hinüber zu dem Gefallenen. Die Beſorgniß kam ihm, wenn es am Ende doch kein Bock ſei. — Aber es war wirklich einer, ein Kapitalbock noch dazu; eben verendete er.

Jetzt that Loisl doch einen Juchſchrei, aller Jägerſitte vergeſſend, daß es weithin ſchallte. Und er ſollte kein Jägerblut haben! Da hatte er ſich ſchön getäuſcht. Es war ihm jetzt, als könne er nimmer laſſen davon, um alles Geld nicht, ja nicht einmal um die Marei, und wenn er jetzt gleich in ihren Armen hätt' liegen können und ſie küſſen und herzen, er hätt' jetzt nicht getauſcht.

„Wenn i das früher g'wußt hätt'," ſagte er zu ſich

ſelber, „i hätt's am End' g'rad ſo g'macht wie der Toni, i verdenk's ihm jetzt a nimmer, das Wildern."

Die Schatten zweier dicht über ihm kreiſender, lärmender Bergraben huſchten über Wild und Jäger. Hoch oben tönte noch immer der Gemspfiff, lösten ſich Steine. Die Sonne verſchwand bereits hinter der zackigen Schneid, die Schatten krochen langſam herauf mit ihrer herbſtlichen Kühle, ein ernſtes, allmälig anſchwellendes Rauſchen erhob ſich in dem blauſchwarzen Wipfelmeer unten. —

Loisl hatte den Gemsbock glücklich im Ruckſack und ging denſelben Weg zurück, den er gekommen. Er achtete nicht der ungewohnten Laſt in ſeiner Freude, es drängte ihn nach Hauſe zum Förſter. Der wird Augen machen! Und dann auf die Poſt. Jetzt fing er gewiß keinen Streit mehr an mit dem Toni, dazu war er viel zu gut gelaunt, und Marei mußte heut' noch hören davon.

Oben auf der Schneid' verſchnaufte er ein wenig. Das Thal brannte jetzt zu ſeinen Füßen in intenſivem Roth, das von dem ſtrahlenloſen feurigen Ball ausſtrömte, der ſich, von ſchmalen, dunkelblauen, an den Rändern golden geſäumten Wolkenſtreifen durchzogen, hinter die Häuſer und Gärten des Dorfes ſenkte.

Der Wind trug zerriſſene Töne bis herauf; er blickte mit dem Perſpektiv hinab. Deutlich erkannte er die Poſt, es war ihm, als blicke er durch die blitzenden Fenſter und ſehe Marei im Arme Toni's ſich ſchwingen. So ein Tanz von ſechs Stunden in der dicken ſchwülen Luft unter den erhitzten Burſchen macht ein Mädel ganz verrückt; das kannte er aus Erfahrung. Der ganze Verſtand wird verdreht, verdampft in der Hitze, und Marei, das wußte er, hörte nicht auf, wenn ſie einmal darin war. Und wenn er ihr dann immer in die Ohren wisperte, vergaß ſie am Ende gar, was ſie am Vormittag geſagt hatte.

Je länger er hinunter blickte, deſto mächtiger wuchs

dieſer Gedanke in ihm. Auch der Gemsbock konnte ihn nicht davon abbringen. Der Jagdeifer war verflogen.

„Was is jetzt, da das Viech todt is?“ ſprach er vor ſich hin, mit dem Bergſtock die ſtarren Augen des Bockes berührend. „Und doch hat's mi ſo packt, daß i drüber Alles vergeſſen hab'. Bin doch a rechter Narr und derweil — mach' jetzt, mach' Loisl!“

Raſch packte er zuſammen, und ſprang mehr als er ging bergab, nicht den Steig, auf dem er gekommen, ſondern gerade aus über das ſteile Gehäng, über Stein und Wurzelwerk, er ſpürte gar nicht mehr ſeine Laſt.

Es dunkelte ſchon ſtark, als er die erſten Häuſer des Dorfes erreichte, auf der Straße herrſchte aber noch reges Leben. Angeheiterte junge Burſchen gingen von einem Wirthshaus in's andere, Kirchweihgäſte traten in fröhlichſter Laune den Heimweg an.

Das war ein Triumph für Loisl, er vergaß darüber ſeine ſchlimmen Gedanken. Der Gemsbock machte Aufſehen, man gratulirte ihm, der Forſtgehilfe, der ihm begegnete, wurde blaß vor Neid.

„Schau, ſchau, der Loisl! A Mordskerl, glei am erſten Tag!“ klang es in ſeine entzückten Ohren.

Der Förſter war nicht zu Hauſe, wohl an ſeinem Stammtiſch. Loisl legte den Bock ab, die Muſik auf der Poſt lärmte ſo friſch, als hätten die Muſikanten eben erſt begonnen, und das Stampfen der Burſchen verrieth den größten Eifer.

„Soll i? Soll i net?“ ſtellte er ſich die Frage. „In dem G'wand voll Blut! G'rad in dem G'wand, da brauch i net z'lang z'reden. Die Marei is ja ſo nimmer dort. Das wär' noch ſchöner!“

So ging er, wie er war, kaum daß er ſich Zeit nahm, die blutigen Hände am Brunnen zu reinigen.

„I möcht' g'rad 's G'ſicht vom Toni ſehen, wenn

er mi so siecht, g'hört hat er ja schon längst vom Gamsbock," damit entschuldigte er seine unruhige Eile.

Er hatte richtig vermuthet, auf der Post war sein Jagdglück schon bekannt; die Jägerei stand einmal im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses.

„Respekt, Loisl, gratulir', das is was für den Toni. Wo denn, wia denn? Erzähl'!"

Jeder gönnte dem beliebten Burschen sein Glück, schon weil sich die Forstleut' ärgern würden über den raschen Erfolg des neugebackenen Jägers.

Loisl hörte nur halb, sein Auge suchte Marei. Sie war nicht unter den Tanzenden, nicht in der Bauernstube.

„Ich hab's ja g'wußt, was thät's denn auch da!" sagte er sich, im Stillen frohlockend. Doch auch der Griesberger war nirgends zu erblicken, das beunruhigte ihn, und wegen dem war er ja eigentlich hergekommen.

Endlich kam ihm ein Bursche zu Hilfe. „Suchst 's Marei?" fragte er ihn. „G'rad is sie fort."

„G'rad erst?" fragte betroffen Loisl. „Und —" er besann sich noch zur rechten Zeit und behielt die zweite Frage nach dem Toni, die ihm auf der Lippe schwebte, für sich. Es gab ja noch zwei Wirthschaften, die dieser an einem solchen Tag gewiß nicht ausließ.

„Du kannst 's noch leicht einholen, noch keine fünf Minuten is fort," fuhr der Bursche fort.

Loisl besann sich nicht länger, er mußte sie heut noch sprechen, sie fragen, warum sie so lange geblieben; freilich, sie tanzte halt gern! Ohne Zweifel ging sie den nächsten Weg auf den Strotzuerhof. Ein schmaler Fußsteig wand sich dahin abseits von der Dorfstraße, dem Bergbach entlang zwischen Weiden und Haselnußstauden.

Der Himmel hatte sich überzogen, ein warmer Westwind wühlte im raschelnden Laub. Es war finster, nur hier und da lief ein Lichtstreif aus einem Gehöft über

die ſchwarzen Wieſen. Auf der anderen Seite des Baches bewegte ſich etwas, die ſchwachen Umriſſe einer Geſtalt traten aus dem Dunkel; es klang wie weinerliches Schluchzen, dann wieder Flüſterworte.

Er hielt in ſeinem Laufe inne und horchte.

„Anderl, i bitt' Di!“ klang es weich herüber; dann verſchwand Alles im Dunkel. Das Raſcheln des windbewegten Laubes machte das übrige unhörbar.

Loisl lachte. „Jetzt hätt' i mi bald ſchön blamirt,“ dachte er, dann lief er erſt recht. Schon leuchtete ein Licht vom Stroßnerhof herab von der Höhe, da hörte er ein Knarren, er täuſchte ſich nicht, einige hundert Schritte noch, dann kam er zum Zaun des Hofes, der wurde eben geöffnet und geſchloſſen, er kannte genau den Ton. — Marei war's, kein Zweifel!

Alles war vergeſſen, ſein Groll über ſie, über ihr langes Verweilen beim Tanze, ſein Mißtrauen, ſein Fürchten. Er wollte ihr keine Vorwürfe machen, ſich langſam heranſchleichen und ſie in ſeine Arme ſchließen.

Dem raſchelnden Laube ausweichend, an die Büſche ſich drückend, ſchlich er vor. Das war doch noch eine andere Pürſch wie heute Nachmittag, ſo ſchlug ihm das Herz doch nicht.

Doch was war das?

Er blieb vorgebeugt in ſeiner ſchleichenden Stellung. Sie hatte gerade geſprochen — oder hatte er ſich geirrt? „Laß mi!“ Deutlich hörte er die Worte trotz des Rauſchens des Baches. Es klang wie eine Abwehr. Er eilte vorwärts, nur einen Schritt, da wurde ein unterdrücktes Kichern laut und wieder knarrte die Thüre.

„Na, nachher geht's ſo a,“ rief eine Stimme, die Loisl erbeben machte, und er ſah deutlich eine Geſtalt über den Zaun ſpringen.

„Biſt Du a G'waltthätiger!“ flüſterte es wieder. „Was ſoll i denn mit Dir anfangen?“

Loisl stürmte vor gegen den Zaun, er wollte rufen, fluchen. Die Stimme versagte ihm. Das Gatter war halb offen, dicht vor ihm im Dunkel hörte er jetzt die Stimmen.

„Du hast mi net verstanden, Marei, i kann halt net so viel umschneiden und d' Augen verdrehen, aber —"

Es war Toni's Stimme, sie klang jetzt so weich, so einschmeichelnd und verlor sich in unbestimmtes Geflüster.

„Laß mi, i bitt' Di," erwiederte des Mädchen in einem Tone, der wenig ernsten Widerstand verrieth.

Toni's jetzt sich entfernende Stimme war nicht mehr zu verstehen. Die Beiden gingen dem Hause zu.

Loisl lehnte am Zaun und ballte die Fäuste in ohnmächtiger Wuth, dann griff er nach dem Knicker in der Tasche und eilte nach — er that nur wenige Schritte, dann blieb er stehen und steckte ihn wieder ein.

„Na, so net, das wär' ja a Mord. A Duell, das is a ganz g'rechte Sach', und der davon kommt, kriegt 's Mädel, so hat's g'sagt. — Wenn ich sie dann no mag, die Dirn', die falsche!"

Er wollte schon zurückgehen, er hatte genug gehört, da traten die beiden Gestalten in den schmalen Lichtkegel, der aus dem Fenster des Hofes fiel. Mit Allgewalt zog es ihn hinauf, Schritt für Schritt, bis er vor dem Hause stand. Als er hinter einem Holzstoß hervor durch das erleuchtete Fenster in die Stube blickte, trat eben der Toni ein, hinter ihm Marei, sich scheu an die Wand drückend.

Der Alte fuhr jäh auf von der Ofenbank.

„Da schau, Strotzuerbauer, was i heut' von Dir will," begann der Toni; er war sichtlich angetrunken.

„He, was willst?" fragte dieser mürrisch zurück.

„Na, was is denn von Dir z'wollen, als Dei' Tochter 's Marei? Weiß schon, daß i Dir net recht komm', aber

bei die Umstänb' — wenn i a von der Sonnseiten bin — g'rad 'raus — i bin a g'standener Bauer, hab' an schönen Hof und bin besser, mein i, als a Jager."

Marei trat, von einem plötzlichen Entschlusse beseelt, zwischen ihn und den Vater.

„I hab' ihm kein Recht geben, Vater, so z'reden, gewiß net!" Dann verbarg sie ihr Antlitz schluchzend hinter der Schürze.

„Laß Di net irr' machen, Vater," fuhr Toni fort, „'s is ihr net ernst, sie find't sich selber nimmer z'recht. Der Loisl hat's halt a bisl verdraht, kennst ja d'Weiberleut'! Deine Sach' ist's jetzt, a richtig's Wort z'reden — also red'."

Der Bauer hatte sich wieder gesetzt, jeder Aerger fuhr ihm in das kranke Bein, verdrossen wiegte er den Oberkörper hin und her, den Blick zu Boden geheftet.

„Was kümmern mi eure Schnaren," hub er dann an, den kranken Fuß haltend. „Laßt mir mei' Ruh damit. Kommst daher in der Nacht, hübsch antrunken und fallst mit der Thür in's Haus, und die steht daneben und heult. Das wär' mir a recht's Anhalten um a Madl! Was Bauer, was Jager, i gönn's koan von euk Zwoa uet, mei Marei, aber wenn's amal net anders sein kann — das is ja richti: a Bauer und a Jager is weit von anand — dann koumst nüchtern, am Tag. Verstanden? Und bringst mir's Madel — aber net heulend — und sagst, wir haben uns verstanden, was moanst dazu, Strotznerbauer! Nachher red' i vielleicht — für heut' laßt mir mei Ruh', wennst gut fahren willst mit mir. Griesberger, b'hüt Di Gott."

Er stand auf und drängte ihn förmlich zur Thüre hinaus.

Toni hielt es für gerathen, sich zu drücken, er reichte dem Mädchen noch die Hand, sie ergriff sie nicht und

wendete sich, die Schürze noch immer vor den Augen, ab. Toni ging dicht an dem Holzstoß vorbei, hinter dem Loisl stand, der Alles zitternd vor Erregung mit angehört hatte.

Kaum war der Bursche draußen, fiel Marei schluchzend vor dem Vater auf die Knie, ihr Haupt an seine Brust lehnend.

„Vater," sagte sie, „i bin recht schlecht, i hab' mi ganz verloren, hilf mir, oder i werd' recht unglücklich."

Der Alte vergaß seinen Schmerz, seinen Aerger, er sah jetzt nur sein armes Kind, das er doch gern hatte. Er ergriff ihren Kopf mit beiden Händen und hob ihn auf, daß sie ihm gerade in's Gesicht sah, das jetzt einen herzlichen Ausdruck gewann. „Marei, jetzt sag' i selber, heirath', daß d' net auf falsche Weg' kommst. Welchen magst, mir is a Jeder gleich, aber zwei, schau, das is um ein' z'viel. I hab mit'n Kopf g'wählt — die Mutter war a gute Bauerntochter — glückli war i g'rad damit net, i müßt' lügen; wähl' Du mit dem Herzen, vielleicht geht's besser."

Ein Gerumpel wurde laut, dicht vor dem Fenster. Marei fuhr erschreckt auf und eilte hinaus. Ein Theil des Holzstoßes war eingefallen.

„G'wiß hat der Toni g'horcht," dachte sie. „Mir a recht, nachher wird er sich schon auskennen, wen die Wahl trifft, wenn i dem Vater folg'."

— — — — — — — — — — — —

Ueber die Anhöhe hinab schritt Loisl durch die dunkle Nacht.

„Zwei, das is um ein z'viel," murmelte er. „Recht hast, Alter, und d' Wahl is zu hart, d'rum muß man's leichter machen dem armen Madel, wie die Herrischen. Wenn's zwei mit einer haben, halten's a Duell, der davon kommt, kriegt 's Madel!"

Ein feiner warmer Regen fiel, ein ſtarker bitterer Geruch ſtieg auf von dem durchnäßten dürren Laub, den abgeſtorbenen Kräutern und Blumen. Der Anderl flüſterte noch immer neben dem Bache mit ſeinem Schatz, von der Poſt herüber tönte ſchrill eine Klarinette, das Geſtampf und Gejohl der Tanzenden. Am „Breitkopf", der ſich in ſeinen ſchwarzen Umriſſen drohend aus der Finſterniß hob, ſchrie ein Hirſch in regelmäßigen Zwiſchenräumen.

3.

Als Loisl am andern Tage dem Förſter Bericht erſtattete über ſeinen erſten glücklichen Reviergang, drückte ihm derſelbe ſeine Freude darüber aus, daß er ſich beſſer anlaſſe, als er ſelbſt vermuthet. Darauf gab er Aufträge, welche ihm die ganze Woche vollauf zu thun gaben. Der Fürſt wurde in den nächſten Wochen zur Jagd erwartet, da mußten die Steige ausgebeſſert werden, die Stände revidirt, und vor Allem die Triebe, welche gemacht werden ſollten, genau ausſtudirt werden, damit keine Fehler vorfielen.

„Der Fürſt wird mich fragen nach Dir; ſchau, daß ich ihm eine gute Antwort geben kann," ſagte der Förſter.

In Loisl regte ſich der Stolz, er verſprach ſein Möglichſtes zu leiſten. Angeſtrengte Thätigkeit ſchien ihm auch das beſte Mittel, um den Kummer zu überwinden, der an ihm nagte.

Der Förſter rief ihn noch einmal zurück, als er die Kanzlei ſchon verlaſſen hatte.

„Was i Dir noch ſagen wollt', Loisl," begann er zögernd, „i hab' g'hört, Du haſt's mit der Stroßnerbauer Marei. Laß doch die Dummheit, das is kein Madel für Dich, 's kann ja doch nix d'raus werden, da iſt der Alte g'rad der Rechte. Hat denn net auch der Griesberger, der Lump, mit dem Madel was?"

Loisl wurde feuerroth. „Ja — schon, aber —"

Der Förster lachte. „Aber i bin ihr der Liebere, willst sagen! No ja, da könnt' ich einen Tag lang predigen und 's wär' doch umsonst!"

Dann machte er plötzlich ein sehr ernstes Gesicht und stieß mächtige Tabakswolken aus dem Maserkopf. „Der Toni ist ein Hauptlump, das weißt, Loisl, da könntet ihr leicht zusammentreffen draußen; ich hoff' wenigstens, daß dem Kerl das Handwerk einmal g'legt wird. Kennst denn die Vorschriften über die Sach'? Nur in der Nothwehr darf der Jäger von der Schußwaffe Gebrauch machen, d. h. auf Deutsch, nur wenn der Andere auffahrt mit der Büchs, hast Du's Recht, zu schießen. Ist der Lump flinker wie Du, ist's Dein Schaden; schießt Du dem Lumpen nach, wenn er davonläuft, und sitzt der Schuß hinten, kannst wegen Mords verurtheilt werden. Läßt Du ihn laufen, und paßt Dich der Kerl irgendwo ab und schießt Dich an, ist's Dein Pech. Es ist schon so eing'richt, daß den Herren Wilderern net z'hart g'schiecht, und unser Einer ist halt dann im Dienst g'fallen!"

Der Förster hatte jetzt einen brennend rothen Kopf, die Tabakswolken flogen stoßweise gegen die Decke, offenbar kochte in ihm selbst der alte Haß.

Plötzlich fiel ihm ein, daß sich für ihn, als Beamten, eine derartige Kritik des Gesetzes dem Burschen gegenüber nicht passe. „Doch das geht Dich Alles nix an," fuhr er ärgerlich über sich selbst fort. „Gar nix! Die Vorschriften kennst Du jetzt und darnach gehst Du vor. Ich sag' Dir das Alles wegen dem Toni. Du hast'n am Strich, natürlich, da könnt's leicht über die Vorschriften hinausgehen, im Haß und Zorn sieht man allerhand, was gar net so ist. Net daß Du eines Tages daher kommst und mir Sachen vorschwätzst, was ich net hören darf. Ich werd' auf den Eid vernommen in solchen Fällen, merk'

Dir das! Daß ich wegen Deiner keinen Meineid ſchwör', wird Dir klar ſein. Jetzt b'hüt Gott und Waidmanns Heil, Loisl!"

Der Förſter achtete in ſeiner Erregung nicht auf die auffallende Bläſſe des Jägers, zog aus dem Regal nebenan ein Aktenheft heraus und warf es auf den Tiſch, daß eine Staubwolke aufflog.

„B'hüt Gott, hab' i g'ſagt!" wiederholte er, mit der der Hand abwinkend, als er Loisl noch immer vor ſich ſtehen ſah.

Dieſer wollte ſichtlich noch eine Frage ſtellen, doch der wiederholten energiſchen Aufforderung leiſtete er ſchweigend Folge. Das waren fürchterliche Worte für ihn, die der Förſter ſprach. Warum dachte er denn ſo ſchlecht von ihm, daß er ihm einen Mord zutraute aus Haß? Ein Duell ſollt's werden, ganz nach der Vorſchrift, die er ihm auseinandergeſetzt, Büchs gegen Büchs, wer zuerſt fertig wird. So hatte er es die ganze Nacht vor ſich geſehen, hatte den Knall gehört und den Toni ſtürzen ſehen, wie den Gemsbock neulich. Aber natürlich, jetzt wußte er's, es mochte zugehen, wie es wollte, Alles würde ſagen, er hätte den Toni umgebracht aus Haß, aus Eiferſucht, und zuletzt kam er noch vor's Gericht als Mörder.

„Na, das net," dachte Loisl bei ſich, „weil i ihm nix ſag'n werd', was er net hören darf, und er nur das ſagen kann auf Eid, was i ihm rapportir'. Wie er das 'rausbracht hat, der Förſter — ich hab's wohl verſtanden!"

Wär's denn aber nicht am geſcheidteſten, dem Förſter zu folgen betreffs der Marei und das Mädel ein- für allemal aufzugeben?

Der Gedanke beſchäftigte ihn jetzt ernſtlich, wie er dem Revier zuging.

„Er hat ganz recht, wir paſſen net für einander, ſie

wird alleweil d'Hosen anhaben und dann — was Leichtfertig's steckt in ihr. Hab's ja erfahr'n. In der Frühe mir ihre Lieb' g'stehen, auf die Nacht mit dem Toni heimgehen; wenn's auch net ihr Ernst war, aber 's is doch stark. Dann der Alte! Sie dem Toni einfach lassen, wär's beste. Er paßt wirklich net schlecht zu ihr, dann wär' die ganze Dummheit aus, es brauchet kein Duell nimmer, kein Haß, kein' Verdächtigung, wenn was passirt. Der Toni wär' ein Wilderer für mi, wie jeder Andere, gegen den i meine Pflicht thu', weiter nix."

Der Gedanke festigte sich immer mehr in ihm.

Am Mittwoch nicht auf die Ahornalm zu kommen zu dem verabredeten Stelldichein, war sein fester Entschluß.

Das Besichtigen der Steige und Stände für die Fürstenjagd beschäftigte ihn in einem von der Ahornalm weit entlegenen Reviertheil. Er verrichtete seine Arbeit mit der größten Gewissenhaftigkeit. Die Nächte brachte er in der Winterstube bei seinen früheren Kameraden, den Holzknechten, zu. Er war in der besten Laune, ließ aber doch ihnen gegenüber das Gefühl seiner neuen Würde etwas durchblicken, was als selbstverständlich und berechtigt hingenommen wurde. Er gehörte jetzt zur Försterei, die Fürstenkrone auf dem Kragen, die silbernen Knöpfe mit dem Wappen auf der grünen Weste verfehlten nicht ihre Wirkung; er war einmal „a G'wappelter", mit dem man nicht umspringen konnte, wie mit Seinesgleichen. Man erlaubte sich daher auch keine Anspielungen auf sein allgemein bekanntes Verhältniß zu Marei, und als Einer die vorlaute Bemerkung machte: „Wenn i Du wär', den Toni nähm' i auf's Korn!" da brannte er in lichterlohem Zorn.

„Jeden nehm' i auf's Korn, der a Lump is, den Toni net mehr, als en Andern, das ist meine Amtspflicht,"

ſagte er würdevoll; „von der ihr keinen Begriff nicht habt."

Dieſer Ton flößte Reſpekt ein, man gab ſich alle Mühe, ihn zu beſänftigen und überließ dem „Herrn Prentner" den beſten Platz im Lager, indem man ihm das Heu aufſchüttelte und ein blaukarrirtes Kiſſen zur Verfügung ſtellte, das ſonſt nur der Förſter verwenden durfte. —

Auch der Dienstag verging, ohne daß Loisl ſeinen Entſchluß wanken fühlte; er ergötzte ſich an dem Aerger, den Marei haben würde, wenn ſie vergeblich auf ihn wartete. „Das g'ſchieht ihr grad' recht, der Unbeſtändigen, ſie ſoll nur ſeh'n, daß es auch Männer gibt, die ſich net am Narrenſeil rumführ'n laſſen," dachte er.

Als er ſich am Mittwoch von ſeinem Heulager erhob, kam es ihm aber doch vor, als habe er die ganze Zeit über nichts gethan, als auf den heutigen Tag gewartet. Ob ſie ſich auch wirklich ärgerte, wenn er nicht käme? Oder am End' gar freute, daß er ſelber geſcheidt geworden war und ſie Ruhe hatte vor ihm?

Wenn man das Alles ſo beobachten könnte? Das konnte man ja von der Schneid' aus, wo neulich die Hirſche gekämpft hatten. Mit dem Perſpektiv ſah er ihr mitten in die Seel' hinein. Da war ja keine Gefahr dabei.

Nachdem er zwei Tage in dieſem Gebirgsſtock ſich aufgehalten, war es ohnehin an der Zeit, auch drüben bei der Ahornalm ſich umzuſehen, ob Alles in Ordnung ſei. Die Wilderer konnten leicht erfahren, daß er hier beſchäftigt und die andere Seite des Gebirgsſtockes ohne Schutz ſei. Nichts hätte ihn empfindlicher gekränkt, als wenn man in der erſten Woche ſeines Dienſtes ihm einen geſchehenen Wilddiebſtahl hätte nachweiſen können, ſei es, daß man einen verdächtigen Schuß vernahm, oder dem Verkaufe friſchen Wildes auf die Spur kam; er war über-

zeugt, daß es nicht an Neidern fehlen würde, die ihm mit Vergnügen einen solchen Streich spielen würden.

Sein Geschäft hier war beendet, die Jagd auf das Pünktlichste vorbereitet, so hielt ihn nicht nur nichts ab, sondern es war sogar seine Pflicht, wie er sich einredete, sich in das Revier zu begeben, in welchem die Ahornalm lag.

Die Sonne stand im Mittag, als er die Schneid erreichte, dem Platze gerade gegenüber, an welchem er vorige Woche dem Hirschkampf zugesehen hatte. Zwischen den Schindeln der Ahornalm drang der Rauch in feinen Wölkchen heraus. Die Stallthüre stand offen, das Geräusch des Kehrens und Putzens war deutlich hörbar. Marei reinigte den Stall.

Er zog sein Perspektiv heraus und richtete es auf die Thüre. Da erschien sie. Die gebräunten Arme führten emsig den Besen, die nackten Füße, welche der aufgeschürzte Rock freiließ, leuchteten im Sonnenschein. Jetzt setzte sie aus, trat heraus in's Freie und sah sich nach allen Seiten um, besonders den Steig, den er neulich gekommen, beobachtete sie gespannt. Kein Zweifel, sie erwartete ihn.

Loisl hatte ein wohliges, schadenfreudiges Gefühl. Sie unterbrach die Arbeit immer häufiger, es kam ihm vor, als präge sich in ihren Bewegungen eine gewisse Aengstlichkeit aus, ja er glaubte ihre Brust sich mit einem tiefen Seufzer heben zu sehen. Er konnte das Glas nicht mehr vom Auge lassen.

Das Mädchen verschwand eine Weile, auch das Geräusch der Arbeit verstummte, dann kam sie mit einer dampfenden Schüssel, ihrem Mittagmahle, heraus und setzte sich auf die Bank vor die Hütte.

Sie bekreuzigte sich, sprach stumm das altgewohnte Gebet, dann griff sie zum Löffel. Doch sie hatte ihn noch nicht zweimal zum Munde geführt, da sprang sie auf und horchte.

Digitized by Google

Loisl hatte durch eine unvorsichtige Bewegung einen kleinen Stein abgestoßen. Gespannte Erwartung lag auf ihrem Antlitz, dann setzte sie sich wieder, sichtlich enttäuscht, warf den Löffel ärgerlich weg, schob die Schüssel weg und stützte den Kopf in die Hand.

Loisl lachte befriedigt vor sich hin. Das war ein genußreicher Anblick für ihn; sie erwartete ihn, kein Zweifel, sie grämte sich, daß er nicht kam. Würde sie dies thun, wenn es ihr mit dem Toni ernst wäre? Erwartete sie ihn nur, um ihm zu sagen, daß es aus sei zwischen ihnen? — Und jetzt wischte sie mit der Schürze über die Augen, sie weinte — sie müßte sich ja freuen über sein Ausbleiben, wenn es so wäre, wie er gedacht. Ihm selbst wurden die Augen naß. Er glaubte in ihrer Seele zu lesen — sie weinte aus Reue über ihre Leichtfertigkeit, sie dachte des Unrechtes, das sie ihm angethan vorigen Sonntag mit ihrem nächtlichen Heimgang. Und wie kleinlich, wie werthlos erschien ihm jetzt seine Jägerluft, sein Amtsstolz, wie leicht wog das Alles jetzt gegen das weinende, ihm sich entgegensehnende Mädchen da unten!

Schon wollte er aufspringen und ihr zurufen, da besann er sich eines Anderen.

„A bisl a Straf' muß sein, sie soll nur auch a bisl lernen, wie's thuat, das Heimweh. Sie bleibt ja über Nacht auf der Alm, und wenn der Abend kommt, die Nacht, is viel schöner plauschen, da geht's Herz viel mehr auf, als mitten im Sonnenschein. Noch an kleinen Pürschgang — und dann erlös i die arme Haut."

So sagte er sich voll innerer Seligkeit, seines endgiltigen Sieges gewiß.

Marei saß noch immer in Gedanken verloren, sie schien die Arbeit ganz vergessen zu haben. Loisl mußte sich alle Gewalt anthun, sich von diesem Anblick zu trennen, in seinem weichen Gemüth war aller Groll erloschen, aber

eben darin erblickte er seine Schwäche, die ihm bei Marei stets geschadet, er wollte ihr den Mann zeigen.

Vorsichtig verschwand er hinter der Schneid. Ging er auf dem weiter unterhalb führenden Jägersteig durch das Gewänd, schön langsam um den Almkessel herum, so kam er gerade recht vor Dunkelwerden auf den Weg hinaus, den er gewöhnlich einschlug, wenn er die Geliebte besuchte. „Man kann ja den Gemsen ein bisl zuschauen, damit die Zeit besser 'rumgeht," dachte er. Um's Schießen war es ihm jetzt nicht zu thun, er hatte keine Mordgedanken, Alles sollte leben und sich freuen mit ihm.

Die Sonne entsendete sommerlich heiße Strahlen, kein Lüftchen regte sich, die großen gezackten Ahornblätter flatterten geräuschlos zu Boden, von der Bergstraße herauf kamen die Töne eines Posthornes, das Brüllen eines Rindes, das Rauschen und Wetzen einer Sägmühle.

Loisl fühlte sich so lebensfrisch, es war ihm, als ziehe das Frühjahr ein in die Berge, ein unbewußtes Gefühl des Dankes für sein Glück stimmte ihn fast andächtig.

Auf dem großen „Lahner", der sich mit seinen feingespitzten überhängenden Grasbüscheln weit hinaufzog in die Steinwände, äste ein starkes Rudel Gemsen, aus dem fahlen Gelb zuckten hie und da frische Triebe, welche die naschhaften Thiere sorgfältig aussuchten. Da ließ sich gut zuschauen und über Alles nachdenken, was er ihr sagen wollte heute Abend.

„I hab' Alles g'hört, was Du mit dem Toni g'sprochen hast beim Heimgehen! Schritt für Schritt bin i euch nachg'schlichen, über'n Zaun is er Dir nachg'sprungen. Aber abweis'n hätt'st'n soll'n, den Frechen. O, Du kannst es schon, wenn Du willst, aber Du hast ihm doch gern zugehört. Er hat auch ganz anders g'sprochen, wie sonst, viel sanfter, und g'lästert hat er auf mi, und Du hast mi net vertheidigt, und dann hast 'n mitg'nommen zum

Vater, wo er ang'halten hat um Di. I hätt' aufschreien mögen vor Leid', i hab' ihm nachwollen, aber i hab' mi z'ruckg'halten und bin euch stad nachg'schlichen bis vor's Fenster. I hab' Alles g'hört, Alles g'sehn, wia's d'kämpft hast mit Dir, wie Du vor Dein' Vater niederg'fallen bist, und wie dann der Alte g'sagt hat, wähl' Du mit 'n Herzen, vielleicht geht's besser. Da hab' i aufgejauchzt für mi ganz stad, weil's mir klar, daß Du nur mi wählen wirst, koan Anderen. Dann bin i davon und den guten Gedanken haben wieder andere schwarze vertrieb'n. Er wird immer wieder kommen, der Toni, hab' ich dacht', und nie wird a Fried' werden, bis — bis — Aber das ist jetzt Alles nimmer nöthig, jetzt g'hörst mir auf ewig, und alles Andere war nur a böser Traum."

So wollte er sprechen und seinen Arm um ihren Nacken legen und ihr die nassen Augen küssen.

Er legte sich zurück unter die verblühten Almenrosen, er starrte auf die über ihm dahinziehenden schneeweißen, leuchtenden Wolken im Himmelsblau; es war ihm, als schwimme er mit in der unendlichen Wölbung, sammt dem Felsen, auf dem er lag. Eine wohlige Schläfrigkeit übermannte ihn.

Als er die Augen aufschlug, waren die ziehenden Wolken blutig roth, und auf dem Gebirgskamme zitterte die letzte Abendgluth. Unter ihm zogen schon die Schatten herauf, er mußte lange geschlafen haben. Die Gemsen ästen noch immer vor ihm auf dem „Lahner", eine Gais wechselte scherzende Stöße mit ihrem Kitz, berührte es liebkosend mit ihrem Lauf. Das machte ihn lachen, er zögerte noch mit dem Fortgehen.

„Wenn's 's Marei amal so an Fratzen hat und mit ihm umeinander scherzt vor'm Haus," dachte er. Er machte sich ein getreues Bild. Es war Abend wie jetzt, er saß vor dem Strobnerhof neben dem Alten und rauchte

seine Pfeife, in der Wiese vor ihm auf einem Heuhaufen lag Marei, sein Weib, und balgte sich mit einem kleinen Kinde. Es zerrte an ihren schwarzen dicken Zöpfen und warf ihr Heu in das Gesicht; es war ein Geschrei und Gelächter, selbst der Alte lachte mit, und das Heu duftete so stark.

Ein schriller Pfiff störte seine schaffende Phantasie; eben die Kitzgais, welche mit ihren Jungen scherzte, stieß ihn aus. Das Spiel war aus, ängstlich lauschend streckte sie den Kopf vor und machte einige Sprünge aufwärts; das Kitz blieb ihr dicht am Leib. Jetzt wurde die ganze Schaar lebendig, sprang und pfiff durcheinander. Die Unruhe war ganz anderer Art, als damals, als der Bock hereinstieg, den er schoß; die war mehr das Zeichen der Ueberraschung, als wie jetzt, der Angst vor einem nahenden Feinde.

Unwillkürlich nahm er die Büchse von der Schulter und drückte sich hinter die Latsche. Steine gingen ab, dann ward es wieder ganz still. Plötzlich vernahm er deutlich ein metallenes Aufschlagen, es konnte nur von den Nägeln eines Schuhes oder der Spitze eines Bergstockes herrühren. Frost rieselte ihm durch die Glieder; das war kein Wild, sondern ein Mensch! Sollte sich ein Fremder verstiegen haben? Sehr unwahrscheinlich in dieser Jahreszeit. Sicherlich war es ein Wilderer.

Er packte das Gewehr fester, redete sich Entschlossenheit ein und rief sich die Vorschriften des Försters in's Gedächtniß. Dabei mußte er an Toni denken. Wenn er es wäre? Er fühlte jetzt keinen Haß gegen ihn, er würde ihn anrufen, ja, das mußte er — und wenn er auffuhr gegen ihn mit der Büchse —

Er fühlte kalten Schweiß auf der Stirne, Aber er hatte keine Zeit mehr, weiter zu denken. Ein Mann ließ sich auf der anderen Seite des „Lahner" vorsichtig

zwischen zwei Wänden herab, ein kurzes Gewehr unter dem Arme.

Der Griesberger! Er erkannte ihn sofort, aber er rief nicht, er hob das Gewehr nicht, er blickte ihn nur starr an, ohne etwas denken zu können.

Der Wilderer blieb mitten in der Rinne stehen und spähte, auf eine vorstehende Latsche steigend, vorsichtig über eine Wand hinweg in den Lahner; die Kitzgais trippelte noch immer mit ihrer Kitz unschlüssig, woher der Feind kam und Wind einziehend, umher.

Der Toni hob langsam seinen Stutzen.

Loisl sah Alles und rührte sich nicht, seine Glieder waren bleiern, in seinem Kopf brauste es wie ein Wasserfall.

Da blitzte es auf, ein schwacher kurzer Knall, der wie ein Peitschenhieb sich in den Wänden brach, die Kitzgais brach zusammen, erhob sich aber rasch wieder und verschwand in der Latsche. Jetzt sprang der Griesberger mitten in den Lahner, stieß einen Fluch aus und machte eine ärgerliche Bewegung mit dem Arme.

Jetzt war die rechte Zeit für Loisl, Toni hatte nicht wieder geladen und stand ohne Deckung frei auf hundert Schritte ober ihm; er mußte sich ihm ergeben, selbst die Flucht war aussichtslos. Er empfand ein heftiges Wohlgefühl, ihn so ganz in seiner Macht zu sehen; einen Augenblick dachte er daran, daß der Abend bei Marei jetzt verloren sei, doch das Pflichtbewußtsein siegte über diese Anwandlung.

Er war jetzt zu seiner eigenen Verwunderung ganz ruhig und besonnen und bedachte alle möglichen Zwischenfälle. Es genügte ja, wenn er dem Toni die Büchse abnahm, dann konnte er ihn ja schadlos laufen lassen. Wie er sich dieses Zusammentreffen so blutig gedacht, und wie harmlos es verlaufen würde!

Toni ging unterdessen einige Schritte vor und unter-

ſuchte die Fährte des angeſchoſſenen Wildes, dann trat er den Abſtieg an. Dabei mußte er dicht an Loisl vorüber.

Dieſer lachte in ſich hinein, während ſein Körper doch vor Erregung zitterte — nur noch bis zu dem weißen Stein wollte er ihn kommen laſſen, dann —

Da hielt plötzlich der Toni an und fuhr ſich mit der Hand gegen die Stirne.

„Herrgott, heut' is ja Mittwoch! Vor lauter Aerger hätt' ich's bald vergeſſen — ſo was!" ſagte er laut, wandte ſich halb gegen die Schneid und zog die Uhr heraus.

Loisl hörte jedes Wort, eine Blutwelle ſchoß ihm in's Geſicht und mit ihr zugleich flog das Gewehr an ſeine Wange.

„Halt, oder i ſchieß!" ſchrie er gellend.

Der rothe Bart Toni's flimmerte vor ſeinem Viſier, da glaubte er die rechte Hand deſſelben nach ſeinem Gewehr greifen zu ſehen, etwas blinken —

Der Schuß blitzte auf!

„Loisl!" tönte es kreiſchend mitten hinein in dem ſich an den Wänden brechenden Knall.

Loisl erblickte durch den Rauch einen dunklen Körper ausgeſtreckt auf dem Lahner.

Lange ſtarrte er regungslos darauf hin, und nie konnte er ſich ſpäter erinnern, was er dabei gefühlt, gedacht. Der Körper rutſchte etwas bergab und verſchob ſich dabei derart, daß das fahle Geſicht ſichtbar wurde.

Dieſer Anblick brachte ihn zum Bewußtſein des Geſchehenen. Mechaniſch kletterte er von ſeinem Sitz herab und ging über den Lahner auf den Gefallenen zu. Wenige Schritte vor demſelben blieb er ſtehen, ſeine Kniee zitterten, mit ſonderbarer kalter Neugierde blickte er auf das fahle Geſicht, auf das unter dem Rücken herausſickernde Blut,

das in einer feinen Rinne bis vor seine Stiefel floß. Der rechte Arm war gerade ausgestreckt, die Faust umklammerte den Lauf des Gewehres; die andere Hand konnte er nicht sehen. Es zog ihn immer mehr heran, Schritt für Schritt, es kam ihm vor, als vernehme er schwache Athemzüge.

Wenn er noch lebte! Wär's gut oder schlecht? Wünschte er es, oder wünschte er es nicht? Er wußte keine Antwort auf diese sich ihm aufdrängende Frage. Er bückte sich — bückte sich tiefer, eine stählerne Uhrkette mit kleinen geschmeidigen Gliedern lag wie ein zusammengerolltes Schlängelchen auf der geballten Faust und zwischen den gekrümmten Fingern blitzte etwas.

Er hob die Kette, die Faust hob sich mit — die Uhr stack darin, die blitzte so heraus. Ja, wie kam denn die Uhr dahin? Er griff doch nach der Büchse mit der Hand!

Loisl's Blick fiel auf den kleinen Stutzen und blieb starr auf dem Hahn haften. Plötzlich that er einen raschen Griff darnach und zog die Hand ebenso rasch wieder zurück, als habe er sich gestochen. „Net g'laden! Herrgott! Sie ist ja net g'laden!" flüsterte er entsetzt, die Hände ineinander flechtend.

Und doch hat er nach dem Gewehr gegriffen! Nein, nicht nach dem Gewehr — auf die Uhr hat er g'schaut, gerade wie er ihn angerufen hat, und die ist ihm aus der Hand gefallen vor Schreck, und er hat darnach gelangt, das hat so geblitzt; und in der Eile und der Angst hat er gemeint, der Gewehrlauf ist es, hat vergessen, daß er nicht geladen sein kann, und hat geschossen. Er hat den Toni umgebracht — ermordet! Aber das ist doch gar nicht möglich, daß er einen Menschen umgebracht hat!

Erst jetzt kam ihm der Gedanke, ob denn keine Hilfe mehr möglich. Er tastete nach dem Ursprung des Blut-

quelles, der war an der rechten Seite oben zwischen der ersten Rippe und dem Hals. Das war beim Wild kein tödtlicher Schuß. Er hob die Augendeckel des Daliegenden, die Pupille war auf die Seite gedreht, doch nicht glasig, wie bei Todten. Das blutige Hemd stand durch den Fall und die ausgestreckte Stellung des rechten Armes weit offen; er starrte auf die gewölbte Brust, mit dem Gesicht sie fast berührend. Sie hob sich leise. Er vergaß Alles bei dem Anblick.

„Toni! Hörst mi, Toni!" schrie er dem Verwundeten in die Ohren in einem Tone, als riefe er seinen besten Freund.

Dann sprang er auf, lief vor, wieder zurück, preßte sein Schnupftuch unter das Hemd auf die Schußwunde, sprang wieder auf, blickte gegen den die Farbe des Stahles annehmenden Himmel, an welchem bereits der erste Stern erschien, hinab in das Thal, wo im nächtlichen Dunkel weiße gespenstige Nebel sich ballten, und schrie mit rauher Stimme: „Hilfe! Hilfe!"

Dann dachte er daran, daß das Niemand hören würde, und er selbst Hilfe holen müsse.

Er stürzte davon, er schwang sich von Fels zu Fels, von Latsche zu Latsche in toller Hast.

„Der Toni! Er lebt und er darf net enden wie a g'schossenes Wild."

Der Gedanke erfüllte ihn ganz, belebte seine Sehnen, besiegte sein Grauen. Wo wollte er denn eigentlich hin? Warum blieb er nicht bei ihm? Zu Marei, richtig, zu Marei; sie war seine Mitschuldige, sie mußte ihm helfen; was wollte er denn allein mit ihm machen?

Keuchend langte er auf der Schneid an. Die Fenster der Hütte flammten wie glühende Augen durch die Nacht zu ihm herauf.

Er rief ihren Namen, zuerst leise vor sich hin, dann lauter, daß er in den Bergen widerhallte.

Die Stimme Marei's antwortete ihm, sie klang ganz nahe, immer näher, sie kam ihm offenbar entgegen. Eine qualvolle Angst befiel ihn. Der Augenblick war da, wo er seine That zum ersten Male nennen mußte, und gerade ihr, die ihm mitten in's Herz sah; aber er hatte ja nach der Vorschrift gehandelt — ein unglückseliger Irrthum war Schuld an Allem! „Die Vorschrift, die Vorschrift!" murmelte er vor sich hin.

Eine Gestalt löste sich aus dem Dunkel, das jetzt über dem Kessel ruhte — sie war's; ihr Athem ging keuchend. Jetzt blieb sie stehen, sie sah ihn wohl.

„Loisl!" rief sie mit erstickter Stimme. „Hast 'was g'schossen? Loisl, um Gottes willen — was is? Red' doch!"

„Ein Unglück, Marei, aber i bin schuldlos. Der Toni —"

Ein wilder Schrei entrang sich ihrer Brust, sie stürzte vor und packte mit beiden Händen seine Joppe. „Todt? Red' — todt?"

„Na, er lebt noch — ich hab' ihn ang'rufen nach der Vorschrift!" ächzte Loisl.

„Umbracht hast ihn, Mörder!" stieß sie hervor.

„Marei! Das sag net, g'rad Du net."

„G'rad i." Sie lachte wild auf. „'s Duell meinst? A Mord war's, heimtückischer Mord, i weiß Alles!"

Ihr Jammerruf schallte durch die Nacht, während sie nach der Richtung eilte, von welcher Loisl hergekommen. Dieser taumelte ihr wie trunken nach, seine Gedanken verwirrten sich, die Worte Marei's dröhnten in seinem Innern.

Der Mond stieg über die Schroffen herauf und erleuchtete den Weg. Marei sprang behend über die Schneid hinab in's Gewänd, schwang sich durch die Latschen von Fels zu Fels, der erschöpfte Loisl konnte ihr kaum folgen.

Er rief ihr nur die Richtung zu, welche sie einzuschlagen hatte.

Jetzt waren sie auf dem Lahner; er zitterte vor dem nächsten Augenblick. Noch einen Sprung — und er sah eine dunkle Masse, doch hatte sie jetzt eine andere Form, als vorher. Das Mondlicht streifte darüber, jetzt sah er deutlich, es war Toni, aber er lag nicht mehr ausgestreckt, er saß gegen einen großen Stein gelehnt. In demselben Augenblick sah Marei ebenfalls die zusammengefallene Gestalt und sprang mit einem gellen Schrei darauf los.

„Toni! Toni! I bin ja schon da!" Dann stürzte sie vor ihm auf die Kniee, hob sein Haupt, das im Schatten lehnte, in das Mondlicht. „Hörst mi net, Toni? Die Marei is da."

Der Verwundete stieß einen Schmerzensruf aus und blickte wie aus einem tiefen Schlaf erwachend das Mädchen an.

„Red' nur a Wort, Toni, sonst werd' i verruckt! Wo fehlt's? Was soll i Dir thun?"

„Wasser!" lispelte matt der Verwundete.

„Wasser! Bring a Wasser," rief sie dem einige Schritte entfernt wie angewurzelt stehenden Loisl zu, ohne an die Unmöglichkeit der Ausführung des Auftrages zu denken.

Dieser trat schlotternd näher und bot ihr seine Schnapsflasche an. Da öffneten sich die Augen des Verwundeten weit, er drehte sich gewaltsam in Marei's Armen, hob den Arm gegen den Jäger — und sah dabei Marei an. Eine Frage und ein Vorwurf lag in dem Blick, er wollte sprechen, doch das in den Mund drängende Blut verhinderte ihn daran, die Lunge war wohl verletzt und wenig Hoffnung. Marei fühlte die furchtbare Schuld, die er ihr aufbürdete.

Digitized by Google

„I ſchwör's, das hab' i net woll'n, wenn i a leichtfertig war und ſchlecht!" vertheidigte ſie ſich mit einer ängſtlichen Haſt, als könne der Tod dazwiſchen treten. „Das kannſt net glauben, Toni, und der Menſch ſelber da kann's net behaupten. Da tret' her, Loisl, und ſag' auf Dein Gewiſſen: hab' i Antheil an dem Unglück?"

„Auf mein Gewiſſen ſag' i, ja, den haſt Du!" erwiederte Loisl.

Marei knickte einen Augenblick zuſammen unter dieſer Anklage, dann aber erhob ſie ſich plötzlich, beide Arme nach ihm ausſtreckend.

„So, jetzt hab' i Di, jetzt haſt Di verredt! Alſo net weg'n der Vorſchrift, ſondern aus Haß, aus Eiferſucht haſt die That begangen. Sag' nein, wenn'ſt kannſt!"

Loisl war ganz verwirrt, er hatte ſich verrathen, das war ihm ſofort klar. Der Antheil, den er ihr zumaß, fiel doppelt ſchwer auf ihn zurück.

„So war's net gemeint, ſo net, aber Dein Gehetz und G'red, Dein Falſchſein — Du weißt ja Alles — er wär' mir gar net in den Weg kommen, wenn Du ihn net b'ſtellt hätt'ſt für heute Abend."

„Das is a Lüg', a elende Lüg', wer hat Dir das g'ſagt?"

„Er ſelber, vor ſich hin g'redt hat er's: heut' is ja Mittwoch, hätt's bald vergeſſen!' hat er g'ſagt, ich hab' jed's Wort g'hört."

„Und da haſt g'ſchoſſen —" ziſchte Marei.

Loisl fuhr zurück, Marei ſprach den Gedanken aus, den er gewaltſam verſcheuchte. Er klagte ſich immer mehr an in ſeiner qualvollen Verwirrung.

„Aug'rufen hab' ich ihn nach der Vorſchrift, dann hat er nach der Büchs g'langt — dann erſt hab' i g'ſchoſſen, um mein Leben zu vertheidigen."

„Waſſer! Gebt Waſſer!" jammerte der Verwundete,

welcher dem Vorgang um ihn her keine Aufmerkſamkeit ſchenkte.

Das brachte Marei zur Beſinnung, daß jetzt nicht Zeit ſei zu ſolchen Auseinanderſetzungen.

„I bleib' bei ihm, Du gehſt 'nunter in's Thal und holſt Leut' — oder verlangt's die Vorſchrift, daß man an Verwundeten verenden laßt, wie a Stück Wild?"

Nein, das wollte er nicht, auch ſein erſter Gedanke war geweſen, den Unglücklichen zu retten. Ein Fortbringen zu Zweit in der Nacht von dieſem Platz war unmöglich; auch mußte Jemand bei ihm bleiben, bei dem Sterbenden, das war klar. Aber konnte nicht er bleiben, und Marei Hilfe holen? Seinem Opfer immerfort in's brechende Auge ſchauen, vielleicht ſeine Verwünſchungen vernehmen, das war ja auch nicht zu ertragen, und doch graute ihm noch mehr vor dem Bleiben Marei's. Was würde der Sterbende ihr Alles ſagen? Seine Worte werden ſich in ihre Seele graben unauslöſchlich, er wird ſich rächen und jeden Funken von Liebe erſticken in ihrer Bruſt. Das dachte Loisl in dieſem Augenblick als ob nicht auch ohnedem Marei für immer verloren wäre, als ob es noch überhaupt etwas zu hoffen gäbe für ihn!

Marei unterbrach ſein kurzes Zögern. „Geh, geh, Dein Anblick macht ihn net beſſer, und i mein', Du ſelber mußt froh ſein, wenn'ſt weiter kommſt."

Sie kehrte ihm den Rücken, mit Toni ſich beſchäftigend.

Loisl ſagte kein Wort und ging.

Je näher er, in Schweiß gebadet, dem Thale kam, deſto mehr verdrängte der Selbſterhaltungstrieb alle anderen Gedanken. „Was ſag' i dem Förſter?" fragte er ſich hundertmal. Er erinnerte ſich ſehr wohl deſſen verſteckter Warnung, ihm nicht zu viel zu ſagen.

Aenderte es etwas an der That, erleichterte es ſein Gewiſſen, das ſich mächtig regte, wenn er Alles wahrheits-

getreu erzählte und vom Gericht verurtheilt wurde? Der Förſter ſelbſt ließ ja durchblicken, daß das eine Dummheit ſei, daß das Geſetz ungerecht ſei gegen den Jäger, daß im Revier draußen die Sache ganz anders ausſehe, als am Aktentiſche.

Wer ſagt denn, wenn er es hätte darauf ankommen laſſen und nicht g'ſchoſſen, was paſſirt wäre? Der Toni hätt' ſich nicht ſo geduldig fangen laſſen; wär's zum Raufen gekommen, hätt' er wahrſcheinlich zum Meſſer gegriffen. Und hätte er ihn laufen laſſen, dann hält' er hinter der nächſten Wand ſeine Büchſe wieder geladen und hätt' ihn zuſammeng'ſchoſſen. Ja, ſo wär's gewiß gekommen! Daran denken die Herren in der Stadt ja nicht, und darum muß man ſich eben ſelber helfen.

„Aber die ungeladene Büchſe, die man bei ihm finden wird, das iſt der Haken; daran werden's mich faſſen," dachte Loisl.

Es fiel ihm jetzt erſt ein, wie leicht es geweſen wäre, dieſen Haken zu entfernen, indem er einfach eine neue Patrone in den Lauf geſchoben und den Hahn geſpannt hätte. O wie dumm! Wie dumm! Wenn der Toni aber noch vernommen werden konnte? Zwar ſeine Ausſage würde nicht viel gelten; aber die Marei würde auch vernommen werden, und ihr hatte er's ganz anders erzählt. Er fühlte, daß er gar nicht die Kraft habe, zu lügen, daß er ſich unzählige Male in Widerſprüche verwickeln werde.

Dann erfaßte ihn wieder die Verzweiflung, das Entſetzen vor ſeiner That, deren eigentliche Beweggründe in unerbittlicher Klarheit vor ihm auftauchten und Alles, was mit ihm geſchehen, aus ihm werden ſollte, erſchien ihm nichtig gegen die furchtbare Schuld, die er auf ſich laſten fühlte.

Vor dem Forsthaus mußte er sich auf die Steinfliesen setzen, bevor er läutete, Alles schlief schon im Hause. Ueber den Dächern des Dorfes sah er deutlich im dunstigen bläulichen Licht den Felskopf, hinter welchem Toni lag — im Arme der Marei.

Je mehr er darüber nachdachte, wie er seinen Bericht machen sollte, desto mehr verlor er den Zusammenhang. Mehr um den unerträglichen Zustand zu enden, als um schnelle Hilfe zu verschaffen, läutete er.

Ein Hund wurde laut, dann die schallende Stimme des Försters.

„Wer ist da?"

„I, der Loisl!"

„Das hab' i gern, zu der Zeit — kenn' mi schon aus!" brummte der Alte, während er die Thür aufmachte. „Was D' jetzt sagst, Loisl, bleibt g'sagt, nimm Deinen Verstand z'saum!"

Loisl stand mit zerschundenen, blutigen Knieen vor ihm, auf dem fahlen Antlitz perlte der Schweiß.

„Wer ist's? Kennst ihn?" Der Förster wußte genau, woran er war.

„Der Griesberger!" stammelte Loisl, sich auf seinen Bergstock lehnend.

Der Förster pfiff leise, wodurch er stets ein verdachterfülltes Staunen auszudrücken pflegte.

„Der Griesberger! Hm, hm!"

Er drückte das linke Auge zu und sah mit dem rechten scharf auf den Jäger, als ob er auf ihn zielen wollte.

„Ist er todt?"

„Er liegt im großen Lahner — ich soll Hilf' holen —" brachte Loisl, nach Athem ringend, mühsam hervor.

„Hat er g'schossen?" fuhr unbeirrt der Förster fort.

„Ja — auf a Gams."

„Ob er auf Dich g'schossen hat, frag' i."

„Na — net g'ſchoſſen — aber aufg'fahren is er —"

„Alſo aufg'fahren is er!" unterbrach ihn raſch der Förſter, ſeine Augen blitzten zornig auf. „Das langt ſchon. Jetzt mach', hol' Leut', der Doktor muß a mit, wird ſo Lärm g'nug machen, ſoll net heißen, daß wir ihn umkommen haben laſſen. Kommen wär's mit dem alleweil ſo, aber daß g'rad Du —. Na, wenn er aufg'fahren is —"

„So hat's geſchienen —" zwang Loisl noch heraus.

„G'ſchienen! Dummes G'ſchwätz, als wenn'ſt das wiſſen könnt'ſt, ob's blos g'ſchienen hat. Jetzt mach' Di, i geh' ſelber mit."

Er verſchwand im Haus.

Loisl eilte zum Holzmeiſter, der ſeine Knechte auftrommelte, und zum Arzt. In einer Viertelſtunde machte ſich ein Zug von ſechs Männern unter Vorantritt des Förſters auf den Weg, der verſchiedene Abenteuer mit Wilderern zum Beſten gab.

Loisl lauſchte gierig darauf — der Förſter hätte gerade ſo gehandelt an ſeiner Stelle, das hörte er daraus, das beruhigte etwas ſein Gewiſſen.

4.

Marei ſaß zwiſchen den weißen leuchtenden Steinen vor dem bewußtloſen Toni. Unter dem geheimnißvollen Weben der Mondnacht rings umher hielt ſie Einkehr in ſich ſelbſt.

Hatte ſie ſolchen Ausgang gewollt? Nein, ſie konnte es bei ihrem Seelenheil beſchwören; weil ſie ihn fürchtete, traf ſie ja ihre Wahl vorigen Sonntag — und tanzte dann doch den ganzen Sonntag mit dem Toni und gab ihm ſo das Recht, ſie heimzubegleiten, beim Vater um ſie anzuhalten. Warum wies ſie ihn nicht derb ab, ſie war

doch sonst nicht so schüchtern? Weil sie ein wohliges Gefühl empfand über die beharrliche Werbung Toni's, ja, das empfand sie, als sie mit ihm zum Hof hinaufging. Sie bereute ein wenig ihr Versprechen, das sie am Vormittag dem Loisl gegeben hatte, das dem eifersüchtigen Spiel der Beiden ein Ende machen sollte.

Und der Loisl hatte sie beobachtet, sein Haß war in's Unendliche gewachsen, er hatte ihrer dummen Rede neulich auf der Alm gedacht — und das hatte ihn zu der That getrieben!

Das war also die Folge ihrer Leichtfertigkeit, das war die furchtbare Strafe dafür. Der Eine todt oder sein ganzes Leben ein Krüppel, der Andere um seine Seelenruhe gebracht für sein ganzes Leben, einen Mord auf dem Gewissen! Und sie, die Alles verschuldet, sollte leer ausgehen, straflos? Aber war denn das nicht Strafe genug, daß Alles aus war, alles Glück, von dem sie heute Nachmittag noch geträumt, als sie auf den Loisl wartete? — O, es war so schön gewesen, der Friede, der einzog in ihr Herz! Und wie die Zukunft vor ihr lag, wie ein Garten im Frühjahr; aller Zwiespalt in ihrem Innern war aus, es gab für sie nur noch einen Mann — den Loisl!

Und jetzt!

Hatte sie denn nicht jetzt doppelte Verpflichtung gegen ihn, mußte sie jetzt nicht erst recht mit ihm das Unglück tragen, trotz dem Gered' der Leute?

Es durchschauerte sie ein sonderbares Gefühl bei diesem Gedanken, der sie nicht mehr losließ. Und sie hatte ihn Mörder genannt, einen feigen Mörder! Was mußte das gewesen sein für ihn! Zuerst aufg'reizt mit den Worten: „Wer davon kommt, kriegt's Madl" — und ihn dann im Stich lassen!

Aber das war es ja gerade, warum nie mehr zwischen

ihnen von Liebe die Rede sein konnte; sie könnten sich ja nicht mehr in's Gesicht sehen ohne Vorwurf.

„Marei!" tönte die schwache Stimme des aus seiner Ohnmacht erwachenden Toni. „Muß i wirkli sterb'n?"

Das Mädchen brach in heftiges Weinen aus.

„Und is das net besser, als leben als Krüppel?" fuhr der Verwundete fort. „I könnt's ja do net vergessen, daß Du mi dazu g'macht, Du, Marei, die i so lieb —"

Er konnte nicht weiter reden, sein Haupt fiel wieder herab auf die zerschossene Brust.

In Marei leuchtete es auf urplötzlich, ja, das war der Weg, keinen anderen gab es mehr für sie, er allein führte zur Sühne, zur Ruhe! So klar lag er vor ihr, daß sie nichts mehr fühlte als Angst, der Tod könne ihn ihr für immer verschließen.

„Du mußt leben, für mi mußt leben!" flehte sie.

Toni hörte nichts mehr davon.

Qualvolle Stunden vergingen. Sie bewachte jeden Athemzug des Verwundeten; setzten sie zeitweise aus, ergriff sie wahnsinniges Entsetzen vor dem Tode, der sie in die ewige Nacht der Vorwürfe stürzen werde; hoben sie sich wieder, stieg die Hoffnung in ihr auf, daß Alles wieder gut gemacht werden könne, und die beschlossene Buße an der Seite des siechen Mannes warf ihr reinigendes Licht voraus in ihre geängstigte Seele.

Da öffnete der Verwundete wieder die Augen und sah sie voll inniger Dankbarkeit an und griff wie ein hilfloses Kind mit ängstlicher Bewegung nach ihr, daß sie sich in diesem Augenblick mächtig zu ihm hingezogen fühlte. Das Mitleid, der Drang, zu sühnen, die Qual der Schuld erzeugte in diesem Augenblick etwas wie Liebe zu diesem Manne.

Endlich nahte die Hilfe, ferne Stimmen wurden laut. Sie rief den Kommenden zu, mahnte zur Eile, lief vor

und wieder zurück in haſtiger Unruhe. Dann beunruhigte ſie plötzlich der Gedanke: was würden die Leute ſagen, wenn man ſie bei dem Toni erblickte? Würde ihnen nicht ſofort der ganze Zuſammenhang klar ſein?

„Ja, was will denn die da?“ ließ ſich jetzt die Stimme des Förſters hören. „Loisl, jetzt könnt' ich Dich doch gleich — ſo eine Dummheit!“

„Hätt' er ihn vielleicht allein verenden laſſen ſollen wie a Stuck Wild?“ ſagte Marei gereizt. „Na, dafür is der Loisl no z'weni lang Jager; es langt ſo ſchon das Unglück.“

„Natürlich, jetzt is a Unglück; die Lumperei von euch is an Unglück!“ herrſchte der Förſter. Sein erſter Griff war nach dem Gewehr des Wilderers, er roch an der Oeffnung des Laufes.

„Friſch abg'ſchoſſen, da fehlt nix.“

„Auf a Gams, jawohl!“ bemerkte höhniſch Marei.

„Wer ſagt denn das?“ fragte barſch der Förſter.

„Der Loisl ſelber,“ erwiederte Marei in ihrer Entrüſtung über die Kälte des Förſters, die Folgen ihrer Ausſage vergeſſend.

„Der Eſel!“ konnte ſich dieſer nicht zurückhalten auszurufen.

Unterdeß kamen die Leute an, der Arzt, Loisl ſelber, der ſich ermattet einige Schritte entfernt auf einen Stein niederließ. Der Arzt unterſuchte die Wunde. Marei ſtand daneben, ängſtlich in ſeinem Geſichte forſchend.

„Na, wie ſteht's mit ihm, Doktor?“ fragte der Förſter.

„Schlimm, aber nicht hoffnungslos. Die Lungenſpitze iſt durchſchoſſen, das Schulterblatt zerſplittert. Bei Unſereinem würd's lange dauern, aber die Kerls halten 'was aus; die Hauptſache iſt, raſch herunter mit ihm.“

Unter den Griffen des Arztes erwachte der Verwundete.

„Na, Toni, wie ſteht's mit Dir?“ fragte ihn der Förſter nicht ohne einen Anflug von mitleidiger Theilnahme.

Der junge Mann ſtarrte ihn mit wildem Blicke an.

„Schau, ſo geht's, es hätt' ſo wie ſo nit mehr lang gut gethan mit Dir. Jetzt haſt Du's! — Auf, Leute, greift's zu, aber vorſichtig, langſam!"

Der Weiſung folgend, legte man den Verwundeten auf die raſch aus Buchenſtämmchen und Aſtwerk gefertigte Tragbahre. Marei half wacker mit, bettete ihm den Kopf, flüſterte dem vor Schmerz Aechzenden Troſtworte zu, und dann ging's ſorgfältig bergab mit der ſchweren Laſt.

„Armer Menſch!" flüſterte Marei dem Loisl zu, als ſie an ihm vorüberſchritt, dann trat ſie an die Seite der Bahre und legte ihre Hand auf die auf der Bruſt gekreuzten des Verwundeten.

Die Geſpräche ruhten jetzt, nur das Raſcheln des Laubes unter den ſchweren Tritten der Träger, das Aechzen und Stöhnen des Verwundeten war hörbar. Hundert Schritte hinter dem Zuge ging Loisl, ſein brennendes Auge ruhte auf der Hand Marei's, die auf der Bruſt ſeines Opfers lag.

Auf dem Breitkopf, deſſen Umriſſe bereits leiſes Dämmerlicht umwebte, ſchrie der erſte Hirſch, es drang ihm durch Mark und Bein das langgezogene Grölen, vom Dorfe herauf ſchwangen ſich die Töne des Angelus.

5.

Das ganze Dorf war in Aufregung. Der uralte Streit war wieder entbrannt, der Streit um Wild und Wald, der bei dieſem Volke ſtets nur ſcheinbar ruht, um bei der erſten Gelegenheit ſich von Neuem zu erheben. Kein Geſetz, kein Staatsrechtslehrer vermag ihn zu tilgen, er wurzelt zu tief in den Anſchauungen dieſes Volksſtammes. Wald, Wild, Weide ſind nach einem uralten deutſchen Rechtsgrundſatz gemeine Nutzung der Markgenoſſen. Niemand hat es dem Bauern geſagt, er kann

es nicht aus Büchern beweisen, aber die Erinnerung dämmert fort von Geschlecht zu Geschlecht, aus tiefem Schatten altgermanischen Waldsassenthums stammt die theuer gehütete Ueberzeugung.

Zu der selbstverständlichen Verurtheilung des Thäters Loisl kam noch, daß kein Mensch zweifelte, Eifersucht und Rache seien die Triebfedern desselben gewesen. Da konnte man wieder einmal sehen, wohin das Jagdrecht führte; man vergaß die günstige Beurtheilung, die man dem Jäger Loisl noch vor Kurzem zu Theil werden ließ. Man dachte auch jetzt nicht der Fälle, in welchen es umgekehrt gegangen war, ein Jäger sein Leben hatte lassen müssen, man dachte nicht der unzähligen hinterlistigen Anschläge der Wilderer.

Der Untersuchungsrichter, welcher bei umgekehrtem Sachverhalt, wenn ein Jäger das Opfer dieses unglückseligen Kampfes war, einen schweren Standpunkt hatte und bei dem Zeugenverhör auf ein eisernes „weiß gar nix von der Sach'" stieß, hatte jetzt leichtes Spiel; er konnte sich der sich von allen Seiten aufdrängenden Aussagen und Beschuldigungen kaum erwehren.

Jeder kannte das Verhältniß, in welchem Loisl zu dem Griesberger stand, und wußte jetzt davon Neues, schwer Belastendes zu erzählen, wobei man jedoch sorgfältig sich in Acht nahm, Marei irgendwie in die Angelegenheit zu verwickeln, obwohl sie in den Augen der Leute nichts weniger als schuldlos war; sie war einmal eine Bauerntochter, Fleisch von ihrem Fleisch, die feindselige Stellung ihres Vaters zur ganzen Gemeinde fiel dabei nicht in die Wagschale.

Der Beamte kam erst Abends im Dorfe an und suchte sich nach altbewährter Taktik erst ein Gesammtbild der Volksstimmung, der verschiedenen ineinander greifenden Verhältnisse zu verschaffen, welches ihm ein klares Urtheil

über die That verſchaffen konnte. Das Verhör der Hauptbetheiligten, des Jägers, Griesberger's und Marei's, verſchob er auf den nächſten Tag.

Der Förſter war ſehr kurz angebunden und beſchränkte ſich auf die möglichſte lakoniſche Beantwortung der ihm aufgelegten Fragen; er war einmal kein Freund der Herren von der Feder und vom grünen Tiſch, denen er ein richtiges Urtheil über derartige Fälle abſprach.

„Des haſt ſo dumm g'macht, wie möglich," ſagte er, von dem Unterſuchungsrichter zurückkehrend, zu Loisl, der das Förſterhaus nicht verlaſſen hatte. „Die Marei holen von der Alm, daß man's erſt recht mit der Hand greifen kann; und dann die G'ſchicht' mit der Büchs'! Mach' Dich nur g'faßt, daß ſie Dich morgen vom Tiſch weg hol'n, und ſei froh, wenn Du mit einem Jahr davon kommſt. Er hat kein' Schuß mehr im Lauf g'habt, wie Du ihn ang'rufen haſt, das muß die Marei auf ihren Eid bezeugen, weil Du ſo ſchlau warſt und ihr's ſelber g'ſagt haſt, und das bricht Dir's Genack. Leugnen wird Dir wenig nutzen."

„Und i will a gar net leugnen," erwiederte Loisl, „i denk' net d'ran. G'meint hab' i in meiner Aufregung, er fahrt auf gegen mi. Was i leugn' und — mit Recht —" er ſtotterte jetzt etwas, „leugn', des is, daß i ihn aus Haß oder ſo 'was, weil mir's Marei eing'fall'n is, 'nauf-g'ſchoſſen hab' — das leugn' i."

Er wich dem forſchenden, faſt ſpöttiſchen Blick des Förſters aus. „Loisl," ſagte der, „wenn'ſt g'ſcheidt biſt, red'ſt davon gar net, je mehr Du red'ſt, deſto mehr beweist Du 's Gegentheil von dem, was Du beweiſen willſt. Du kannſt Di ja gar net ſo verſtellen, aber beweiſen kann man kein' Gedanken."

„Alſo Sie glauben wirkli, Herr Förſter —?"

„Was i glaub' oder net glaub', kann Dir gleich ſein, und das haſt Du allein mit Dir ausz'machen."

Loisl zuckte zusammen. „Ja, das hab' i," sagte er, tief Athem holend.

„Ich möcht' Dich nur aufmerksam machen," fuhr der Förster fort, „wenn Du noch 'was zu ordnen hast, so thu's heut', morgen werden's Dir kaum Zeit dazu lassen. Du bist Ausländer, also fluchtverdächtig. Du thust mir leid, in meinen Augen hast Du dem Griesberger nur das gethan, was er Dir über kurz oder lang selber gethan hätt', darum urtheil' i net so streng. Vielleicht willst Abschied nehmen von Jemand — a Jahr is lang —"

„Ja, des will i," erwiederte Loisl, „aber net auf a Jahr, sondern für immer."

„Des thät i wieder net, jetzt erst recht net," brauste der Förster auf. „I weiß ja, wo Du Abschied nehmen willst — des Madel ist mitschuldig an der ganzen G'schicht, wie ich's anschau, und soll die Schuld mit Dir tragen."

Loisl wehrte energisch mit der Hand ab. „Halt, Herr Förster, da muß i ernstlich bitten. Sie is net schuldig, ich allein bin's, weil's do einmal 'rein schauen in mein Herz, und i allein will's büßen und tragen, und damit sie net a glaubt, wie Sie, Herr Förster, und meint, sie hätt' 'was zum Gutmachen, net an mir, daran denkt's ja gar net, sondern an dem Andern, und d'rüber steinunglücklich wird, deswegen geh' i jetzt und nimm Abschied. Sonst wär's ja besser, so gehen, 's käm mir leichter an."

„So is die G'schicht!" erwiederte, mit dem Kopf verständnißvoll nickend, der Förster. „Hm, ich hab' auch schon so 'was g'merkt. Na, probir'n kannst Du's ja, aber wenn die Marei wirklich auf eine solche Idee aus is, so laßt sie nimmer davon ab. Die Frauenzimmer sind so. 's Opfern is a großer Reiz für sie, wenigstens a Zeit lang, und die Reu' kam in dem Fall z'spät. Sie geht kein' Schritt vom Griesberger den ganzen Tag über, pflegt ihn ganz allein, ja — ja, jetzt bist auf der richtigen Fährten,

und 's wär do ihr Unglück, 's Herz laßt sich net in den Dienst einer eingebildeten Sühne stellen — o, die Weiberleut'! die Weiberleut'! — Geh', Loisl, armer Teufel, Dir spielen's bös mit!"

Er verließ kopfschüttelnd und brummend das Zimmer, hinter ihm Loisl.

Es war schon dunkel, die Straße leer, er brauchte keine unliebsame Begegnung mehr zu fürchten. Er ging den nächsten Weg zum Anwesen des Griesberger, dort allein war Marei zu treffen, die keinen Schritt von dem Krankenbett wich.

Ein harter Gang. Er schlich um den im Schatten der Obstbäume ruhenden Hof, durch ein Fenster neben dem Stall strömte Licht heraus, einen strahlenden Kegel bildend in dem vom feuchten Boden sich hebenden Nebel. Vorsichtig blickte er hinein. Es war eine enge Stube, Pferdegeschirre hingen an der Wand, eine blitzende Sense an der Rückwand. Mit einem rothkarrirten Federbett bedeckt, lag der Griesberger schlummernd da, sein Gesicht, von der Lampe Schein getroffen, zeigte eine fieberhafte Röthe.

Marei war nicht da.

Er starrte regungslos in dieses jetzt ganz veränderte ruhige Antlitz, aus dem jede Härte, jeder Trotz gewichen war, als ob's gar nicht mehr der Toni wäre. Er fühlte, wie diese Veränderung auf Marei wirken müsse mit ihrem leicht empfänglichen Sinn. Sie würde glauben, er sei ein Anderer geworden durch das Leid, durch den Tod, der ihn schon gestreift hatte, und würde am Ende kein Opfer mehr darin sehen, ihm anzugehören. Und wenn er wieder gesund war, würde er wieder der wilde rohe Bursche sein, der sie unglücklich machte.

Sprach das jetzt Alles die uneigennützige Liebe zu dem Mädchen, die Angst, sie möchte unglücklich werden, oder die Eifersucht, der Neid, eine ganz schwache Hoffnung?

Da ging die Thüre auf, und Marei trat ein, mit Linnen auf Eis in einer Schüssel; sie war bleich, dunkle Ringe lagerten um die tief liegenden Augen, das Haar war ungekämmt. Mit einem schweren Seufzer stellte sie die Schüssel auf den Tisch und trat an das Bett. Als sie den Kranken schlafend sah, ließ sie sich matt in den Sessel nebenan fallen. Ihr Auge blickte starr in's Leere, sie kam Loisl gerade so vor wie damals, als er sie an dem Unglückstag von der Schneid aus beobachtete; vielleicht dachte sie daran, wie glücklich sie hätte werden können, und auch ihm kam wieder dieselbe Vision wie damals, als er der Gemsgais zusah: auf dem Heuhaufen lag wieder Marei und spielte mit einem kleinen Kinde, es zerrte an ihren schwarzen dicken Zöpfen und warf ihr Heu in das Gesicht, und das Heu duftete so stark. —

„A ganz schwache Hoffnung!" flüsterte Loisl vor sich hin. „Und wäre des a Verbrechen, muß es net so sein?"

Da pochte schon sein Finger, ohne daß er es wollte, an der Fensterscheibe.

Marei fuhr jäh auf, so schwach das Geräusch gewesen war, sie hörte es doch.

Er rief mit unterdrückter Stimme ihren Namen, sie zögerte einen Augenblick, blickte auf den Kranken und eilte dann mit einer sonderbaren Hast zur Thüre hinaus.

„Was kannst von mir no wollen?" sagte sie mehr in schmerzlichem als vorwurfsvollem Tone.

„Abschied nehmen, sonst nix," erwiederte gepreßt Loisl.

„Abschied? Wohin gehst denn?" Marei trat einige Schritte näher, sich mit dem einen Arm an die Hauswand lehnend, als bedürfe sie einer Stütze.

„In's Gefängniß," klang dumpf die Antwort. „Und da hätt' i Dir, eh' i fort muß, no 'was zu sagen, Marei —"

Das Mädchen lehnte sich an die Wand, barg ihr Angesicht in beide Hände und weinte heftig.

„I hab' Dir 'was abz'bitten."

Da blickte ſie erſtaunt auf. „Du mir?"

„I hab' Unrecht g'habt, Dich vor dem da drinn als Mitſchuldige z' nennen, die Verzweiflung — die Angſt — allein zu ſein mit der Schuld, hat mir's 'raus preßt, aber i bin allein ſchuld und i will Niemand mit hinein ziehen, am allerwenigſten Di, Marei."

„Recht haſt g'habt, Loisl, ganz Recht, i bin mitſchuldig!" erwiederte leidenſchaftlich das Mädchen. „Da hilft Alles nix — und warum willſt Du denn mir einreden, daß ich's net bin? Tragt's ſich denn net leichter zu zweit ſo a Laſt? Büßt ſich's net leichter zu zweit ſo a Schuld?"

„Des is ja, was i net will, warum i kommen bin, des Büßen von Dir." Er faßte ihre Hand und drückte ſie heftig. „Du haſt nix z' büßen, weil Du nix verbrochen haſt, es wird Di unglückli machen zeitlebens! Täuſch Di net, 's Herz laßt ſi nix befehl'n, des kümmert ſi um nix, um kei Schand', um kei Sünd', nur um die Lieb, von der's voll is und von der's nimmer laßt, net um die ganze Welt, net um die ewige Seligkeit."

Loisl erbebte, der Sturm der Leidenſchaft ließ ihn alle guten Vorſätze vergeſſen, er umfaßte die Geliebte voll glühenden Verlangens und preßte ihr feuchtes Antlitz an ſeine Bruſt.

Marei wehrte ſich nicht, wie ſüßer Schlaf kam es ihr in ſeinen Armen, in dem ſie alles Leid der letzten Stunden vergaß.

„Komm', flieh' mit mir, heut' Nacht no, über die Berg', in mein Häusl im Thal!" flüſterte trunken, ſinnlos vor Wonne Loisl.

Marei entwand ſich ſeiner Umarmung. „Siehſt jetzt, Loisl, warum Du kommen biſt? Net um mi z' warnen vor einem unbedachten Schritt, vor einer Buß', die i mir

amal g'ſtellt hab', ſondern um mi von Neuem ganz verwirrt z' machen, um das Verbrechen fortz'ſetzen, das wir miteinander ang'fangen haben dort auf der Alm — deshalb biſt kommen! Aber i bleib' feſt bei mein'm Vorſatz, ſonſt geht's allweil mehr abwärts mit mir, wenn mir a 's Herz drüber bricht. Straf' muß ſein für ſo an Leichtſinn."

Ihr Geſicht verrieth den alten Trotz.

„Und glaubſt denn, daß Du ihm was Gut's thuſt, wennſt ihn heirath'ſt ohne Lieb'?" fragte er.

„Für den Toni langt's leicht, er verlangt net viel. Was übrig bleibt da drinn," ſie preßte krampfhaft die Hand auf die Bruſt, „g'hört mein, Niemand hat darnach z'fragen."

„Mein g'hört's, mein!" beſtürmte Loisl ſie von Neuem, „und kei G'ſetz, kei Herrgott ſelber kann mir's wieder nehmen."

Sie ſchüttelte finſter den Kopf. Da faßten ſeine Finger ihre Schultern, er drückte ſeinen Mund auf ihr Ohr, als dürften ſelbſt die Bäume vor ihm ſein Geheimniß nicht vernehmen, und flüſterte: „I geh' und laß Dir Deinen Willen, aber i komm' wieder, alle Jahr wieder und frag' nach dem, was übrig blieben is, g'rad mit an Blick, wenn Du's net anders haben willſt,. und wenn i dann ſieh, daß er no da is, mein Schatz, dann zieh' i wieder weiter und will net klagen —"

„Marei! Jeſſes, wo biſt denn — Marei!" tönte der ängſtliche Ruf des erwachten Kranken aus der Stube.

Loisl lachte verzweifelt auf und ſchlug ſich mit der Fauſt vor die Stirn. Marei reichte ihm die Hand. Er zog ſie wie im Zorn an ſich und küßte ſie.

„Komm' wieder und frag'!" flüſterte ſie, dann entwand ſie ſich eilig ſeinen Armen und floh in's Haus.

Loisl bewegte ſich nicht von der Stelle, in dem neblichten Lichthofe vor dem kleinen Fenſter ſchwankte ihr

Schatten hin und her, dann zerfloß er in der Dunkelheit, als habe die herbſtliche Natur umher ihn in ſich aufgeſaugt, und in den Blättern flüſterte es ſinnbethörend: „Komm' wieder und frag'."

6.

„Mit zwoa g'ſunde Arm hat's ihn net mögen, jetzt nimmt ſie ihn, da kann man's wieder ſeh'n, wo man hinkömmt mit dem Stolz und der Leichtfertigkeit! 's G'wiſſen hat's halt druckt, Lieb' wird net viel dabei ſein. Na, vielleicht is er ihr einarmig lieber, jetzt is ihr d' Herrſchaft ſicher."

Das waren die Stichelreden, die ein halbes Jahr darauf das Griesberg'ſche neuvermählte Paar hinauf begleiteten auf den Strotznerhof.

Der Alte hatte ſeine Einwilligung zu der Heirath unter der Bedingung gegeben, daß der Griesberger ſein Anweſen verlaſſe und auf den Strotznerhof ziehe, obwohl er dadurch den längſt gefürchteten Tag ſeiner Beſitzabtretung beſchleunigte. Dieſelbe kam ihm doch leichter an, als ſeine Einzige hinabziehen zu ſehen in das verhaßte Thal auf der Sonnenſeite, dann wäre nach ſeinem Tode der Strotznerhof, an dem er mit Leib und Seele hing, verloren geweſen. Der Toni würde ihn einfach verkaufen, und Marei, an die vortheilhaftere wirthſchaftliche Bedingung des neuen, ihr angeheiratheten Anweſens gewöhnt, würde auch nicht dagegen ankämpfen. Hatte ſich dagegen der Toni einmal oben eingewöhnt, ſo würde er ſich auch nach ſeinem Tode den Abzug überlegen, und vor Allem Marei ihre alte Heimath mit all' ihrem Einfluß feſthalten.

Toni, den das überſtandene Krankenlager und der für immer ſteif gebliebene rechte Arm ſehr zahm gemacht hatte,

war willig auf die geſtellte Bedingung eingegangen. Die aufopfernde Pflege Marei's hatte in ſeiner rohſinnlichen, gewaltthätigen Natur wenigſtens vorübergehend ein zarteres, innigeres Gefühl wachgerufen, er wäre zu Allem bereit geweſen, um Marei zu gewinnen.

Dieſer hingegen ſchien das Opfer, das ſie gebracht, von Tag zu Tag leichter zu werden. Ein ganz anderer Mann ſchien es zu ſein, der Toni, der auf ihren Arm geſtützt zum Fenſter wankte, um die warmen Strahlen der Mittagsſonne in ſich aufzuſaugen; keine Spur mehr von dem herausfordernden, verletzenden Trotze im knochigen Geſicht, das jetzt von einer krankhaften Zartheit war, und die blauen, ſonſt ſo kalten Augen ruhten jetzt oft voll Dankbarkeit auf ihr; dabei trug er alle Leiden und ſchmerzhaften Eingriffe des Arztes mit männlichem Muth.

Sonderbar, ſie mußte unwillkürlich daran denken, ob ſich die Miſchung, von der ſie einſt im Scherz mit Loisl geſprochen, nicht jetzt in Toni verwirklicht habe.

Loisl's Bild erblaßte immer mehr; erſt als drei Monate nach der verhängnißvollen That die Nachricht nach dem Dorfe kam, der Jäger Alois Prentner ſei zu anderthalb Jahren Gefängniß verurtheilt worden, trat er wieder klar vor ſie hin und weckte von Neuem den Sturm in ihrem Inneren, welcher ſich allmälig gelegt. Sie dachte mit ſchamvollem Erröthen ſeiner Worte beim Abſchied: „Ich komm' wieder und frag'" — und ſie hatte ihre Zuſtimmung gegeben. Was war das für eine neue Leichtfertigkeit! Was ſollte er bei ihr mit einer Frage, wenn ſie einmal das Weib Toni's war? Wollte ſie ihr leichtes eine Weil' noch in der Ehe fortſetzen, als Frau? Bei etwas zu verdienen, nan's ja nicht ſo genau, jede machte ſchien ihm ein vortreffliche ſo, die Andere ſo, aber als

Er ließ ſich wieder im Ende haben.

Wirthshäuſern bei ſeinen alten Kameraden nimmer d'ran

denken nach die anderthalb Jahr," tröſtete ſie ſich. „Was ſagt man nicht Alles, wenn Einem 's Herz bricht vor Weh. Ein Andenken darf ich ihm ja bewahren, des is nix Unrechtes, und mehr verlangt er ja auch net."

Sie betrieb mit Haſt die Vorbereitungen zur Hochzeit, als ob ſie die günſtige Stimmung, in der ſie ſich jetzt in Bezug auf Toni befand, benutzen wollte. Er trug den Arm in der Schlinge, als ſie mit ihm vor den Altar trat. In der Befreiung von aller Laſt der Vorwürfe, die ſie immer noch fühlte, ſo oft ſie die abgemagerte, krankhafte Geſtalt Toni's betrachtete, glaubte ſie den beſten Beweis zu ſehen, daß ſie den einzig richtigen Weg eingeſchlagen.

Der Alte vertrug ſich wider Erwarten gut mit ſeinem Schwiegerſohne, wozu der Umſtand hauptſächlich beitrug, daß Toni infolge ſeines gelähmten Armes völlig arbeitsunfähig war und die Führung des Anweſens dem Alten und Marei überlaſſen mußte.

Die erſten Monate taugte ihm die ungewohnte ſorgſame Pflege, das behagliche Nichtsthun und das Herumſchlendern auf dem Anweſen ganz vortrefflich, aber mit ſeiner zunehmenden Rüſtigkeit verſchwand immer mehr das Behagen und machte bei dieſem Arbeitsmenſchen einer läſtigen Ueberſättigung Platz; zugleich trat wieder immer mehr ſeine ureigene, durch das Leiden nur zurückgehaltene Natur in ihr Recht. Schlimme Laune, die Langeweile machte ſich geltend, das Bewußtſein, auf die Seite geſtellt zu ſein, nutzlos abgefüttert zu werden, während der Alte, der eigentlich als Austrägler hinter den Ofen gehörte, von früh bis ſpät umherhantirte. Das wurmte, erbitterte den Toni. So wollte er wenigſtens durch [illegible] kritteleung der fremden Arbeit, durch [illegible] all' ihrem Ein- und Herrſchen ſeine Stellung als [illegible]

Da konnte es nicht ausbleiben, [illegible] Krankenlager und der für knorrigen Alten nicht [illegible] Arm ſehr zahm gemacht hatte,

„Wer net arbeit', ſoll auch net befehl'n!" war ſein Grundſatz, daran änderten in ſeinen Augen die beſonderen Umſtände gar nichts.

Auch auf Marei wirkte unwillkürlich die unthätige Stellung ihres Mannes nachtheilig, ſo ſehr ſie ſich auch dagegen ſträubte, ſich unzählige Male ſagte, daß ſie im Unrecht ſei, ſie konnte in dem Manne, der nirgends Hand anlegen konnte und nur immer mit der Pfeife im Munde wetterte und ſchalt, nicht den Herrn des Hofes erblicken Ihr geſunder, von Kindheit auf ausgebildeter Arbeitsgeiſt ſträubte ſich dagegen, und ganz allmälig, unmerklich, wie fein zerſtäubtes Gift drang in ihr Herz eine gewiſſe Geringſchätzung des zum Arbeiten unfähigen Mannes, und ſie nahm infolge dieſes innerlichen Vorganges in Streitfällen Partei für den Vater. Dann wies Toni, auf's Aeußerſte gereizt, auf ſeinen verſtümmelten Arm, und es fielen Worte, wie: „Dir hab' i den zu 'danken!" oder: „Hätt' i nur meine zwei g'ſunden Arm', nachher wollt' ich's euch lehren!"

Das ging Marei durch und durch. Hatte ſie noch nicht genug geſühnt, ſollten die Vorwürfe nimmer enden? Sie fühlte ſich rein in dem Bewußtſein, ihr Möglichſtes gethan zu haben, und warf dann trotzig die Stirne auf gegen dieſe Kränkungen und Drohungen. Vorerſt endeten ſolche Auftritte mit einem plötzlichen verſöhnlichen Nachgeben ihrerſeits, dem Toni ſich auch nicht entziehen konnte. Doch wurde ihm dieſe traurige Rolle immer mehr verhaßt, er ärgerte ſich ordentlich, daß der Hof gedieh, ohne daß er eine Hand rührte. Konnte er denn nicht auf irgend eine Weiſe mithelfen? Mit dem Handel war ja auch etwas zu verdienen, und dazu that's ein Arm auch. Das ſchien ihm ein vortrefflicher Gedanke.

Er ließ ſich wieder im Dorfe unten ſehen in den Wirthshäuſern bei ſeinen alten Kameraden und wurde

mit Jubel begrüßt. Man glaubte ja schon, er habe den Haß des Strotznerbauern gegen die Gemeinde mit dem Hof übernommen.

Wie dumm er war, sich oben zu langweilen, den Leuten im Wege herumzustehen, während er hier lustige Gesellschaft fand! Ja, wenn er 'was zu versäumen gehabt hätte, aber so — im Gegentheil, er machte Bekanntschaft mit den Händlern, lernte ihre Kniffe und überzeugte sich selbst, wie den Leuten das Geld nur so in die Taschen fiel.

Er fehlte jetzt auf keinem Viehmarkt, kannte jedes Stück in den Ställen der Bauern, ihre Bedürfnisse und Nöthen.

Sein erstes Geschäft war ein glänzendes, er verdiente hundert Mark an einem Stück Vieh, die Hälfte davon wurde allerdings vertrunken am selben Abend mit dem geprellten Käufer, aber das machte nichts, das thut man ja nicht jedesmal.

Mit gehobenem Selbstbewußtsein erzählte er daheim seinen ersten Erfolg. Der Alte war sichtlich nicht erfreut, er ärgerte sich wohl, daß jetzt der Toni auch zur Geltung kam; auch Marei meinte, das Leben, welches mit solchem Handel verbunden sei, tauge für ihn gewiß nicht, dem der Arzt streng alles Trinken verboten habe wegen seiner verletzten Lunge.

Doch Toni lachte dazu, er fühlte sich jetzt wieder wohl und frei auf der Brust. Schließlich hatten der Alte und Marei auch nichts dagegen, wenigstens hatten jetzt die Dienstleute Ruhe vor ihm, und die Arbeit auf dem Hofe ging ruhig von statten.

Toni war jetzt nur noch selten zu Hause, er hatte sich ganz auf den Viehhandel verlegt, da wird das Wirthshaussitzen und Kneipen zum Geschäft, auch einem Spielchen darf man nicht ausweichen, und wenn man einmal die Aufregung des vom Glück und Zufall abhängigen Handels gewohnt ist, paßt es einem ganz gut.

Es war bald nichts Ungewöhnliches mehr, daß er spät Nachts stark angetrunken nach Hause kam. Hatte er gewonnen, so warf er protzig das Geld vor Marei hin, war bester Laune und voll zudringlicher Zärtlichkeit, hatte er verloren, war er streitsüchtig, geladen mit Vorwürfen, ein wahrer Unhold.

Marei waren beide Zustände gleich verhaßt. Sie machte sich Vorwürfe, ihn durch ihre falsche Behandlungsweise auf diesen Weg gedrängt zu haben, bat ihn flehentlich, umzukehren; sie wolle ihm gerne die volle Herrschaft überlassen.

Doch davon wollte er jetzt nichts mehr wissen. Dieses lärmende, großsprecherische, abwechslungsvolle Leben gefiel ihm vortrefflich. Sein einst so wohlgebildeter, muskulöser Körper schwoll jetzt unförmlich an in kraftloser Fülle, sein aufgedunsenes Gesicht bedeckte eine unreine Röthe, wie sie müßige Schlemmerei verleiht.

Marei erfaßte oft ein unüberwindlicher Ekel beim Anblick ihres Mannes, und in demselben Augenblicke trat stets Loisl's Bild vor ihre Seele, dann blieb sie oft eine Woche auf der Ahornalm. Aber das war erst recht der günstigste Platz für alte liebe Erinnerungen.

Zwei Jahre waren schon vergangen, ein halbes Jahr mußte er schon aus dem Gefängniß entlassen sein, er war wohl heim nach Tirol gegangen. Dort würde er ein Weib nehmen und die Marei vergessen. Und das gehörte sich auch so. War sie doch jetzt eines Anderen Weib.

„Jesses, wenn er käm', wie er g'sagt hat, jetzt käm' — ich thät in Boden sinken vor Scham und Schand', wenn er den Toni säh'!" So dachte Marei unzählige Male am stillen Abend auf der Ahornalm vor dem plätschernden Brunnen und blickte hinauf, wo er immer herkam, sie zu besuchen. Und wenn ein Stein abging, fuhr sie auf, und ein heißer Strom stieg ihr hinauf zum Herzen; dann

ſchalt ſie ſich wieder eine ſchlechte Dirne ohne Treu und Glauben. Als Frau ſo 'was zu denken! Aber dann ſah ſie wieder den Toni vor ſich mit ſeinem aufgedunſenen finnigen Geſicht, im Dunſt der Kneipe unter ſeinen unfläthigen Kumpanen, und ſie warf ſich auf ihr Strohlager und weinte und ſchluchzte, bis Ermattung ihr Schlummer brachte.

— — — — — — — — — — — —

Wieder fielen die Blätter, ſchrien die Hirſche im Bergwald, Marei trieb ab von der Alm mit ſchwerem Herzen. Da oben war ihr noch leichter in der friſchen freien Natur, bei ihrem lieben Vieh; aber wenn der Schnee den Stroßnerhof belagerte acht Monate lang, da fühlte ſie erſt recht das Alleinſein.

Gerade heute waren die zwei Jahre voll, ſeit der Loisl Abſchied genommen hatte, ſie mußte immer daran denken, während ſie hinter dem mit Bändern und Tannenreis geſchmücktem Vieh die Bergſtraße herabſchritt; und das ſonore Ineinanderklingen der ſchweren Glocken tönte wie Grabgeläute einer geſtorbenen Hoffnung.

Vor der Poſt im Dorfe machte ſie Halt und nahm nach alter Sitte mit der Dirne, welche ſie begleitete, einen Willkommstrunk. Da trat ihr Mann heraus, weingeröthet, zwei Händler mit dicken goldenen Uhrketten auf den ſchmutzigen Weſten begleiteten ihn, lärmend, lachend, ihm vertraulich auf die Schulter ſchlagend. Er beachtete Marei gar nicht, trat mit den Gefährten unter das blökende, um den gefüllten Brunnen verſammelte Vieh und pries mit lallender Stimme die Vorzüge ſeines Beſitzes.

Eine prächtige Kuh mit ihrem Kalb, der Liebling Marei's, ſtach den Händlern in die Augen. Toni freute ſich, vor Marei ſein Geſchick im Handel zu zeigen. Ein lebhaftes Feilſchen begann, die Händler ſchlugen ſich auf

die Geldgurte, machten das Vieh ſchlecht, boten einen jämmerlichen Preis, gaben den Handel auf, ſich auf dem Abſatz umdrehend, kamen wieder, ließen Wein kommen und ſchüttelten ſich die Hände, prieſen die Schlauheit Toni's, ihm ſei Keiner über in dem Geſchäft, bis zuletzt Toni gerade im Begriff war, in ſeiner luſtigen Laune zuzuſchlagen — da trat Marei dazwiſchen, die das ganze Treiben mit heftigem Unmuth mit angeſehen hatte.

„I denk', da ſollt' i a dabei ſein, i hab' das Viech groß 'zogen, net Du, und i laß mir's net von dem nächſten beſten Deiner Kneipbrüder wegführen."

Toni lachte hell auf, um ſeinen Aerger zu verbergen. „No, das wär' no ſchöner, wenn i erſt Di um Erlaubniß fragen müßt'! Den Kopf mußt mir doch noch laſſen und mit dem Arm Dich z'frieden geben. — Abgemacht, Leut', jetzt erſt recht, vierhundert Mark — und 's Stückl g'hört euch ſammt dem Kalb."

Er riß die Kuh an den Hörnern herum und führte ſie den Händlern zu, welche ihre Stricke lösten, um ſie ihr anzulegen.

„Das woll'n wir doch ſeh'n," rief jetzt Marei voll Zorn, riß den Verblüfften den Strick aus der Hand und warf ihn weit von ſich, dann ließ ſie ihren Lockruf erſchallen und ſchlug mit dem Stocke auf die durcheinander fahrenden Rinder, die ſich in raſchem Trabe fortbewegten, als ob ſie ihr Schickſal geahnt hätten.

Toni eilte der verhandelten Kuh zornerfüllt nach und erhaſchte ſie von Neuem, doch ſeine Kraft war längſt verbraucht, auch hinderte ihn der lahme Arm.

Sie ſtieß ihn bei Seite, er purzelte mitten in den Straßenkoth. Marei mußte mit ihren kräftigen Armen das wüthende Thier, welches dem am Boden Liegenden ernſtlich zuſetzen wollte, bändigen.

„Das is nix mehr für Di," ſagte ſie in höhniſchem

Tone, während sie mit männlicher Kraft, jeden Muskel anspannend, den Kopf des Thieres auf die Seite riß. Vor ihr erhob sich schmutzbesudelt ihr Mann, während die Händler und die auf den Lärm herausgeeilten Gäste hell auflachten; er wies ihr drohend die Faust und ging in das Wirthshaus zurück.

Marei zog weiter inmitten ihrer Rinderschaar, ihr Auge blitzte, ihre Brust ging hoch, wie ein Schwert schwang sie den Stecken; es zuckte und schäumte in ihrem bewegten Innern ein wohliges Kraftgefühl. Wie er dalag vor ihr, der trunkene Schwächling mit den großen Worten! War das ein Mann für sie?

Auf dem Hofe erwartete sie der Vater, jedes Stück von Weitem mit den Augen musternd. Er ging auf den Stock gestützt und sah recht gebrochen aus, sie wußte, was seinen Rücken mehr beugte, als die Jahre: die Sorge um den Strotznerhof, wenn er einmal die Augen schloß. Es war nicht mehr lang hin bis zu dieser Zeit, und dann stand das letzte Herz still, das für sie schlug. —

Toni ließ sich den ganzen Tag nicht sehen. Sie hätte ihm doch seinen Willen lassen sollen, der Leute halber, die zusahen, er war ja doch der Mann. Warum ihr auf einmal ein solcher Zorn aufstieg gegen ihn, schon wie sie ihn herauswanken sah in der Gesellschaft? Das war doch nichts Neues, viele Männer machten es so; waren nicht die Gedanken daran schuld, denen sie nachgehangen hatte auf dem Heimweg von der Alm, die Gedanken an Loisl? Ihn stellte sie neben den Toni! Darum erschien dieser ihr gar so abscheulich, daß sie ihn beinahe haßte.

Es kam der Abend, sie machte sich mit ängstlicher Hast zu schaffen, um sich zu zerstreuen. „Wenn der Toni nach Haus kommt, will ich ihm abbitten, er soll die Kuh nur verkaufen, es taugt nix, das Feindseligsein, wenn man miteinander leben muß."

Im Schatten des Ofens saß der Alte vor sich hinträumend, er hatte es schon längst aufgegeben, über das Treiben seines Schwiegersohnes zu klagen; eine stumme Resignation war über ihn gekommen.

Marei saß bei der Lampe und stopfte mit einer nervösen Arbeitswuth Strümpfe. Endlich kam er, aber nicht allein, man hörte sprechen, sein lautes Gelächter.

„Werden ihn net auslassen, die zwei Händler," dachte Marei, „na, wegen dem Vieh fang' i keinen Streit mehr an."

Toni riß die Thüre auf und torkelte schwer betrunken in die Stube.

„Nur 'rein, nur 'rein, i muß Dir doch 'was abkaufen für die Müh!" rief er hinaus in den dunklen Gang. „Wenn der Tiroler net war' — Marei, heut' hat's mi," lallte er in dem gutmüthigen Tone der Trunkenheit. „Nur 'rein, was brauchst so lang? Sammt Dein G'raffel 'rein! Kauf' Dir nur 'was Schön's, Marei, was a kost, jetzt geht's in ei'm Verspielen."

Marei stand auf. Eine hohe Gestalt trat unter die Thüre, gebeugt unter der Last eines schweren hölzernen Kastens, wie ihn die Hausirer zu tragen pflegen, eine grellrothe Weste leuchtete aus dem Dunkel, unter welcher ein breiter, weiß eingenähter Ledergürtel lief; kurze Lederhosen, an dem Knie zusammengebunden, blaue Strümpfe vervollständigten das Bild eines hausirenden Tirolers. Er sprach kein Wort, schnallte, noch immer tief herabgebeugt, die Riemen des Kastens los, dabei fiel ihm der Hut vom Kopf, schwarzes gelocktes Haar fiel ihm vorne über.

Der trunkene Toni hatte sich auf die Mauerbank geworfen und lallte mit schweren Augenlidern.

„Kauf'! Such' Dir 'was aus! Nur keinen Streit — i will die Kuh nimmer —"

Der Fremde schob einige Schubläbchen aus dem Kasten,

gefüllt mit grellfarbigen Hosenträgern, Strumpfbändern, blitzenden Schnallen und allerlei Tand. Dann erhob er sich plötzlich und trat in den Lichtkreis vor Marei.

„Loisl!“ rief sie, auf ihren Stuhl zurücksinkend, mit einem unwillkürlichen Blick auf ihren schwer athmenden, schläfrigen Mann; der hörte den Ruf gar nicht, aber der Alte kroch aus seinem Winkel hervor mit einer erschreckten Miene.

„Ja, der Loisl! Da steht's!“

Er zeigte lächelnd auf den Gürtel um seinen Leib. Alois Prentner stand darauf, und ein Herz war darüber gestickt, ein grünes Herz, woraus dunkelrothe Flammen emporschlugen.

„Na, Bäuerin, erhol' Di nur von Dein' Schreck und schau' meine schönen Sachen an. Der Bauer is ja a guter Mann, er erlaubt's schon, ja, er hat mir gar kein' Ruh' lassen, i mußt' mit, hätt' mi sonst net 'traut. — Aber daß Du mi glei wieder kennt hast, das freut mi do, trotz mein' langen Bart, den i mir hab' wachsen lassen in der Stadt, Du weißt schon wo. Dein Mann hat kein so gut's Gedächtniß, sonst hätt' er mi kaum eing'laden.“

„Vater, da schau!“ wandte er sich dann an den sprachlosen Alten, „wie aus an Jager a Hausirer werden kann. Was willst machen, wenn Di d' Arbeit nimmer freut, und das Sticheln von die Leut' zuwider wird, und der schöne Laufzettel, der Dir folgt aus dem Gefängniß wie a bellater Hund — so bin i alle Tag' wo anders — verdien' mein Brod im Sommer und im Winter.“

„Hast schon g'wählt, Bäuerin?“ fragte er Marei, die unter den bunten Sachen wühlte, um ihre qualvolle Erregung zu verbergen. „Schau — das wär' 'was für Di.“ Er hob ein silbernes Herzchen in feiner Filigranarbeit an einer zarten Kette empor. „Das kann man immer brauchen, wenn man no so reich is, und Einem a gar nix abgeht.“

Marei griff darnach. „Du haſt Recht, Loisl, das nehm' i."

Ihre Blicke trafen ſich, und es war ihr, als ſchlügen aus dem grünen Herzen an ſeinem Gürtel wirklich rothe Flammen empor und beleuchteten ſein Antlitz.

„Freili, das nimmſt," ließ ſich Toni hören, indem er über einen Stuhl ſtolpernd an den Tiſch trat und mit ſeinen plumpen Fingern nach dem zierlichen Schmuck griff.

„Mußt ſchon a bisl fein damit umgehen," warnte Loisl, „'s bricht gar leicht, ſo a Herzl."

Jetzt blickte ihn Toni ſtarr an, die Stimme war ihm wohl plötzlich bekannt vorgekommen, und das Geſicht Loisl's war jetzt von grellem Licht überfluthet.

Marei ſtand das Herz ſtill, jetzt erkannte er ihn, und nun würde es zu einem häßlichen Auftritt kommen.

„Ja — ja — biſt Du denn net —?" ſtotterte der Bauer.

„Der Loisl! Ja, der bin i," bekräftigte dieſer.

Toni ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch und würgte ſich vor Lachen. „Na, das is gut, der Loisl, und er geht mit, kalt mit, mit 'n Griesberger! Das g'fallt mir, ſchau, das g'fallt jetzt mir."

Er wankte auf den Hauſirer zu und hielt ſich an ihm feſt. „Meinſt vielleicht, i trag' Dir die G'ſchicht nach? A was, Dummheiten, die Schießerei! I hätt's ja gerad' ſo g'macht, und 's andere, die G'ſchicht' mit der Marei, erſt recht net, Brüderl'. Wär' ja zu dumm — zwei Jahr verheirath' und eifern — und — und — 's is ja doch ſo 'nausgangen, daß i da heroben ſitz, und der Loisl hauſiren geht. Alſo, net wahr — nix nachtragen! Jetzt mußt g'rad da über Nacht bleiben, g'rad weil Du der Loisl biſt, g'rad extra!"

Loisl mußte ihn auf die Bank ſetzen, ſonſt wäre er auf den Boden geſtürzt im Eifer ſeines Geſpräches.

Marei war todtenbleich geworden, ihre Lippen zuckten

und ließen die weißen Zähne ſehen, ihre Hand krallte ſich um die Tiſchecke.

Hätte Toni dieſen Mann an der Gurgel gefaßt, ihn gewürgt wie ein Raubthier, ſie hätte ihn trotz ihres Entſetzens geachtet, ſeine rohe Wuth begreiflich gefunden; aber dieſe charakterloſe trunkene Nachſicht, die nicht einem guten Herzen, ſondern einer verkommenen Geſinnung entſprang, empörte ſie. Toni hatte nicht einmal die Kraft des Zornes, der Eiferſucht mehr in ſich.

„Darum, darum ein Leben geopfert, alles Glück!“ ſprach es in ihrem Innern.

Ein mitleidiger Blick traf ſie aus Loisl's Augen. Sie wurde feuerroth. Auch Mitleid wollte ſie nicht, gerade von ihm nicht, und doch war es ihr, als müſſe ſie an ſeine Bruſt ſinken und ihn um Rettung anflehen vor dieſem Menſchen dort auf der Bank. Jetzt galt's, die Herrſchaft nicht zu verlieren über ſich ſelbſt.

„Wenn's ihm paßt, was ſoll i dagegen haben?“ ſagte ſie. „Am End' hat er Recht; 's is ja ſtockfinſter drauß, könnt'ſt leicht den Weg verfehlen; mußt halt vorlieb nehmen mit dem Lager dahinten.“

Sie deutete auf die mit Polſtern und Pferdedecken belegte Bank neben dem Ofen.

„Thut's leicht,“ meinte Loisl. „Wenn's Tag wird, bin i ſchon lang über alle Berg, d'rum ſag' i mei ſchön' Dank ſchon heut'.“

Er reichte Marei die Hand. Sie zögerte einen Augenblick, dann legte ſie die ihrige, jeden Druck vermeidend, hinein. Doch Loisl umſchloß ſie feſt; ſie wendete den Blick ab, ſie wußte, daß er die Frage that, die ſie ihm einſt erlaubt. Auf der Bank ſchnarchte und ſtöhnte Toni mit weit offenem Munde. Da blickte ſie auf, ſein Auge ruhte voll innigem, fragendem Flehen auf ihr; ohne daß ſie es wollte, las er die Antwort.

„Schön Dank!“ wiederholte er, „und laß Di net länger in der Ruh' ſtören.“

Mit einem Plumpſer, der das ganze Zimmer erzittern machte, fiel Toni von der Bank auf den Boden. Loisl und Marei fuhren erſchreckt auseinander, als wären ſie über einem Unrecht ertappt worden, dann half der Tiroler ihr, den Schlaftrunkenen wieder auf die Beine zu bringen.

„s' beſte is, Du bringſt ihn in's Bett,“ meinte Loisl, „i hilf Dir ſchon.“

Von Beiden geführt, wankte Toni, welchen über ſeinen Fall von der Bank ein Lachkrampf befiel, die Treppe hinauf in die Schlafſtube. Dort fiel er ſchwer wie ein Klotz, regungslos auf das Lager. Auf Marei's Wangen zitterte eine Thräne der Scham, des Zornes. Loisl fühlte die Qual, welche ſeine Gegenwart ihr machte. Er ging, unter der Thüre ſtand er noch einmal ſtill und blickte auf die auf einen Stuhl geſunkene Geſtalt der Frau; auch ihm rollten die hellen Thränen in den Bart.

„Gut' Nacht, Marei.“

„Gut' Nacht!“ tönte es wieder, ſchmerzzerriſſen wie der Aufſchrei eines gequälten Herzens. Unten in der Stube ſaß noch immer der Strotznerbauer.

„Willſt wirkli hier übernachten?“ fragte er den Loisl, als er eintrat.

Dieſer ſtutzte. „Wie ſchaut denn das aus, wenn i jetzt durchgang bei Nacht und Nebel, gerad' als ob i was z'fürchten hätt'.“

„Das haſt auch,“ flüſterte der Alte, an ihn herantretend.

Loisl lachte auf. „Der Toni, der is weiter net z'fürchten heut.“

„Den freili net, aber wen anders — 's Marei,“ fuhr der Alte fort, ſich ängſtlich umſehend, als könnte er gehört werden.

„Ah ſo, jetzt verſteh' i Di — na, da kennſt aber Dein' Tochter ſchlecht! Eh' der Tag anbricht, bin i dahin, aber jetzt — das wäre eine Beleidigung." Sein Auge war unſtät, der Schweiß ſtand ihm auf der Stirne.

„Gut, ſo bleib; aber eines bedenk': ſie is ſo ſchon unglückli g'nug."

„Das hab' i g'ſehn," erwiederte Loisl.

Der Alte ging, noch tiefer gebeugt, als ſonſt, der Thüre der Nebenſtube zu, noch einmal warf er einen Blick auf Loisl, dann verließ er kopfſchüttelnd das Zimmer.

Loisl blickte lange auf die geſchloſſene Thüre. Dann ging er, das Haar ſich zerwühlend, in der Stube auf und ab, blieb wieder vor ſeinem Kaſten ſtehen und neſtelte daran herum, mit einem Entſchluß kämpfend. Plötzlich kauerte er ſich nieder und ſchlüpfte in den einen Riemen, da hörte er durch die Holzdecke das ſchwere Schnarchen Toni's, dazwiſchen einen Laut, wie unterdrücktes Weinen.

Da erhob er ſich, ging an den Tiſch, horchte wieder, löſchte die Lampe aus und warf ſich auf das Lager; zwiſchen den Ritzen der ſchlecht gefügten Holzdecke ſchimmerte es hell, mit offenen Augen ſtarrte er hinauf.

Er hatte gar nicht kommen wollen, wozu denn das alte Leid nutzlos wieder aufwühlen? Seit Wochen ſtreifte er in der Gegend umher, von Dorf zu Dorf, das Geſchäft war gut, es ließ ihn nicht fort. Dreimal ſtand er am Wege zum Strotznerhof, dreimal überwand er ſich. Aber nach der Poſt mußte er gehen, ſich erkundigen, wie es mit Marei ſtand. Da traf er den betrunkenen Toni im Wirthshaus. Auf den erſten Blick in dieſes jetzt abſchreckend häßliche Geſicht wußte er, wie es um Marei ſtand. Er konnte es nicht ableugnen, er empfand im erſten Augenblick ein wohliges Gefühl, erſt ſpäter empfand er Mitleid.

Er ließ ſich in ein Geſpräch ein mit dem Toni, der

ihn nicht wiedererkannte, sie tranken zusammen, da forderte ihn Toni selbst auf, mitzukommen; er habe einen kleinen Streit gehabt mit seiner Frau, er wolle sie mit seinen schönen Sachen im Kasten wieder aussöhnen.

Lange sträubte Loisl sich, endlich gab er nach; sie selbst hatte ihn ja beim Abschied aufgefordert, wieder zu kommen. Nur einen kurzen Augenblick wollte er sie sehen, wie sie ihr Leid trug, wohl leichter, als er dachte. Und jetzt sah er sie zusammenbrechen darunter — und wofür das Alles? Für eine Einbildung, für eine falsch verstandene Sühne!

Und er, für den ihr Herz schlug mehr wie je, er lag da unten wie ein Verdammter und konnte ihr nicht helfen, und wenn der Morgen dämmerte, mußte er weiter ziehen — für immer!

Ja, war denn das möglich, gab's denn gar keinen Ausweg? Nein, gar keinen! Sie war einmal sein Weib.

Er warf sich hin und her, als läge er auf glühenden Kohlen. Oben war es jetzt ganz still, durch die Spalte leuchtete es nicht mehr, dicke schwarze Nacht rings umher!

Plötzlich fuhr er auf — die Diele knarrte über ihm wie unter vorsichtigen Tritten, ein athemberaubendes Angst- und zugleich Freudegefühl erfaßte ihn.

Da ging oben eine Thüre, die Treppe knarrte unter den leisen Tritten. Sie war es, Marei, sie kam zu ihm, wie der Vater fürchtete.

Da öffnete sich die Thür. Marei trat ein, das Licht in ihrer Hand schwankte und zitterte, ihr schwarzes Haar umhüllte aufgelöst die Schultern.

Loisl starrte sie sprachlos an, ihr bleiches Gesicht verrieth keine Erregung, nur tiefer Gram, eine unheimliche, gewaltsame Ruhe lag über der ganzen Erscheinung, ihre großen Augen ruhten mit einem herben Ausdruck auf Loisl, der vor ihr stand.

„Haſt mi erwart', daß Du ſchon auf biſt?" flüſterte ſie. „I kann's net aushalten, da oben is die Höll'."

Sie fuhr ſich mit der Hand über das Antlitz und ſah ſcheu umher.

„I muß Di nur um was bitten — deswegen bin i kommen, Loisl. I beſchwör' Di, komm' nimmer, nie mehr hierher, 's wär a große Sünd' —"

„A große Sünd' war's, daß Du g'heirath' haſt ohne Lieb, daß Du nur nach Deiner Seelenruh' g'fragt haſt und net a nach meiner," erwiederte Loisl. „Glaubſt, daß nachher a Ruh' wird da drinnen, wenn i nimmer komm'? Na, Marei, nochmal ſag' i Dir's, 's Herz laßt ſich net befehlen, das kümmert ſich um nix, um kan Schand, um kan Sünd', nur um die Lieb, von der 's voll is, und von der's nimmer laßt, net um die ganze Welt, net um die ewige Seligkeit. Beten wirſt, daß i wieder komm und mi wird's herziehen mit einer G'walt, gegen die i mi umſonſt wehr', nur um an Blick, nur um an Händedruck — ſoll das a Sünd' ſein?"

Er griff nach ihrer Hand. „Soll denn der Schatz ganz verloren ſein, der in Dei'm Herzen ruht? Na, das leid i net, eher —"

Er umfaßte ſie ſtürmiſch und zog die ſich Sträubende an ſich, „eher raub' i ihn Dir!"

Ein Kuß flammte auf ihrem Munde, auf ihrem Haar. Ein Taumel faßte ſie, ſie konnte nicht ſprechen, ſich nicht von ihm befreien.

Da ertönte heiſeres, höhniſches Lachen — entſetzt fuhren ſie auf. Der Vater ſtand unter der Thüre der Nebenſtube.

„Marei, her zu mir!" tönte ſeine Stimme. Die ganze Wucht ſeiner Vaterwürde lag in dem Ton des Befehles.

Die ſtarke Frau gehorchte, wie ein Kind, ſank zu ſeinen Füßen und drückte ſich wie Hilfe ſuchend vor ſich

ſelbſt an ihn. Er legte ſeine arbeitsharte Hand ſchützend auf ihr Haupt.

„Und Du, geh' — die Gaſtfreundſchaft is aus. Sei a Mann und trag's, was Du net wenden kannſt."

Loisl beſchämten die ernſten Worte, er ſchnallte ſeinen Kaſten auf den Rücken, ergriff den Stock. Noch einmal machte er Miene, ſich Marei zu nähern, dieſe klammerte ſich zitternd an den Alten, der ihn mit einer gebieteriſchen Handbewegung abwehrte.

Er ging.

Der Alte mußte ſich ſetzen, die Kniee wankten ihm, am Boden vor ihm blitzte etwas, er hob es auf, es war das ſilberne Herz, verbogen, zertreten.

„Arm's Herzerl!" ſagte er und hing es ſeinem ſchluchzenden Kinde um den gebeugten Nacken.

7.

Toni hatte nach Loisl's Beſuch kein Glück mehr, weder im Handel noch im Spiel. Mit ſeinem Gelde ging es wie mit dem Schnee im Frühling, es ſchmolz mit rapider Schnelligkeit zuſammen. Das väterliche Haus „auf der Sonnſeiten" wurde um ſchlechten Preis an einen Maler verkauft, der an dem alterthümlichen Style Geſchmack fand; auf den Stroßnerhof aber kam ſeit ſeinem Beſtehen die erſte Hypothek. Der Alte war immer bettlägerig, der Schreck in der Oktobernacht war ihm in die kranken Beine gefahren.

Marei gab ſich redliche Mühe, den Reſt der früheren Neigung zu ihrem Manne mühſam wieder anzufachen, ſie nahm ſelbſt das Mitleid zu Hilfe mit ſeiner Schwäche, mit ſeinem körperlichen Leid, ſie wollte um jeden Preis mit dem ihr angeborenen Starrſinn die Sühne ganz durchführen, die ſie einmal unternommen und verbannte

ſorgfältig jeden Gedanken an Loisl. Doch Toni machte mit Hohn und Spott alle dieſe Verſuche zu nichte.

Dann verſuchte ſie es mit Gewalt, indem ſie ihre Rechte als Hausfrau geltend machte, als Erbin des Anweſens ihm entgegentrat; das führte nur zu häßlichen, gewaltſamen Auftritten, die ihr den Strotznerhof zur Hölle machten. Zuletzt ſah ſie theilnahmlos den Dingen zu.

Der doppelköpfige Dämon Spiel und Alkohol fraß an Toni, nicht nur an ſeinem Beſitz, ſondern auch an ſeinem Leibe. Seine Wunde machte ihm wieder zu ſchaffen, er huſtete verdächtig und mußte oft wochenlang das Bett hüten. Dann überhäufte er Marei mit Vorwürfen, ſie allein ſei an ſeinem Elend ſchuld, und ſtieß die ärgſten Drohungen aus gegen Loisl. Er ſollte nur wieder kommen den nächſten Herbſt und ſeine Liebſte beſuchen, dann wollte er ihm ſchon heimleuchten! Einmal riß er ihr ſogar in jähem Zorn das Silberherz ab, das ſie um den Hals trug und warf es auf den Boden.

Sie wurde feuerroth, in ihren Augen blitzte es unheimlich auf, dann bückte ſie ſich, ohne ein Wort zu ſagen, wiſchte es ſorgfältig mit der Schürze ab und hing es wieder um.

Der Kranke weinte darauf wie ein Kind, geberdete ſich wie wahnſinnig.

War Toni wieder auf den Beinen, ſo wirthſchaftete er toll darauf los, machte Schulden hinter dem Rücken Marei's und verkaufte ein Grundſtück nach dem andern.

Im Sommer ſtarb der Vater.

„Tröſt' Di, Marei, Du biſt net ganz verlaſſen, da drüben über die Berg ſchlagt a redlich's Herz für Di — im Häusl im Thal," ſagte er kurz vor ſeinem Tode.

„Aber daran darf i ja gar net denken, des is ja ſündhaft," meinte Marei, erſtaunt über die Rede des ſonſt in dieſem Punkte ſo ſtrengen Vaters.

Da lächelte der Alte mild und legte seine zitternde Hand auf ihr Haupt.

„Denk' nur d'ran, Marei; 's is ja freilich gegen die Sitt', aber wenn man so nah am Tod d'ran is, schaut sich das Alles ganz anders an."

Diese Worte beunruhigten sie heftig und doch tönten sie ihr wie eine Verheißung. —

Je näher der Oktober rückte, desto banger wurde ihr. Wenn der Loisl sich nicht beherrschen konnte und doch wieder kam, der Vater, der treue Wächter war auch nicht mehr — und was wäre aus ihr geworden ohne ihn das vorige Jahr?

Sie vergaß darüber die drohende gerichtliche Pfändung, das wüste Treiben ihres Mannes. Dessen Gesundheit schien sich wieder befestigt zu haben, seine starke Natur zu siegen trotz aller Laster, während sie selbst sich immer mehr aufgerieben fühlte durch den Kampf in ihrem Innern.

Und sie freute sich darüber. „Er wird mi längst überleben," sagte sie sich, ohne bei dem daraus sich ergebenden Gedanken länger zu verweilen.

Der September ging zu Ende, sie erschrak vor dem Rascheln des fallenden Laubes, dabei glühten oft ihre Wangen wie im Fieber. Sie redete sich ein, das Bangen vor einem Auftritt mit ihrem Manne, wenn der Loisl doch käme, sei allein die Ursache, nicht das drängende Sehnen und geheime Hoffen.

Am qualvollsten waren jetzt die langen Abende, verlassen, allein mit ihren Gedanken. Da war es ihr oft, als müsse er eintreten, sie hörte seine Schritte, seine Stimme. Und sah sie die Täuschung ein, oder kam ein Anderer, so fühlte sie einen heftigen Schmerz.

So saß sie wieder am letzten Tag des Septembers, der Strickstrumpf lag neben ihr, sie tändelte mit dem Herz um ihren Hals — da ertönten wirklich Stimmen

draußen in der Nacht, ganz wie im vorigen Jahr, als der Loisl mit Toni heraufkam, ſogar das Gelächter ihres Mannes glaubte ſie zu hören. Alle Furcht, alle Bangigkeit wichen von ihr, ein wildes Freudengefühl ſchnürte ihr die Kehle zuſammen. Er war es, er mußte es ſein, ſie glaubte ſeine ſchweren Tritte zu erkennen unter der Laſt auf ſeinem Rücken.

Sie riß das Fenſter auf, aber jetzt hörte ſie kein Gelächter mehr, ſondern ein dumpfes Murmeln, es waren mehr als zwei, die nahten.

„Toni, biſt Du's?“ rief ſie hinaus.

Keine Antwort! Jetzt ſah ſie eine dunkle Maſſe ſich heraufbewegen. Sie eilte hinaus. Vier Männer trugen etwas Schweres — wie ein Sturm, der urplötzlich daherfegt, faßte ſie ein Gedanke. Ihr Mann —!

Die Männer traten vor das Haus. Sie brachten den Toni auf einer Tragbahre, der Schlag hatte ihn gerührt im Wirthshaus, mitten unter ſeinen Kameraden.

Sie ſprach kein Wort, ſie dachte auch nichts, ſie wies nur ſtumm in das Haus und ließ die Träger mit der Leiche vorbei; ſie legten ſie in der Wohnſtube auf das Lager beim Ofen, wo der Loisl gelegen. Sie erwiederte auch kein Wort auf die Beileidsbezeugungen der Leute, erſt als man ihr anbot, die Todtenwache zu halten, öffnete ſie den Mund.

„I dank' ſchön, das b'ſorg' i ſelber.“

Froh, das traurige Geſchäft los zu ſein, entfernten ſich die Leute.

Der Todte war häßlich anzuſehen, Marei bedeckte ihn mit einem weißen Laken, ſtellte ein brennendes Licht ihm zu Füßen, kniete vor ihm auf den Boden und ſprach mechaniſch das übliche Sterbegebet. Ihr Auge war trocken, ihre Stimme klang feſt und klar.

Da klopfte es an der Thüre.

Es war der Arzt. Er beſichtigte noch einmal die Leiche und ſtellte den Todtenſchein aus. Das Geſinde drängte ſich unter die Thüre, Gebete murmelnd.

Dann war ſie allein mit ihm. Es kam ihr vor, als blickte ſein Auge drohend auf ſie unter dem Tuche hervor, ſie empfand keinen Schmerz, nur kalten rieſelnden Schauer.

War ſie Schuld an ſeinem Tode? Hatte ſie nicht Alles gethan, ihn abzuhalten von dem verderblichen wüſten Leben, das ſeine Geſundheit untergrub? Hatte ſie ihn nicht mit aller Sorgfalt gepflegt, hatte ſie nicht noch vor Kurzem gehofft, er würde ſie überleben? Hatte ſie nicht bitter gebüßt, was ſie einſt durch ihren Leichtſinn verſchuldet?

Dann fiel ihr das Entſetzen ein, das ſie erfaßt hatte, als der Arzt klopfte. Wenn er es geweſen wäre, der Loisl! Die nächtliche Scene, die ſich vor einem Jahre in dieſem Raum abgeſpielt, trat wieder vor ihr Auge, und der Todte blickte unter dem Linnen hervor und nickte ihr zu.

Am anderen Morgen fand der Knecht die Bäuerin auf dem Boden liegend, das Haar zerzaust, in der feſtgeſchloſſenen Hand das ſilberne Herz, das ihr am Halſe hing.

8.

Im Frühjahre war der Stroßnerhof auf dem Zwangswege verſteigert worden. Die Schuldforderungen, welche nach dem Tode des Bauern von allen Seiten einliefen, machten ein längeres Halten deſſelben unmöglich, und der Wittwe ſchien auch wenig daran zu liegen, ſie machte keinen Verſuch, das Verhängniß aufzuhalten. Nur die Ahornalm, deren Werth ja ein geringer war wußte ſie aus dem allgemeinen Einſturz zu retten.

„Sie kann halt 's Bäuerin ſein nimmer laſſen," ſpöttelten die Leute, „wenn's a nur Stoaner ſind, a Grund is do."

Man nannte ſie nur mehr die „Stoaner-Marei“.

Sie nahm fremdes Vieh gegen Pacht hinauf auf die Almweide, bei ihrer Kenntniß und Arbeitskraft konnte ſie auf dieſe Weiſe ihr Leben friſten, ohne dienen zu müſſen. Den Vorbereitungen nach, die ſie traf, ſchien ſie die Ahornalm auch für ihren Winteraufenthalt beſtimmt zu haben.

So war den ſcheelſüchtigen Leuten die Ausſicht benommen, ſich an dem Anblick der „abg'hausten“ ſtolzen Strotznerbäuerin waiden zu können.

Die Almluft und die Ruhe dort oben gaben Marei bald wieder ihre frühere geſunde Farbe und ihre Lebenskraft zurück, nur noch ſtrenger waren ihre Formen, der ganze Ausdruck ihres Weſens geworden, und die übermüthige trotzige Laune, welche einſt die Ahornalm belebte in hellem Juhſchrei oder luſtige Trutzlieder von den Steinwänden widerhallte, war verſchwunden. Burſche und Jäger hatten jetzt nichts mehr zu ſuchen auf der ſtillen Ahornalm, Kühe und Kälber, eine kleine Schafheerde und zwei Gaisböcke waren jetzt ihre einzigen Freunde, ihnen widmete ſie ihre ganze Sorgfalt.

Nur ein Name lag oft auf ihren Lippen, aber nie ſprach ſie ihn laut aus, als fürchtete ſie, das Echo könnte ihn forttragen weit über die Berge, bis zum Häuschen im Thal drüben in Tirol. Aber das Denken daran konnte ſie doch nicht laſſen an den ſtillen feierlichen Abenden vor der Hütte, wenn die Berggipfel ringsum erglühten im Lichte der ſcheidenden Sonne.

Sie empfand auch kein drückendes Gefühl, keinen Vorwurf mehr, in unendlicher wohliger Ruhe ſchweiften die Gedanken über die Berge zu ihm. Sie wünſchte nicht einmal, daß er wieder käme, ſie fürchtete ſich vor neuen Erſchütterungen; wie an einen theuren Geſtorbenen, ſo wollte ſie an ihn denken.

So nahte der Herbſt ohne Zwiſchenfall, ſie war feſt

entſchloſſen, den Winter auf der Alm zuzubringen. Als aber der Tag kam, wo das Vieh abgetrieben war, und ſie allein zurückkehrte auf die Alm, da ward ihr doch recht ſchwer um's Herz. Vielleicht hatte ſie ſich doch zu viel zugemuthet. Es war mehr der alte Trotz, der ſie bewog, von ihrem einmal gefaßten Vorſatz nicht abzugehen, den Leuten unten nicht Recht zu laſſen, welche behaupteten, der Schnee würde ſie ſchon heruntertreiben.

Gemſen und Hochwild nahmen jetzt wieder Beſitz von der Ahornalm, und der Brunftſchrei der Hirſche weckte ſie aus dem Schlaf. Dann ſah ſie oft ſtundenlang dem geſpenſtigen Treiben zu, wenn in der hellen Mondnacht Alles lebendig wurde im Keſſel, das Wild ſich in Rudeln zuſammendrängte, die Hirſche mit weitvorgeſtrecktem zottigen Halſe brüllend oder kämpfend gegeneinander ſtürzten, daß die Geweihe krachten. Dann flog es heiß über ihr Geſicht, und ihr Auge blitzte. Sie nahm Partei für den einen oder den anderen, zitterte für ihn, jauchzte für ihn, die ſtrotzende Naturkraft, die alle Feſſeln ſprengte, that es ihr an.

Den anderen Tag machte ſie ſich dann Vorwürfe darüber, wie ſie an dem wüſten Treiben ihre Luſt finden könne. Das waren ja die wilden Triebe, die ſchon einmal ſo viel Unglück über ſie gebracht. Die ſollen eben durch des Menſchen Erkenntniß gezähmt, gebändigt werden! Aber Kraft lag doch darin — Tod oder Sieg!

Die nächſte Nacht preßte ſie von Neuem die glühende Wange gegen die kalten Scheiben.

Sie konnte jetzt auf einmal nicht mehr mit ſo wohliger Ruhe an Loisl denken, ſie ſah ihn jetzt ſtets in leidenſchaftlichen Momenten vor ſich, wie er ſie küßte und ſtürmiſch an ſich preßte, mit ſeinem dunklen feuchten Blick ſie verzehrte.

Warum kam er nicht? Dieſe Frage ſtellte ſie ſich

unzählige Male. Es hatte ſich ja jetzt Alles verändert. Warum ſollte er ſie denn jetzt nicht beſuchen dürfen?

„Aber er weiß ja net, was ſich begeben hat; er zieht in der Fremd' umher und meid' die Gegend," ſagte ſie ſich.

In ſolchen Gedanken verſunken ſaß ſie wieder Abends vor der Hütte, das Wild fürchtete ſich nicht mehr vor ihr, es ging in nächſter Nähe an ihr vorbei. Ein ſchwerer Hirſch mit hoch emporgerichtetem Geweih ſtand auf der Schneid, beobachtete einen Augenblick das Rudel und ſchlich ſich dann vorſichtig zwiſchen den Latſchen herab, wie um den Weg abzuſchneiden.

„Arme Thierl!" ſprach ſie vor ſich hin, „werd's auch ſchiech um anander g'hetzt. Laſſen euch d' Menſchen in Ruh, plagt euch die Lieb', und dann kommt zu guter letzt noch der Winter und räumt auf mit euch."

Die hinterliſtige Art, wie er ſich anpürſchte, ärgerte ſie. „Dem will i 's Spiel verderb'n," dachte ſie lachend und ſtieß einen lauten Juhſchrei aus. Das Wild floh nach allen Seiten, der Hirſch ſtieß einen zornigen Schrei aus. Aber zu gleicher Zeit erwiederte ihren Ruf eine menſchliche Stimme.

Wer kam denn heute noch vom Dorfe herauf? Ob ſie ſich nicht getäuſcht hatte? Noch einmal rief ſie, deutlich erſchallte die Antwort; es war eine männliche Stimme, und der langgezogene, dann plötzlich überſchlagende Schlußton, den kannte ſie doch, den hatte nur Einer auf der Welt — der Loisl.

Es jubelte in ihr auf: wenn er's wäre! Sie ſank in die Kniee, ſie ſtreckte die Hände empor zum Abendhimmel. „Vater! Wenn er's is, was ſoll i thun? I lieb' ihn ja über Alles, darf i? Ja, i darf, i darf!" jubelte ſie.

Die Spitzen und Kuppeln rings umher zuckten auf in purpurner Gluth.

„Loisl! Loisl!" brach es ſich dann in überſtürzendem

Echo und „Marei!“ antwortete es herauf. Da eilte sie hinab den steilen Steg, wie vom Sturmwind dahingeweht über Fels und Wurzel und warf sich mit einem jauchzenden Schrei an die Brust des Mannes mit dem Hausirerkasten auf dem gebeugten Rücken.

— — — — — — — — — — — —

Am Fuße gewaltiger Berge, da, wo das fruchtbare Zillerthal seine grünen Wiesen und Wälderwogen in alle Spalten und Winkel der unwirthlichen Steinwüste drängt, liegt in einem engen, von senkrecht aufsteigenden Wänden eingeschlossenen Thalkessel, an einer grünen moosbewachsenen Felswand wie ein Schwalbennest eine kleine Herberge, welche die Fußwanderer und Bergsteiger gern aufsuchen. Einen vortrefflichen rothen Tiroler, Forellen aus dem Bache und einen guten Eierschmarren gibt es da, und die Wirthsleute, ein schönes stattliches Paar, machen dem Fremden den Aufenthalt so angenehm als möglich. Im „Häusei im Thal“ heißt die kleine Herberge weit und breit.

Auch ich ruhte einst auf der Bank vor dem „Häusei“, vor mir der schimmernde Wein, die Bergspitzen erglänzten im Julisonnenlicht. Loisl, der Wirth, rechte das Heu in Haufen, mit besorgten Blicken auf die Höhen schauend, hinter denen es allmälig sich „bräunte“.

Auf einem Heuhaufen lag ein starkgebautes, immer noch schönes Weib und spielte mit einem kleinen Kinde, das ihr Blumen in's Gesicht warf — und das Heu duftete so stark. —

Im Forsthaus zu Rastede.

Eine Liebestragödie aus vergangenen Tagen.

Mitgetheilt
von

Johannes Wille.

(Nachdruck verboten.)

In den schlimmsten Jahren des dreißigjährigen Krieges glich das Oldenburgerland mit seinen endlosen kornwogenden Marschen in den Niederungen der Weser, Jahde und denen der Nordsee, mit seinen weiten Ebenen des höher gelegenen trockenen Geestlandes einer stillen, friedlichen Insel im sturmgepeitschten Ocean, und dieses glückliche Loos verdankte es allein der Weisheit, Thatkraft und diplomatischen Gewandtheit seines Herrschers, des Grafen Anton Günther. Während ringsumher Dörfer und Städte in Flammen standen und die Kriegsfurie die schönsten Theile Deutschlands verwüstete und entvölkerte, wußte dieser umsichtige Fürst durch geschickte Verhandlungen mit den kriegführenden Parteien und den einzelnen Heerführern die fremden Söldner stets von seinen Grenzen abzuhalten. Sein wohlgefüllter Säckel kam ihm dabei nicht wenig zu statten, und dieser erlaubte ihm auch, neben der Fürsorge für sein Land und Volk auch noch seiner Liebhaberei für schöne Pferde und prächtige Bauten Genüge zu thun.

Eine treffliche, umsichtige Helferin in allen seinen Unternehmungen fand der Fürst in seiner ältesten Schwester, der Gräfin Anna. Diese hatte mit ihrem Bruder den-

ſelben Jugendunterricht genoſſen und ſich eine Kenntniß fremder Sprachen, namentlich der lateiniſchen, bis zu dem Grade erworben, daß ſie den Grafen Anton Günther in ſeinem Briefwechſel mit fremden Höfen und Diplomaten, der damals noch vielfach lateiniſch geführt wurde, zu unterſtützen pflegte. Anton Günther nannte ſie daher ſcherzweiſe ſeinen „geheimen Kabinetsſekretarius“ und vertraute ihr rückhaltlos in allen Dingen.

Die ſteten Regierungsſorgen und der Einfluß der Schweſter waren wohl Schuld an der merkwürdigen Thatſache, daß der Graf bis in ſein neunundvierzigſtes Jahr nie von der Liebe berührt worden war und nie an eine Verehelichung gedacht hatte.

Aber jedes Menſchen Stunde ſchlägt einmal, und ſo ſollte auch Graf Anton Günther von Oldenburg plötzlich an ſich erfahren, daß weder Weisheit, reife Jahre noch Erfahrung das Herz vor den Stürmen der Leidenſchaft zu bewahren vermögen.

— — — — — — — — — — — —

Es war im Frühling des Jahres 1632. Anton Günther war eines Prozeſſes halber, welchen er mit ſeinen Vettern, den Grafen von Delmenhorſt, wegen des Beſitzes dieſes angrenzenden Gebietes führte, zum Herzog Alexander von Holſtein-Sonderburg, ſeinem Oheim, gereist, von deſſen Vermittelung er einen günſtigen Abſchluß des Rechtsſtreites erhoffte. Während ſeiner Abweſenheit lud ſich Gräfin Anna einen Gaſt nach Oldenburg in der Perſon der jungen zwanzigjährigen Eliſabeth Ungnad v. Weißenwolf, einer Waiſe, der die Gräfin ſeit dem Tode ihrer Eltern eine liebevolle Schützerin und eine zweite Mutter geweſen war. Eliſabeth Ungnad war von ihr vor fünf Jahren zur Fürſtin Juliane in das benachbarte Oſtfriesland geſchickt worden, damit ſie dort in der Stellung eines Hoffräuleins ſich geſellſchaftlich ausbilde, und vor

wenigen Tagen erſt als vollerblühte Jungfrau von ſtrahlender Schönheit zu ihrer „Mutter“ zurückgekehrt.

Zu derſelben Zeit arbeitete im neuerbauten Schloſſe zu Oldenburg der italieniſche Maler Speza de Ronio. Die von ihm geleitete Ausſchmückung des Schloſſes neigte ſich ihrem Ende zu. Beſonders reich hatte der Künſtler den ſogenannten „großen Saal“ mit Wandgemälden dekorirt, die in der allegoriſchen Darſtellung der verſchiedenen Tugenden als Frauengeſtalten beſtanden. Nur der dem Eingang des Saales gegenüberliegenden Hauptwand fehlte noch der Schmuck. Nach dem Wunſche des Grafen ſollte dieſe das Bild der Glücksgöttin in der Geſtalt einer ſchönen auf einer Kugel ſchwebenden Frauenfigur erhalten.

Bei einem Gange der Gräfin Anna mit Eliſabeth Ungnad durch das Schloß waren die Frauen auch in den Saal gelangt, wo ſie Speza de Ronio, der an ſeiner Staffelei ſaß, ehrerbietig begrüßte.

„Unſer Meiſter iſt in Verlegenheit, für ſeine Glücksgöttin ein würdiges Vorbild zu finden,“ hob plötzlich Gräfin Anna an. „Die Züge meines alten Geſichts kann ich ihm wohl kaum leihen, eher würden vielleicht die Deinigen für eine Glücksgöttin taugen!“

Geſpannt harrte der Maler der Antwort des Hoffräuleins und dankte mit freudiger Ueberraſchung, als Eliſabeth Ungnad ſofort erklärte, ihm gern als Modell für das Bild ſitzen zu wollen. Speza de Ronio ging ſogleich an's Werk. Täglich fand ſich Eliſabeth, meiſtens in Begleitung der Gräfin, im Saale ein, und auf der Leinwand des Italieners erſtand ihr Bild in berückender Anmuth und Schönheit.

Die letzte Sitzung war gekommen. Eliſabeth Ungnad befand ſich diesmal allein mit dem Maler. Es konnte ihr kaum entgehen, daß die dunklen Augen des Italieners ſich länger als ſonſt an ihr Antlitz heftelen, und er nur

mühsam eine mächtige Erregung verbarg. Plötzlich legte er Palette und Pinsel bei Seite, und die bestürzte Elisabeth sah ihn im nächsten Augenblick zu ihren Füßen. Eine leidenschaftliche Erklärung seiner Liebe floß ihm von den Lippen, und mit der Gluth des stürmischen Empfindens richtete er an das schöne Hoffräulein die Frage, ob sie die Seine werden wolle.

Die von der unerwarteten Werbung tief erschrockene Elisabeth hatte allmälig ihre Fassung wieder erlangt und dem Maler erklärt, daß ihr eine Antwort auf seine Werbung in diesem Augenblicke unmöglich sei; er solle in einigen Tagen, wo sie bei einem Verwandten ihrer Familie bei Schloß Rastede verweilen werde, ihren Bescheid empfangen.

Elisabeth Ungnad suchte dann in der Einsamkeit ihres Zimmers zu einem inneren Entschluß zu gelangen, aber sie mußte sich sagen, daß das Bild des düsteren, wildleidenschaftlichen Mannes mit den stechenden dunklen Augen ihr mehr Angst als Zuneigung einflöße. Andererseits wird es einem Mädchen stets schwer, einen ernstgemeinten Heirathsantrag abzulehnen. Sie schwankte hin und her. Schon am nächsten Morgen begab sich nach durchwachter Nacht Elisabeth zu ihrer mütterlichen Freundin, der Gräfin Anna, um sich zu verabschieden. Eine eigenthümliche Scheu drängte ihr das Bekenntniß ihres Erlebnisses mit dem Maler zurück, und stumm und schluchzend bedeckte sie die Hände ihrer Wohlthäterin, die sich das veränderte Wesen Elisabeth's nicht zu erklären vermochte, mit Küssen.

Wenige Stunden später langte Elisabeth Ungnad bei ihrem Oheim, dem Jägermeister Berbisdorf an, der als Wittwer ein Forsthaus in der Nähe des Lustschlosses Rastede*) bewohnte. Hier hoffte sie in der Waldesstille

*) Eine kleine Meile von Oldenburg gelegen.

ſich zu dem Entſchluſſe durchzukämpfen, auf deſſen Mittheilung Speza de Ronio in fieberhafter Spannung wartete.

Unmittelbar nach der Abreiſe Eliſabeth Ungnad's kehrte Graf Anton Günther nach Oldenburg zurück. Die Gräfin freute ſich nicht wenig, ihrem Bruder durch die Vollendung des letzten Bildes im „großen Saale" eine Ueberraſchung bereiten zu können, und ſchritt an ſeiner Seite durch die Mittelthür, der gegenüber das vollendete Bild der Glücksgöttin am vortheilhafteſten in's Auge fiel. Graf Anton Günther ſtand beim Anblick des wunderbaren Gebildes wie gebannt.

„Iſt dies Weib Eurer Phantaſie entſprungen, Meiſter Ronio, oder habt Ihr wirklich ſolche Züge geſchaut?" rief er voller Bewunderung, ſich an den Maler wendend.

„Nehmt an," fiel jedoch, ehe dieſer zu antworten vermochte, die Gräfin ein, „daß dieſe Schönheit nur in der Bruſt des Künſtlers wohnte, denn auf Erden pflegen ſolche Göttinnen den Sterblichen gefährlich zu werden!"

„Nicht doch," erwiederte Anton Günther, „eine ſolche Göttin zu beſitzen, muß wohl das höchſte Glück des Lebens ſein."

Der Maler war todtenbleich geworden; er athmete erſt auf, als die Beſucher ſich entfernten.

— — — — — — — — — — — —

Wenige Tage darauf ritt Graf Anton Günther nach ſeinem Lieblingsſchloſſe Raſtede, damals noch von prächtigen Buchen- und Eichenwäldern umgeben, die ſich von dort bis Delmenhorſt erſtreckten, ſo daß, wie es im Volksmunde hieß, ein Eichhörnchen vier Poſtmeilen weit, ohne die Erde zu berühren, von einem Baum zum anderen ſpringen konnte. Jägermeiſter Berbisdorf, dem dieſe Forſten des „Ammerlandes" unterſtellt waren, hatte ſich gegen Abend in dienſtlichen Angelegenheiten nach dem gräflichen Vorwerk Drielake begeben, und Eliſabeth Un-

gnad, seine Nichte, befand sich daher allein in dem Forsthause.

Sie trat erschrocken zurück, als statt des erwarteten Onkels plötzlich die hohe, trotz der neunundvierzig Jahre männlich schöne Gestalt des Grafen auf der Schwelle erschien. Sein Bild hatte sich von ihren Kinderjahren her fest in ihrem Innern eingeprägt.

Wie von einer zauberhaften Erscheinung geblendet, hielt der Fuß des Eintretenden einige Augenblicke inne. Dann aber machte sich das Erstaunen des Grafen in Worten Luft.

„Hier also wohnt die Göttin, deren Bildniß mein Schloß ziert? Wer seid Ihr, edles Fräulein, und wie gelangte Speza de Ronio zu Euren schönen Zügen?"

Elisabeth Ungnad v. Weißenwolf nannte ihren Namen und erzählte den Hergang der Sache.

„Wie hätte ich das kleine Pflegekind meiner Schwester in Eurem wunderbaren Bilde wiederzuerkennen vermocht?" rief Graf Anton Günther mit freudiger Bewunderung. „Aber zur Strafe dafür, daß Euch meine Schwester so verleugnen konnte, soll auch unser Zusammentreffen Geheimniß für sie bleiben. Versprecht mir das, Fräulein v. Weißenwolf!"

In lebhaftem Geplauder verstrichen dem Grafen die nächsten Stunden, und als er sich endlich verabschiedete, fühlte er klar, daß die schöne Elisabeth sein Herz in heiße Flammen versetzt habe. Auch auf Elisabeth hatte das ritterliche und edle Wesen des Landesherrn einen Eindruck gemacht, der ihr jetzt den Entschluß erleichterte, Speza de Ronio's Werbung abzulehnen; erst jetzt glaubte sie zweifellos zu empfinden, daß sie dem Maler nie Herz und Hand schenken, nie glücklich mit ihm werden könne.

Fast täglich kehrte der Graf fortan im Hause des Jägermeisters Berbisdorf ein, dem es nicht entging, wie

ſich mit jedem Kommen die zärtliche Neigung in Wort und Blick bei Eliſabeth wie dem Grafen glühender offenbarte. Mit banger Beſorgniß ſah er das Liebesdrama ſich weiter und weiter entwickeln, machtlos, das Herz ſeiner Nichte zu ſchützen. Da es unmöglich war, ſeinem Landesherrn das Haus zu verbieten, ſchien Berbisdorf nur ein einziger Ausweg zu bleiben, der gefährlichen Tändelei ein Ende zu machen: Eliſabeth mußte ungeſäumt nach Wittmund zur Fürſtin Juliane von Oſtfriesland zurückkehren. Auch Eliſabeth erkannte die herbe Wahrheit, die in des Oheims warnenden Worten lag, ſie ſah nur zu deutlich, wie ſie durch des Grafen heimliches Kommen und Gehen mit jedem Tage mehr gefährdet wurde. Zwar waren bis jetzt die hohen Beſuche im Forſthauſe, dank der Vorſicht ihres Oheims wie der des Grafen, Geheimniß geblieben; doch erzitterte ſie bei dem Gedanken, daß Gräfin Anna, der ſie des Grafen Beſuche und Huldigungen ſorgfältig verheimlicht hatte, Kenntniß von alledem erhalten könne. Gewiß, ſie durfte den verhängnißvollen Traum nicht weiter träumen, ſie mußte fliehen!

Von dieſer Nothwendigkeit überzeugt, ſchrieb Eliſabeth an einem der letzten Tage des Juli den entſcheidenden Brief; dem Geliebten mündlich ihren Entſchluß mitzutheilen, hatte es ihr bei der letzten Zuſammenkunft an Kraft und Muth gefehlt.

Es war ſpäter Abend, als Graf Anton Günther im Schloſſe zu Oldenburg den Brief Eliſabeth's, den erſten, welchen ſie ihm ſchrieb, empfing. Mit athemloſer Haſt überflog er die wenigen Worte der Geliebten, die ihm ihre Abreiſe am nächſten Morgen ankündigten und ihm Lebewohl ſagten.

Auf dem Höhepunkt des Liebesrauſches, den er in den letzten Wochen zum erſten Male in ſeinem Leben durchkoſtet, ſchien es ihm unmöglich, Eliſabeth zu verlieren.

Nur ein Gedanke durchbebte ihn: sie zu besitzen, koste es auch, was es wolle. Kein Opfer schien ihm in dieser Stunde zu groß dafür. Jede kühle Ueberlegung war von dem sonst so planvoll denkenden und besonnenen Mann gewichen. Er befahl, sein Pferd vorzuführen und sprengte bei hereinbrechender Dunkelheit dem Schlosse Rastede zu. Kurz vor dem Ziele stolperte das gehetzte, keuchende Thier über einen Baumknorren des Waldweges und schleuderte den Grafen hart zu Boden. Aus einer tiefen Wunde am Arme blutend, schritt er dem Forsthause zu und trat in das Gemach ein, in welchem sich Elisabeth mit ihrem Oheim befand. Ein bedeutsamer Wink des Eintretenden hatte den Alten aufgefordert, sich zu entfernen. Mühsam rang Elisabeth nach Fassung, als der Graf ihr näher trat und ihr die Hand entgegenstreckte. Sie sah jetzt erst das herabrinnende Blut und stieß einen lauten Schrei aus.

„Ich bin gekommen," kam es mit bebender Erregung von den Lippen des Grafen, „um mir von Euch, Fräulein v. Weißenwolf, meine Wunde verbinden zu lassen."

Er drückte die Rechte auf seine Brust, allein die tieferschrockene Elisabeth war bereits, ohne den Doppelsinn seiner Rede zu verstehen, hinausgeeilt. Als sie nach wenigen Sekunden bleich und zitternd mit Wasser und Verbandzeug zurückkehrte, erblickte sie den Grafen am Arbeitstische des Oheims. Seine Feder flog rasch über einen Bogen, dann legte er die Feder beiseite und erhob sich, Elisabeth's Hand ergreifend und das fassungslose Mädchen an sich ziehend.

„Lies, Elisabeth Ungnad v. Weißenwolf, von dieser Stunde an meine Braut, meine künftige Gemahlin!"

Kaum ihrer Sinne mächtig überflog Elisabeth das vom Grafen ausgefertigte Schriftstück; es enthielt das Eheversprechen desselben in aller Form, und einer Ohnmacht nahe, sank Elisabeth an die Brust Anton Günther's.

Dieſer hatte zum zweiten Male die Feder ergriffen. „Mein Herzblut ſoll unſer Gelöbniß beſiegeln," ſprach er feierlichen Tones, und tauchte die Feder in das Blut, welches noch immer an ſeinem Arm herabtropfte. Dann zeichnete er ſeinen Namen unter die koſtbare Urkunde*) und legte ſie mit inniger Rührung in die Hände ſeiner ſprachloſen Braut.

Jetzt erſt durchſtrömte ſie das volle Bewußtſein ihres Glückes. Sie war vor dem Grafen auf die Kniee geſunken und hatte ſeine Hände ergriffen. Knieend verband ſie dem Geliebten die Wunde des Armes, der ſie noch feſt umſchlungen hielt, als der Oheim Verbisdorf nach langem Wartem aus dem Nebenzimmer endlich wieder eintrat. Bis in die tiefe Nacht waren die drei Glücklichen beiſammen. Als der Landesherr endlich aus dem ſtillen Aſyl ſeiner Liebe ſchied, nahm er Eliſabeth und ihrem Oheim das Verſprechen ab, die Verlobung zunächſt ſorgfältig geheim zu halten, damit er in aller Stille die Hinderniſſe aus dem Wege räumen könne, welche ſich ſeiner Eheſchließung nach der Lage der Dinge entgegenſtellen würden.

Und das Herzensbündniß wie ſeine ſchriftliche Beſiegelung blieb in der That Geheimniß. Zur Freude des Grafen reiste nämlich Gräfin Anna ſchon in den nächſten Tagen nach dieſen Vorgängen zu einem längeren Beſuch zum Herzog Alexander nach Holſtein, ohne zu ahnen, welchen Liebesroman ihr Bruder, der ſonſt nichts ohne ihren verſtändigen Rath unternahm, hinter ihrem Rücken angeknüpft hatte und in ihrer Abweſenheit weiterſpann.

Nur im bergenden Dunkel der Nacht hielt Anton Günther beim Jägermeiſter Verbisdorf und ſeiner Braut Einkehr, und wie ein wonniger Traum verſtrich der glück-

*) Dieſe Unterzeichnung mit Blut iſt eine ausdrückliche Angabe der hiſtoriſchen Quelle.

lichen Elisabeth Woche um Woche; weder sie noch Graf Anton Günther ahnten in dem Hochgefühl der Leidenschaft, wie rasch und jäh sie aus diesem Traume erwachen würden.

Der Herbst des Jahres 1632 begann die Blätter der Wälder zu färben, als Briefe von Gräfin Anna und dem Herzog Alexander von Holstein-Sonderburg eintrafen, die Anton Günther unsanft aus dem Himmel seiner ersten Liebe rissen. Der Prozeß des Grafen mit seinen Vettern, des Herzogs nächsten Verwandten, um den Besitz des werthvollen Gebietes von Delmenhorst nahm eine unerwartete Wendung. Es lag jetzt plötzlich in Anton Günther's Hand, das Land Delmenhorst mit einem Schlage zu gewinnen, wenn er sich geneigt zeigte, einen friedlichen Erbvertrag mit seinen Vettern zu schließen. Bedingung war nur, daß der Graf die junge achtzehnjährige Prinzessin Sophie Katharina, Herzog Alexander's Tochter, ehelichte. Anton Günther's Schwester, Gräfin Anna, rühmte in ihren Briefen die junge Prinzessin als ein Muster jungfräulicher Anmuth und Herzensgüte. Sie zweifle nicht, schrieb sie, daß ihrem Bruder diese Wahl, die ihm außer einer trefflichen Gemahlin so außerordentliche Vortheile für die Erweiterung seiner Landesgrenzen böte, hochwillkommen sein, und er ungesäumt einwilligen werde.

Gleich einem Wetterstrahle traf diese Nachricht die Brust des Grafen. Das erkältende Gefühl einer übereilten Handlungsweise schlich sich in sein noch eben so feuriges Empfinden für Elisabeth. Er vermochte sich nicht zu verhehlen, daß er sich blindlings einer Leidenschaft hingegeben, in der er seine Pflichten als Regent nicht mit in Anschlag gebracht; daß er als fast fünfzigjähriger Mann mit einer Unbesonnenheit der raschen Neigung ge-

folgt ſei, die man nur einem Jünglinge verzeihe; daß er um ſeiner Leidenſchaft willen Vortheile aufopfern wolle, die ſeine Stellung als Herrſcher und ſeine Nachfolger auf dem Throne gleicherweiſe beträfen.

Und dennoch — durfte er noch umkehren? Stand ihm nicht wie ein Schreckensgeſpenſt das eigenhändig Geſchriebene, das Eheverſprechen, welches ſich in Eliſabeth's Händen befand, mahnend vor Augen? War es nicht ſchweres Unrecht, Pflichtvergeſſenheit, ſein fürſtliches Wort zu brechen, ein Frevel an dem Leben des Weſens, welches ihm, wie er wußte, mit der ganzen Kraft ihrer Seele vertraute?

Nirgends erſchien ihm ein Ausweg in dem unbarmherzigen Konflikt, der jetzt mit einem Male ſeine Bruſt durchwühlte.

Tage vergingen, ohne daß Graf Anton Günther es wagte, Eliſabeth wiederzuſehen. Da kam die Nachricht, daß in den erſten Oktobertagen Gräfin Anna in Begleitung des Herzogs Alexander und der Prinzeſſin Sophie Katharina in Oldenburg eintreffen würde. So ſehr dem Grafen auch vor der Ankunft dieſer Gäſte bangte, ſo ſehnlichſt erwartete er die der Schweſter. Ja, die bewährte, kluge Beratherin ſeines bisherigen Lebens ſollte das entſcheidende Wort ſprechen, ihr allein wollte er ein volles Bekenntniß von dem Geſchehenen ablegen.

So kam der Tag, an dem Graf Anton Günther die holſteiniſchen Verwandten empfing. Seine Schweſter hatte nicht zu viel geſagt: Prinzeſſin Sophie Katharina war eine vom höchſten jungfräulichen Liebreiz ausgezeichnete Fürſtentochter. Er fühlte nur zu klar, daß dieſes ihm ebenbürtige Weib ſein Herz noch mehr anzuziehen verſtand, als Eliſabeth Ungnad, die es zuerſt im Sturm erobert. Eine Wandlung vollzog ſich in der Bruſt des Grafen durch den täglichen Verkehr mit der Prinzeſſin,

ihr Bild trat unbemerkt an die Stelle, die noch vor Kurzem Elisabeth Ungnad ganz eingenommen. Um den Kampf dieser widersprechenden Gefühle zu endigen, in welchem sich Graf Anton Günther stündlich aufrieb, mußte er sich endlich zu einem entscheidenden Schritt entschließen. Er sann nach, wem er sich entdecken, wen er zum Vertrauten seiner verwickelten Herzensangelegenheit machen solle. Sich der Schwester anzuvertrauen, fehlte es ihm nun doch an Muth; er fürchtete ihren Tadel. Und dennoch war es durchaus nothwendig, daß Elisabeth durch eine Mittelsperson auf die Nothwendigkeit einer Trennung von ihm vorbereitet würde. Wo war die geeignete Persönlichkeit zu finden, welche diesen peinlichen Auftrag mit Geschick und Vorsicht zu vollziehen wußte?

In dieser Noth kam eines Tages der Maler Speza de Ronio, welcher noch immer im Schlosse weilte, in das Zimmer des Grafen, um sich für seine in den nächsten Tagen beabsichtigte Abreise zu verabschieden. Ein merkwürdiges Walten des Schicksals löste dem Grafen in dieser Stunde die Zunge und ließ ihm Ronio als geeigneten Vermittler erscheinen. Der Maler erfuhr den ganzen Verlauf des Liebeshandels; nur mühsam verbarg er seinen eifersüchtigen Ingrimm, als er hörte, daß kurz nach seiner Werbung der Graf der Bevorzugte gewesen, er demnach nur dem fürstlichen Glanze habe weichen müssen. Als dann Graf Anton Günther mit seinem Auftrage herausrückte, Speza de Ronio solle sich zu Elisabeth Ungnad begeben und sie schonend auf die Hindernisse ihrer Eheschließung vorbereiten, als er von jenem schriftlichen Eheversprechen vernahm, da durchloderte den leidenschaftlichen Italiener ein glühendes Racheverlangen. Mit scheinbarer Ruhe versprach er Anton Günther, noch an demselben Abend eine Unterredung mit Elisabeth Ungnad zu bewerkstelligen.

Anton Günther hatte bei ſeinem Bekenntniß offen erklärt, daß er ſich durch die von ihm geſchriebene Urkunde gebunden erachte, es ſei denn, daß Eliſabeth freiwillig das Schriftſtück zurückerſtatte. Darauf baute jetzt Speza de Ronio ſeinen Racheplan. Sie ſollte das wichtige Dokument, mit dem ſie vielleicht ihre Rechte noch durchzuſetzen, den Grafen beim Wort zu halten vermochte, verlieren, durch ihn verlieren, den ſie verſchmäht hatte!

Mit der Abenddämmerung langte Speza de Ronio im Forſthauſe zu Raſtede an. Im Tone tiefſter Theilnahme und Ergebenheit hatte er bei ſeinem Eintritt die über ſeinen Anblick tödtlich erſchrockene Eliſabeth, welche ſich allein befand, begrüßt und ihr mit heuchleriſcher Wärme verſichert, daß nur ſeine unauslöſchliche Liebe zu ihr ihn bewogen, ihr ſeinen Rath und Beiſtand anzubieten.

„Graf Anton Günther iſt im Begriff," flüſterte er mit erheuchelter, ſchmerzlicher Erregung, „der holſteiniſchen Prinzeſſin Herz und Hand anzubieten, obwohl — ich kenne das ganze Geheimniß — er Euch, Fräulein v. Weißenwolf, die Ehe mit Hand und Mund verſprach."

Eliſabeth ſtand bei dem Gehörten ſtarr vor Schrecken. Das lange Ausbleiben der Beſuche des Grafen, die Nachricht von der Ankunft der Prinzeſſin, von der ſie gleichfalls ſchon vernommen, die Beſtimmtheit, mit welcher der Maler von allen Vorgängen ſprach — das Alles verſcheuchte die Zweifel, welche ſie anfänglich in des Malers Rede ſetzte. In verzweifeltem Schmerz ſchlug die bitter Getäuſchte die Hände vor das Geſicht. Als aber der Italiener mit ſchlauer Berechnung von böswilligen Hofgeſprächen über die geheime Geliebte des Grafen zu reden begann, richtete ſich Eliſabeth mit flammendem Stolz empor. Sie eilte nach einer Kaſſette, zog aus derſelben ein Schriftſtück hervor und ſtreckte es dem Maler entgegen.

„Dies Dokument," rief sie mit bebendem Zorn, „soll meine Ehre vor den Augen der Welt rechtfertigen, des Grafen eigene Handschrift soll mir zu meinem Rechte verhelfen, und sollte ich selbst mit diesem Papier in der Hand vor den Kaiser treten müssen!"

Auf diesen Augenblick hatte Speza de Ronio nur gewartet.

„Prinzessin Sophie Katharina," fuhr er fort, „ist von strenger Tugend und Rechtlichkeit. Erhielte sie noch rechtzeitig Kenntniß von diesem Eheversprechen, sie würde mit Abscheu jede Verbindung zurückweisen. Morgen bin ich zu ihr befohlen, um sie für den Grafen zu malen. Wenn Ihr mir das Dokument anvertrauen wollt, so will ich den ersten Augenblick benutzen, um sie über Euer Geheimniß zu unterrichten. Des Grafen Handschrift soll sie von der Wahrheit meiner Enthüllung überzeugen. Wenn es einen Ausweg gibt, so ist dies der einzige, der Euch vielleicht zu retten vermag."

Der ränkevolle Mann hatte dies Alles in so innigem Tone gesprochen, Elisabeth glaubte in seinen Augen so viel Edelmuth und menschliche Theilnahme zu lesen, daß sie, unfähig, die Worte des Malers klar zu durchdenken, in die listig gestellte Falle ging. Nur wenige Sekunden zauderte sie noch, dann legte sie das Dokument in seine Rechte.

Eine kurze, athemlose Pause entstand im Zimmer. Speza de Ronio war, das Papier in der hocherhobenen Hand, mit raschem Schritt zum Kamin getreten, in welchem ein leichtes Feuer loderte. Sein Athem ging rascher, und seine Züge waren von wilder Rachgier verzerrt. Die mühsam bis hierher gehaltene Maske war gefallen.

„Jetzt weißt Du auch, stolze Grafenbraut," klang seine Stimme mit schneidendem Hohn, „wie süß verschmähte Liebe ist! Sieh', dies geschieht nach dem Willen und

Wunſche Deines Geliebten!“ Und im Nu ſchleuderte er das Dokument in den Kamin, wo es ſogleich in lichten Flammen aufloderte.

Eliſabeth Ungnad ſtand wie gelähmt, der Sprache beraubt; ſie taumelte zur Wand zurück, ihre Hände griffen nach einem Halt, während Speza de Ronio ſich am Anblick des verglimmenden Papierſtückes weidete.

In dieſem Moment jedoch geſchah etwas Unerwartetes. Die Thür wurde aufgeriſſen, und Graf Anton Günther erſchien auf der Schwelle. Hatte er, von plötzlicher Sinnesänderung und Reue erfaßt, ſeinem Vertrauten Speza de Ronio noch zuvorkommen wollen, war ihm noch in der letzten Minute Schamgefühl über ſeinen Wankelmuth gekommen? Niemand weiß es. Beglaubigte Thatſache aber iſt, daß Graf Anton Günther in dieſem Augenblick im Zimmer ſeiner unglücklichen Geliebten eintraf.

„Was thateſt Du mit meiner Handſchrift?“ herrſchte er den Italiener an, mit raſchem Blick das Vorgefallene aus der ganzen Situation überſchauend.

Speza de Ronio deutete kalt und ſpöttiſch auf den Kamin; doch zugleich ſtürzte der Graf auf Eliſabeth zu. Die Klinge eines Dolchmeſſers, welches die Unglückliche von den Jagdgeräthen des Oheims an der Wand herabgeriſſen, blinkte in ihrer Hand — ein verzweifelter Aufſchrei folgte. Der Graf war ihr in den Arm gefallen, ohne jedoch den Stoß nach ihrer Bruſt völlig verhindern zu können. Das Jagdmeſſer hatte die Bruſt getroffen, und blutüberſtrömt ſank Eliſabeth zu Boden.

Das Alles war das Werk weniger Sekunden geweſen. Entſetzt riß der Graf die Thür auf und rief nach Hilfe, während der Maler unbemerkt hinausſchlich.

Von der alten Haushälterin des Jägermeiſters unterſtützt, trug der Graf das lebloſe Mädchen auf ein Bett des Nebenzimmers und verſuchte, das hervorquellende Blut

zu ſtillen. Endlich erſchien auch Berbisdorf, der ſeiner beklagenswerthen Nichte mit geübter Hand den erſten Nothverband anlegte. Graf Anton Günther hatte ſich währenddem auf ſein Pferd geworfen und ſprengte nach Oldenburg zurück, um ſeinen Leibarzt ſogleich zur Unglücksſtätte zu ſenden.

Bleich und mit entſtellten Zügen trat er, nachdem dies geſchehen, in das Zimmer ſeiner Schweſter ein. Gräfin Anna hörte, kaum ihrer Sinne mächtig, den Hergang des Geſchehenen; ſie vernahm des Bruders heiße Bitte, ihm in dieſen Stunden ſelbſtverſchuldeten Unheils ihren Beiſtand zu leihen; Eliſabeth's Leben müſſe erhalten bleiben, er wolle ſein Vergehen ſühnen, durch die Schweſter ihre Verzeihung erflehen, auf die Prinzeſſin von Holſtein verzichten.

„Deine Verſicherungen im Drange augenblicklicher Noth geben mir keine Gewähr für die Dauer dieſer Geſinnung," verſetzte Anna kalt und ſtreng. „Doch ich will zu vergeſſen ſuchen, daß ich von Dir wie von der Unſeligen, um die ich wahrlich dieſe Lüge und Verſtellung nicht verdiente, liſtig hintergangen und bitter getäuſcht worden bin. Ich will verſuchen, gut zu machen, was noch gut zu machen iſt."

Eine Stunde ſpäter war bereits Gräfin Anna im Forſthauſe angelangt. Schweigend ſaß ſie am Bett des im Fieberſchlummer liegenden Mädchens, das ſie wahrhaft mütterlich geliebt. Der Chirurg hatte die Wunde für ungefährlich erklärt.

Nach einigen Stunden ſchlug die Kranke die Augen auf und erkannte Gräfin Anna. Flehend ſtreckte ihr Eliſabeth die Hände entgegen.

„Könnt Ihr mir verzeihen, daß ich Euch, meine Wohlthäterin, hinterging und im thörichten Verlangen meine Blicke zu hoch erhob?"

Gräfin Anna faßte liebreich die Hände der Unglücklichen. „Ich verzeihe Dir,“ flüſterte ſie, „vergib Du auch dem, der Dich in dieſe Leidenſchaft verſtrickte!“

Eliſabeth's Augen hoben ſich mit heißem Dank zu der Schützerin ihrer Jugend empor. Auf den Wink der Gräfin entfernte ſich Verbisdorf aus dem Zimmer, und beide Frauen waren allein.

„Heiß und innig, wie Du, armes Kind,“ begann die Gräfin, „liebte auch ich einſt einen Mann, der ſich mir aus reiner lauterer Herzensneigung anverlobt. Prinz Johann Friedrich von Holſtein-Gottorp hatte mir die Ehe verſprochen, der Ehekontrakt war unterzeichnet, und der Tag unſerer Vermählung bereits feſtgeſetzt. Da kam wenige Wochen vorher ſtatt des erſehnten Geliebten ſein Brief, der ſeine Erhebung zum Erzbiſchof von Bremen meldete. Arm und ohne jedes Land hatte der Prinz das reiche Stift mit Freuden in Beſitz genommen. Als jedoch ſeine Eheverſprechung bekannt wurde, hatte man ihn bedeutet, daß er in dieſem Falle des Erzbisthums ſelbſtverſtändlich verluſtig gehe. Mein Bruder drang auf Klage beim Reichskammergericht, um den Prinzen zur Löſung ſeines verpfändeten Wortes zu zwingen. Allein meine Liebe war nicht ſelbſtſüchtig genug, um jenes Opfer meines Geliebten anzunehmen. Ich verzichtete, damit er in dem Beſitz ſeines Landes bleibe, auf das Glück meiner Jugend und ſandte dem Prinzen den Ehekontrakt ihn ſeines Wortes entbindend, zurück.“

Was hierauf die Gräfin in ſchonender Zartheit hinzufügte, betraf das unglückliche Zuſammentreffen der Umſtände, das ihren Bruder im Banne jener Erbſtreitigkeiten zum Schwanken gebracht und die traurigen Konflikte herbeigeführt habe.

Eliſabeth beſaß ein wahrhaft edles Frauengemüth. Was ihr Gräfin Anna von ihrem ergebenen und groß-

müthigen Entsagen erzählt, hatte ihr die eigene leidenschaftliche That im grellen, tief beschämenden Lichte gezeigt. Von heißer Reue und Scham bewältigt barg sie ihr bleiches Gesicht in den Kissen ihres Lagers. Gräfin Anna konnte der heilsamen Wirkung ihrer Worte gewiß sein. Still drückte sie einen Kuß auf die Stirn des Mädchens und verließ dann lautlos das Zimmer.

Elisabeth's Genesung machte rasche Fortschritte. Beharrlich wies sie alle Besuche des Grafen wie der Gräfin Anna zurück, und acht Tage nach jener Schreckensnacht führte ein verdeckter Reisewagen sie in der ersten Morgenfrühe der Stadt Bremen zu, wo sich für die nächsten Jahre jede Spur ihres Verbleibens verlor. Angeblich hielt sie sich bis zum Jahre 1646 in England auf. Gleich nach ihrer Abreise empfing Graf Anton Günther einen von ihr hinterlassenen Brief, in welchem sie den Geliebten seines Versprechens entband und ihm Glück für seine Vermählung wünschte.

Diese fand am 30. Mai 1635 zu Oldenburg statt. Die geschichtlichen Ueberlieferungen schweigen darüber, ob Anton Günther an der Seite der Prinzessin Sophie Katharina das Glück der Liebe gefunden hat. Erst im Jahre 1646 tauchte Elisabeth Ungnad v. Weißenwolf wieder auf. Sie vermählte sich, um eine Stütze für ihr einsames Dasein zu gewinnen, mit einem Hofkavalier der Fürstin Juliane von Ostfriesland. Allein der Unstern waltete auch weiterhin über ihrem Leben. Diese Ehe mit dem Geheimrath Marenholz war eine höchst unglückliche. Das Haupt ihres Gemahles, der eines Verbrechens halber vom jungen Fürsten Kuno Ludwig von Ostfriesland zum Tode verurtheilt worden war, fiel 1651 unter dem Beile des Henkers zu Wittmund. In tiefer Zurückgezogenheit lebte die beklagenswerthe Frau in Bremen und später mit ihrem Sohne auf den Schlössern Varel und Kniphausen,

die Anton Günther, um noch nachträglich sein begangenes Unrecht zu sühnen, Elisabeth und ihrem Erben verschreiben ließ.

Speza de Ronio, der nach Holland gezogen war, soll es gewesen sein, welcher, um die Liebestragödie des Rasteder Forsthauses zur Kenntniß der Oeffentlichkeit zu bringen, ein Gemälde mit der Darstellung jener Scene am Kamin anfertigte, welches später im Besitz des Pfarrers Michaelßen zu Varel und von diesem in die Hände des Oberlanddrosten, Grafen v. Haxthausen, gelangte.

Nachdem Graf Anton Günther auch in seinem Testamente jene Schenkung für Elisabeth und ihren Sohn als „erb- und eigenthümlich für alle Zeit" bestätigt, starb er im Jahre 1667 kinderlos und machte, wie er sich selbst ausdrückte, als letzter seines Stammes „die Thüre zu, um den Schlüssel mit sich in's Grab zu nehmen."

Der deutsche Reichshaushalt.

Skizze

von

A. Oskar Klaußmann.

(Nachdruck verboten.)

Ebenso wie jeder verständige Hausvater oder Geschäftsmann alljährlich einen Ueberschlag seiner Einnahmen und Ausgaben machen muß, damit er wisse, wie er stehe, so muß auch ein Staat mit geordneter Finanzwirthschaft jährlich seinen „Etat", d. h. eine Art Voranschlag für Einnahmen und Ausgaben, festsetzen. Es thun dies in Deutschland alle Einzelstaaten für sich, das Deutsche Reich aber für die gemeinsamen Einnahmen und Ausgaben be-

sonders, und wir wollen heute dem Leser einmal in kurzen Zügen erklären, um was es sich bei dem Reichshaushalt handelt.

Einnahmen und Ausgaben müssen in einem Etat sich decken, wenigstens im Voranschlag, der in einem konstitutionellen Staat dem Parlament vorgelegt wird, also in Deutschland dem Deutschen Reichstage. Erwartete Mehrerträge bringt man bei solider Finanzführung nicht in Anschlag. Wenn sie in Wirklichkeit eingehen, werden sie als Einnahmen auf das Konto des nächsten Jahres gesetzt oder zum Steuererlaß, vielleicht auch zur Schuldentilgung verwendet.

Die Einnahmen können ordentliche und außerordentliche, feststehende und ausnahmsweise, wiederkehrende oder einmalige sein, und durch Gebühren, Steuern, Zölle, durch Erträge der Staatsforsten, Staatsdomänen, Staatsbergwerke, Zinsen vorhandener Kapitalien, aus dem Verkauf von Staatseigenthum, endlich durch Zuwendungen oder Schenkungen, durch Kriegsbeute, Kriegskontributionen, welche andere Staaten zahlen, aufgebracht werden.

Die Ausgaben des Staates zerfallen in Geld- und Naturalausgaben, trotzdem letztere unter heutigen Verhältnissen eigentlich auch Geldausgaben sind; indeß kann man die freie Wohnung, die der Staat seinen Beamten gewährt, eine Naturalausgabe nennen, ebenso die Verpflegung, Einquartierung und Bekleidung der Truppen. Die Ausgaben des Staates werden hervorgerufen durch die Verwaltung, durch Neueinrichtungen, wie Bauten von Eisenbahnen, Häfen u. s. w., durch das Heer, durch die Bewaffnung desselben, durch den Bau von Kriegsschiffen, durch die Beschaffung von Munition. Ferner theilt man die Ausgaben ein in sachliche und persönliche; zu den persönlichen gehören sämmtliche Gehälter, und die Summe sämmtlicher Gehälter in einem großen Staate ist eine

außerordentlich große. Ausgaben des Staates entstehen endlich noch durch Ansammlung von Geldern für gewisse Zwecke, durch die Verzinsung oder Tilgung von Staatsschulden, dann durch außerordentliche Bedürfnisse, die plötzlich oder zeitweise eintreten.

Die Festsetzung des Etats erfolgt durch das Gesammtministerium. Die Einnahmen allerdings stellt der Finanzminister allein für sich fest; ebenso werden die Ausgaben von jeder Verwaltungsabtheilung, dann von den Centralbehörden und endlich von den einzelnen Ministerien festgesetzt. Man setzt die voraussichtlichen feststehenden und außerordentlichen Ausgaben an, und in verschiedenen Sitzungen des Staatsministeriums werden die Posten der Einnahme und Ausgabe abgewogen. Hier stellt es sich schon heraus, ob die Einnahmen genügen werden, um die Ausgaben zu decken. Es wird an den Ausgaben, was nicht unumgänglich nothwendig ist, gestrichen, um mit den Einnahmen auszukommen. Ist dies aber voraussichtlich nicht möglich, so entsteht ein „Defizit", welches durch Anleihen gedeckt wird, wozu indeß nicht immer neue Anleihen gemacht zu werden brauchen, sondern das man dadurch aus der Welt schafft, daß von den früher bewilligten Anleihen ein Theil der noch vorhandenen Bestände als Einnahme in den Etat eingestellt wird.

Ist von den verschiedenen Reichsämtern unter dem Vorsitz des Reichskanzlers und dessen Oberleitung der Etat festgestellt worden, so geht er an den Bundesrath, der ihn nun im Namen der verbündeten Regierungen prüft.

Da nämlich jeder Einzelstaat für das Deutsche Reich besondere Summen jährlich leisten muß, die man Matrikularbeiträge nennt, hat auch jeder Einzelstaat ein Interesse daran, bei der Feststellung des Reichshaushaltsetats mitzuwirken. Ist nach meist monatelanger Arbeit der Etat soweit fertig gestellt worden, daß auch der Bundesrath

an ihm nichts mehr auszusetzen hat, dann erfolgt die Drucklegung desselben. Der Etat füllt einen stattlichen Quartband, der mit einer Anzahl anderer Druckschriften, welche die Begründung der Einnahmen und Ausgaben enthalten, an die Mitglieder des Reichstages vertheilt wird. Es beginnen darauf die Etatsberathungen, die der Leser alljährlich wochenlang in den Zeitungen findet. Da der Etat nach Reichsämtern, in anderen Staaten nach Ministerien, geordnet ist, so weiß man gewöhnlich, welches Reichsamt in den Etatsberathungen vorgenommen wird, und so kann stets der Chef des Reichsamtes mit seinen vortragenden Räthen zur Stelle sein, um die Ausgaben zu begründen, zu vertheidigen, oder sofort auf Anfragen Auskunft zu geben. Beim Einbringen des Etats hält der Finanzminister, also im deutschen Reichstage der Staatssekretär des Reichsschatzamts, eine große Rede, in der er die finanzielle Lage schildert und klarlegt, aus welchen Gründen die Regierungen sich veranlaßt fühlten, den Etat so aufzustellen, wie er ist, Abweichungen gegen früher eintreten zu lassen oder die Aufnahme von Anleihen zu beantragen.

Die Höhe des Etats in Einnahme und Ausgabe ist in den verschiedenen Jahren verschieden und richtet sich nach der Höhe der außerordentlichen Ausgaben. Immerhin wird er, wenn irgend möglich, in Uebereinstimmung mit den Einnahmen gehalten, denn es ist eine bekannte Thatsache, daß diejenigen Staaten, welche ohne Defizit arbeiten und Einnahmen und Ausgaben einander das Gegengewicht halten lassen, viel sparsamer sind, als die Staaten, in denen man prinzipiell jedes Jahr zur Deckung des Bedarfes Anleihen macht, bei denen es schließlich auf eine Million mehr nicht ankommt. Man kann annehmen, daß der Jahresetat des Deutschen Reiches im Durchschnitt eine Milliarde Mark beträgt, manchmal bedeutend mehr, manchmal weniger.

Er setzt sich aus folgenden Einnahmen zusammen: Erstens aus dem großen Posten der Zölle und Verbrauchssteuern. Direkte Staatssteuern werden im Deutschen Reiche bekanntlich nicht erhoben, dafür aber Verbrauchssteuern vom Tabak, vom Zucker, vom Salz, vom Branntwein, und eine Brausteuer; Bayern, Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen erheben die Steuer auf Bier aber für eigene Rechnung, und diese Steuer gehört nicht zu den gemeinschaftlichen Abgaben.

Man kann annehmen, daß die Verbrauchsabgaben ungefähr dieselbe Höhe haben, wie die Zölle, die bekanntlich beim Einbringen von Rohmaterial und Waaren aus dem Auslande an der deutschen Grenze gezahlt werden müssen. Etwas über eine Million betragen die Einnahmen aus dem Spielkartenstempel, dann kommen 6 bis 7 Millionen Wechselstempelsteuer, ungefähr 20 Millionen Stempelabgaben für Werthpapiere, Kaufgeschäfte und Lotterielooſe. Die Post- und Telegraphenverwaltung bringt 25 bis 30 Millionen, die Eisenbahnverwaltung gegen 20 Millionen, das Bankwesen 1 bis 2 Millionen, die Einnahmen aus verschiedenen Verwaltungen 9 bis 10 Millionen. Es sind diese Einnahmen die oben erwähnten Gebühren, d. h. Geld, welches einzelne Staatsbürger für gewisse Leistungen des Staates bezahlen. Solche Gebühren werden bezahlt im Reichsjustizwesen, im Handels- und Schiffsverkehr u. s. w. Aus dem Reichsinvalidenfonds werden jährlich über 26 Millionen vereinnahmt. Dieser Fonds hat fast 500 Millionen in Obligationen und barem Gelde, und ist bestimmt zur Unterstützung der Kriegsinvaliden und deren Angehörigen. Endlich kommen Einnahmen noch aus Reichsgeldern, wie z. B. die Zinsen vom Reichstagsgebäudefonds, aus dem Reichsfestungsbaufonds, aus der Veräußerung von Parzellen und aus ähnlichen Quellen.

Der Reichskriegsschatz von 120 Millionen Mark liegt

bekanntlich in barem Gelde im Juliusthurm zu Spandau und bringt keine Zinsen. Dieser Zinsverlust beträgt bei 4 Prozent jährlich 4,800,000 Mark; für den Staat aber wird dieser Verlust reichlich aufgewogen durch die Vortheile, die ein solcher Reichskriegsschatz im Falle der Noth bringt, ja selbst dadurch bringt, daß der Staat und seine Bürger darüber beruhigt sein können, daß im Nothfalle eben eine bedeutende Geldsumme zur Verfügung steht.

Ein bedeutender Finanzpolitiker erklärt: „Der Staatskriegsschatz ist auch für die Zeit, in der er ruhig bereit liegt, nicht als todtes Kapital anzusehen. Der Nutzen desselben besteht in der Gewähr größerer Sicherheit für den Staat und für die Volkswirthschaft. Die jährlichen Zinsverluste bilden den nicht allzu hohen Preis, mit welchem der Staat die Gewißheit bezahlt, bei Ausbruch eines Krieges stets über die nöthigen Mittel verfügen zu können. Die politischen Bedenken, welche gegen den Staatskriegsschatz vorgebracht worden sind, erledigen sich von selbst, sobald der Zweck der Verwendung desselben gesetzlich festgestellt und beispielsweise auf den Fall der Mobilmachung des Heeres und seiner ersten Aufstellung auf dem Kriegsschauplatze beschränkt wird."

Die Matrikularbeiträge, welche die einzelnen Staaten zu den Einnahmen des Reiches zu leisten haben, richten sich nach den jährlichen Bedürfnissen, sind aber im Großen und Ganzen gesetzlich beschränkt. Den Löwenantheil von ihnen zahlt Preußen, derselbe beträgt für das Etatsjahr 1891/92 188 Millionen; dann kommt Bayern mit 42, Sachsen mit 21, Württemberg mit 15, Baden mit 12, Hessen mit 6 Millionen; Hamburg zahlt 3½, Elsaß-Lothringen mehr als 11, die anderen Staaten 2 Millionen und darunter; so zahlen die Staaten Waldeck und Reuß ä. L. noch nicht ganz 500,000 Mark. Die deutschen Staaten

mit Ausnahme von Preußen zahlen also insgesammt noch lange nicht so viel wie Preußen allein. —

Von den Ausgaben des Reiches führen wir in erster Reihe die an, welche für die Spitzen des Staates geleistet werden. Der Kaiser bezieht als solcher keine Civilliste, sondern nur einen Dispositionsfonds von etwas über eine halbe Million Mark, den er nicht zu persönlichen Zwecken, sondern gewöhnlich zu Geschenken, Dotationen und Beihilfen bei großen Unglücksfällen oder für Kunst und Wissenschaften verwendet. Der Bundesrath hat keinen besonderen Etat, die Kosten, die er verursacht, werden vom Reichsamt des Inneren bestritten. Der Reichstag verursacht jährlich zwischen 300,000 und 400,000 Mark Kosten, bei denen die Hauptsache wohl die Druckkosten und die Bezahlung der Beamten ausmacht. Die Abgeordneten selbst erhalten bekanntlich keine Tagegelder.

Der Reichskanzler und die Reichskanzlei erhalten zusammen ungefähr 200,000 Mark; der Reichskanzler selbst bezieht außer freier Wohnung ein Gehalt von 54,000 Mark. Das Auswärtige Amt erfordert schon 8 bis 10 Millionen. Es werden davon bezahlt die Botschafter, die Gesandten, die Konsuln, die Ministerresidenten und natürlich der Staatssekretär und die Beamten der politischen Abtheilung des Auswärtigen Amtes. Da die Botschafter das Reich vertreten und großen Aufwand im Auslande machen müssen, erhalten sie auch außer freier Wohnung hohe Gehälter, z. B. der Pariser Botschafter 120,000, der Londoner 150,000, der römische 100,000, der Wiener 120,000 Mark. Geringere Gehälter beziehen die Gesandten, immerhin aber noch Summen zwischen 40,000 bis 80,000 Mark. Die Botschaftsräthe und -Sekretäre beziehen ebenfalls Gehälter zwischen 10,000 und 25,000 Mark, die Konsuln je nach der Bedeutung des Ortes und nach der Theuerung, die in ihrem Amtssitz herrscht, 10,000 bis 50,000 Mark, und

so läßt sich der große Posten des Auswärtigen Amtes wohl leicht erklären. Müssen irgendwo neue Gesandtschaftshotels, Konsulatsgebäude oder ähnliche Bauten ausgeführt werden, so wird natürlich die Summe dafür unter die außergewöhnlichen, sogenannten „einmaligen" Ausgaben gesetzt.

Das Reichsamt des Inneren, die größte Behörde im Deutschen Reich, hat ungefähr so viel fortdauernde Ausgaben, wie das Auswärtige Amt, gewöhnlich sind aber seine außerordentlichen Ausgaben sehr hohe. Patentamt, Reichsgesundheitsamt, das Statistische Amt, die sämmtlichen Behörden des Reichsamts des Inneren, die sich auf die Seeschifffahrt und den Seeverkehr beziehen, erfordern immer wieder neue Ausgaben außer den gewöhnlichen, welche ja der Allgemeinheit zugute kommen. Der Staatssekretär des Reichsamts des Inneren bezieht 36,000 Mark und freie Wohnung, der des Auswärtigen Amtes 50,000 Mark.

Der Löwenantheil an den Ausgaben hat die Verwaltung des Reichsheeres, welche allein die Hälfte der Einnahmen (zusammen mit der Marine) verschlingt. Dazu kommen für Kasernenbauten, die Einführung neuer Ausrüstungsstücke, neuer Gewehre und Patronen, für die Neuerrichtung von Bataillonen, Schwadronen und Batterien noch alljährlich 30 bis 40 Millionen Mark, manchmal auch noch bedeutend mehr. Die Rüstung, die das Deutsche Reich trägt, ist sehr schwer, alles Reden und Klagen hilft aber nichts, wir dürfen nicht wehrlos dastehen, müssen nicht nur gewaffnet bleiben, sondern unsere Vertheidigungskraft beständig vermehren, denn die geographische Lage Deutschlands ist zwar für Handel und Verkehr eine günstige, weil Deutschland gewissermaßen das Herz Europa's bildet, in politischer Hinsicht aber ist Deutschland schlimm daran, weil es in Osten und Westen mächtige Nachbar-

reiche hat, vor denen es auf der Hut sein muß. Rußland und Frankreich können und werden vielleicht auch eines Tages über uns herfallen, und deshalb muß Deutschland gerüstet sein, mehr gerüstet, als jeder andere Staat, der nur eine Grenze zu vertheidigen hat.

Die Reichsjustizverwaltung erfordert nur Geld für das Reichsjustizamt und für das Reichsgericht, im Ganzen ungefähr 2 Millionen. Der Staatssekretär bezieht 24,000 Mark. Das Reichsgericht in Leipzig erfordert mehr als 1 Million; der Präsident desselben bezieht 25,000 Mark und Dienstwohnung, die Senatspräsidenten je 14,000 Mark, die Reichsgerichtsräthe 12,000 Mark jährlich.

Das Reichseisenbahnamt, dessen Präsident 15,000 Mark bekommt, ist eine untergeordnete Behörde und erfordert jährlich nur 200,000 bis 300,000 Mark. Die Reichsschuld braucht jetzt ungefähr 40 Millionen Mark an Verzinsung, der Oberste Rechnungshof eine halbe Million. Es muß nämlich eine Behörde da sein, welche die Kontrole ausübt und die Aufsicht darüber führt, daß die Ausgaben auch in der vorgeschriebenen Weise gemacht werden. Diese Aufsicht übt der Oberste Rechnungshof aus, und als solcher fungirt die preußische Oberrechnungskammer in Potsdam, welche wegen ihrer Genauigkeit einen Weltruf genießt.

Eine hohe Summe erfordert ferner der Allgemeine Pensionsfonds, nämlich ungefähr 35 Millionen Mark jährlich; daran sind über 32 Millionen Militärpensionen, ungefähr eine halbe Million Marinepensionen und 1 Million Civilpensionen. Der Reichsinvalidenfonds wird mit derselben Höhe in Einnahme gestellt, mit der er in der Ausgabe figurirt, und in manchen Jahren kommt unter die Ausgaben noch der Fehlbetrag des Etatsjahres, der, wie bereits erwähnt, durch irgend eine Anleihe gedeckt werden muß.

Ist der Etat eingehend berathen, hat das Etatsgesetz in dreimaliger Lesung den Reichstag passirt, so geht es wieder an den Bundesrath zurück, der, wenn ihm Abstriche, die der Reichstag gemacht hat, nicht räthlich scheinen, einzelne Positionen wieder an den Reichstag zurückgelangen läßt. Wegen mancher Etatsposten finden langathmige Berathungen der Mitglieder der einzelnen Parteien, der Parteioberhäupter und endlich der Vertreter des Reichstages und der Regierung statt.

Ist der gesammte Etat endlich vom Reichstag und Bundesrath genehmigt und dem Kaiser zur Unterschrift vorgelegt, so repräsentirt er eine Unsumme von Arbeit, Anstrengung und Kämpfen.

Reicht der Staat nicht mit den bewilligten Summen, so bringt er im Laufe des Jahres noch „Nachtragsetats" ein, deren Bewilligung er natürlich ganz besonders sorgfältig begründen muß, da kein Parlament sich gern dazu herbeilassen wird, nach dem fertigen Etat noch so und so viele besondere Nachtragsetats zu bewilligen. In ganz außergewöhnlichen Fällen ist die Regierung befugt, sofortige Ausgaben ohne augenblickliche Genehmigung des Reichstages zu machen, sie muß diese jedoch später unter allen Umständen nachholen.

Das Rechnungsjahr und das Etatsjahr beginnen gleichmäßig am 1. April. Ist die Berechnung des abgelaufenen Jahres abgeschlossen, so wird sie dem Reichstage vorgelegt, und dieser überweist sie, wie bereits erwähnt, zur Prüfung an den Rechnungshof. Zum Glücke ergeben diese Abrechnungen immer einige Ueberschüsse, weil man in jedem geordneten Staatswesen die Einnahmen klugerweise niedriger ansetzt, als man erwartet, und bei den Ausgaben nach Möglichkeit zu sparen sucht.

Diese Gewissenhaftigkeit aber, mit welcher die Einnahmen und Ausgaben des Staates von einer Menge

Faktoren abgewogen und beurtheilt werden, ſollte ein Beiſpiel für viele Privatleute ſein, denen es leider nicht einfällt, einmal eine halbe Stunde Zeit zu opfern, um ſich eine Ueberſicht über ihre Ausgaben und die Einnahmen, die ihnen im Jahr zur Verfügung ſtehen, zu verſchaffen. Solche Ueberſicht würde Manchem ſehr wohl thun und viel Unglück verhüten. Zumal bei Landwirthen und Kaufleuten iſt beim Bankerott nicht immer böſer Wille, ſondern oft der mangelnde Ueberblick über die Einnahmen und Ausgaben ſchuld. Der Reichshaushalt, den wir eben geſchildert haben, möge alſo auch dem Privatmann als Beiſpiel empfohlen ſein.

Beiträge zur Schönheitspflege.

Von

Theo Seelmann.

(Nachdruck verboten.)

I.

Die Pflege des Geſichts.

Ein hübſches Geſicht iſt die beſte Empfehlung, heißt es im Sprichwort, und mag man auch noch ſo entſchloſſen ſein, ſeine Zuneigung oder Abneigung nicht von bloßen Aeußerlichkeiten abhängig zu machen, ſicherlich wird einem Jeden eine Perſon mit angenehmen Geſichtszügen von vornherein ſympathiſcher ſein, als eine ſolche mit häßlichen. Es iſt daher wohl verſtändlich, wenn der Wunſch nach körperlicher Schönheit bei den Frauen ein allgemeiner iſt. Leider aber iſt körperliche Geſtaltung eine Gabe der Natur, die ein Jeder hinnehmen muß, wie ſie ihm zugetheilt worden iſt.

Die Schönheit des menſchlichen Körpers gipfelt mehr oder weniger im Geſicht, und deshalb vereinigen ſich auch hier alle Beſtrebungen, um das Geſicht, da eine gänzliche Umgeſtaltung deſſelben nicht möglich iſt, wenigſtens von allen oberflächlicheren Verunſtaltungen zu befreien. Zur Erreichung dieſes Zieles hat man zu allen Zeiten und an allen Orten eine Unmaſſe von kosmetiſchen Mitteln angewandt und durch Toilettenkünſte die angeborenen oder erworbenen Unregelmäßigkeiten zu verdecken geſucht.

Es kommt hierbei nicht ſowohl auf eine Beſeitigung, als vielmehr oft nur auf eine zeitweilige Uebertünchung an. Alle dieſe Behandlungsweiſen ſind aber nur ein dürftiger Nothbehelf und ſie unterſcheiden ſich grundſätzlich von einer wohldurchdachten, geſundheitsförderlichen Pflege des Geſichts, welche allein im Stande iſt, die unter gegebenen Umſtänden größtmögliche Schönheit deſſelben zu befördern und zu erhalten.

Eine Pflege des Geſichts üben wir täglich aus, indem wir uns waſchen, und die gewohnheitsgemäße Wiederholung mag uns auch zu dem Glauben verleiten, daß zum Waſchen eben nur Waſſer und Seife gehöre. Waſſer und Seife ſind allerdings die Hauptmittel für eine jede Reinigung, aber ſie ſind nicht die einzigen, und es iſt durchaus nicht gleichgiltig, in welcher Beſchaffenheit ſie angewendet werden.

Zunächſt frägt es ſich, welches Waſſer wir zu unſeren Waſchungen auswählen ſollen. Wir unterſcheiden für gewöhnlich hartes und weiches Waſſer und deuten dadurch ſchon die Güte und Verwendbarkeit deſſelben an. Hartes Waſſer führt ſeinen Namen von ſeinem Reichthum an Kalk und eignet ſich aus dieſem Grunde nicht zum Waſchwaſſer. Weiches Waſſer ſchöpfen wir aus Bächen, Flüſſen und Teichen oder dürfen als ſolches auch Regenwaſſer betrachten, und weiches Waſſer ſollte ausſchließlich zum Waſchen gebraucht werden.

Die Waschung bezweckt außer der Reinigung aber eine Anreizung der Hautnerven und wohl aus diesem Grunde geschieht es häufig, daß, um einen möglichst kräftigen Reiz auszuüben, eiskaltes Wasser bevorzugt wird. Allein erstens macht Wasser von einer solchen niedrigen Temperatur die Haut hart und rauh und verdirbt sie deshalb, und zweitens nimmt es den Schmutz nicht ordentlich fort. Das Wasser soll nur erfrischen, nicht erkältend oder gar erstarrend wirken. Wer an rauher Haut leidet, der bediene sich lauwarmen Wassers, das ihm am meisten zusagen wird. Ganz heißes Wasser dagegen ist schädlich. Die Haut wird dadurch trocken und schrumpft ein.

Ein nothwendiges Ergänzungsmittel des Wassers ist die Seife. Wir halten eine Seife gewöhnlich für gut, wenn sie den Schmutz angreift, scharf ist und schäumt. Das Erstere wird eine gute Seife auch thun müssen, aber alle Seifen, welche scharf sind, taugen nicht zur Waschung von empfindlicheren Hautoberflächen.

Einen Maßstab zur Beurtheilung der Güte einer Seife haben wir an ihrer Wirkung. Machen wir die Beobachtung, daß unsere Hände und Nägel trotz aller Reinigungen außerordentlich leicht schmutzig werden, und daß die Haut eine Art Spiegelglanz annimmt, so können wir überzeugt sein, daß die Seife trotz aller Anpreisungen des Verkäufers und trotz des hohen Preises schlecht ist und daß wir uns nach einem besseren Ersatz umsehen müssen. Der Gebrauch schlechter Seife kann die sorgsamste Pflege nutzlos machen. Wem es daher daran liegt, die Haut seines Antlitzes weich und zart zu erhalten, der scheue auch die Kosten nicht, denn wie in der Welt Alles theuer ist, was gut ist, so ist es mit der Seife. Am sichersten geht man, wenn man sich in der Apotheke medicinische Seifen kauft.

Wir bringen die Seife in der Regel nicht unmittelbar

mit dem Geſicht in Berührung, ſondern tragen ſie zuvor auf den Waſchlappen oder Schwamm auf. Der Waſchlappen aus Flanell oder geſtrickter Wolle hat den Vorzug, eine rauhe Oberfläche zu beſitzen und beim Gebrauch eine gelinde Reibung auszuüben, allein er verfilzt auch ſehr leicht und verliert dann dieſe Eigenſchaft. Deshalb iſt der Badeſchwamm empfehlenswerther, nur muß auch er nach der Waſchung rein ausgeſpült und zum Trocknen aufgehängt werden.

Das Gegenſtück des Schwammes bildet das Handtuch, das viel mehr zur Zartheit der Haut beiträgt, als allgemein angenommen wird. Handtücher mit faſt durchſichtigem Gewebe ſind im Allgemeinen vollkommen untauglich: das grobe Handtuch, welches das Waſſer aufſaugt, die Haut trocknet und reibt, iſt allein für eine richtige Hautpflege paſſend.

Aber es genügt nicht nur, die nöthigen Mittel zur zweckmäßigen Waſchung zu haben, ſondern es muß auch die Ausführung zweckdienlich erfolgen. Man kann dreiſt behaupten, daß ſich die meiſten Menſchen falſch waſchen. Bedenken wir einmal, wie unſere Leibwäſche gereinigt zu werden pflegt. Zuerſt legt die Hausfrau die Wäſche in die Wanne und gießt dann reines Waſſer darauf, damit die Wäſcheſtücke erſt von der Flüſſigkeit durchdrungen werden. Es heißt dann, die Wäſche iſt „eingeweicht.“ Jetzt werden die Wäſcheſtücke nach einigen anderen Vorrichtungen mit der Seife gewaſchen. Iſt die Wäſche durch die Seifebehandlung vollſtändig gereinigt, ſo wird ſie ausgeſpült und ausgerungen, um ſchließlich getrocknet zu werden. Dieſe Art der Waſchung iſt ſo zweckentſprechend wie ſie alt iſt.

Genau ſo, wie mit den Wäſcheſtücken, müſſen wir nun mit unſerem Geſicht verfahren. Statt deſſen bringen wir das vollſtändig trockene Geſicht ſofort mit dem Seifen-

schaum in Berührung und reiben nun mit dem Schwamm, je kräftiger, desto besser, wie wir annehmen, über die Hautfläche. Eine kurze Ueberlegung wird das Falsche dieses Verfahrens darthun. Bedenken wir, daß sich über Nacht durch die Ausscheidungen der Hautdrüsen unser Gesicht mit einer dünnen Fettschicht überzogen hat, in der unzählige Staubtheilchen und vielleicht auch Pilzkeime festhaften, und stellen wir uns nun vor, daß wir auf diese Schicht den Seifenschaum bringen, so wird sich folgender Prozeß vollziehen. Zwar werden die basischen Salze der Seife Theile des anhaftenden Schmutzes zersetzen und auflösen, dagegen wird ein anderer Theil, nämlich die fetten Säuren des ausgesonderten Schweißes, sich mit der Seife zu neuer Seife verbinden, die wir gewöhnlich mit dem Wasser abspülen. Diese neuen Seifen nun werden wegen ihrer Beschaffenheit auch viele kleine Fremdkörper, Hautabschilferungen, Schmutzstäubchen und Wollhärchen aufnehmen. Nun soll zwar diese neugebildete Seife durch das Wasser weggeschwemmt werden, und in der That wird es so mit einem ansehnlichen Bruchtheil geschehen, allein einen anderen Theil werden wir durch die Reibung mit dem Schwamm geradezu in die Talgdrüsen der Haut hineindrücken und hineinpressen. Die Folge davon ist das Entstehen der so sehr gehaßten „Mitesser." Wenn wir aber zuerst das Gesicht reichlich und sanft mit Wasser abspülen — das Einweichen der Wäsche — so werden wir dadurch alle die genannten unlöslichen Theilchen rein mechanisch entfernen, und wenn wir nun die Seife anwenden, ebenfalls ohne zu starken Druck, so wird diese die löslichen Theile vollständig zersetzen. Nach dem Einseifen ist aber wiederum ein kräftiges Abspülen nöthig und nicht, wie es häufig geschieht, nur ein feuchtes Abwischen. Wir legen ja die Wäsche auch nicht so, wie sie aus der Waschwanne kommt, bei

Seite, ſondern ſpülen ſie erſt kräftig in klarem Waſſer nach.

Soviel über das Waſchen im Allgemeinen bei geſunder Haut. Was aber iſt zu thun, wenn die Haut bereits erkrankt iſt und jene Unregelmäßigkeiten zeigt, die wir zu den Schönheitsfehlern rechnen? Eines der geringſten Uebel, das aber trotzdem der Damenwelt häufig viel Kummer bereitet, iſt die Trockenheit und Brüchigkeit der Haut. Die Trockenheit beruht auf einer zu geringen oder völlig mangelnden Fettabſonderung, und dieſe kann mitunter von inneren Urſachen, wie allgemeiner Blutarmuth und Ernährungsſtörungen herrühren. Aber abgeſehen von tiefer liegenden Veranlaſſungen, die hier nicht in Frage kommen, ſind es auch rein äußerliche Einwirkungen, welche die Sprödigkeit bedingen. Eine dieſer Urſachen iſt ſonderbarer Weiſe das Mittel, welches zur Pflege der Haut dienen ſoll, die Seife, und zwar die ſchlechte Seife, welche einen Ueberſchuß an Natron beſitzt. Der Ueberſchuß an Natron nimmt nämlich der Haut den ihr nothwendigen Fettüberzug, welcher ſie in dünner Schicht bedeckt, und greift außerdem die Oberhaut an, ſo daß ſie trocken und riſſig wird.

Begünſtigt wird das Entſtehen der Riſſigkeit noch durch die unpaſſende Temperatur des Waſchwaſſers. Für eine trockene Haut, wie ſie ſich namentlich an den Wangen zeigt, paßt weder zu heißes noch zu kaltes, ſondern nur laues, weiches Waſſer, wie es das Regenwaſſer oder auch der Fluß liefert. Weiches Waſſer kann man ſich auch künſtlich herſtellen, wenn man hartes Waſſer längere Zeit ſtehen läßt. Mitwirkend bei der Entſtehung der Sprödigkeit iſt ferner ein plötzlicher Temperaturwechſel, wie ihm die Hausfrau häufig ausgeſetzt iſt, wenn ſie vom Herde hinweg auf den kalten Flur oder über die kalte Straße hinweg eilen muß.

Der Temperaturwechsel wirkt am ungünstigsten, wenn er nach einer kurz vorhergegangenen Abwaschung und nur mangelhafter Abtrocknung erfolgt. Ist die Haut nicht gehörig abgetrocknet, so verdunstet das ihr noch anhaftende Wasser, und die sich entwickelnde Kälte wirkt dann doppelt nachtheilig. Sprödigkeit der Haut erfordert daher eine besonders sorgsame Abtrocknung, die mit starkem grobgewebtem Handtuche unter kräftigem Reiben vorzunehmen ist. Wer sich noch außerdem schützen zu müssen glaubt, der kann die rissigen und brüchigen Hautstellen nach der angegebenen Reinigung mit Coldcream oder Kakaobutter einreiben, die wegen ihres hohen Wassergehaltes eine angenehm wirkende Kühlung ausüben. Dabei ist aber zu beachten, daß nicht allzuviel von diesen Kühlsalben aufgetragen und nach dem Grundsatz verfahren wird, daß Viel auch viel helfe. Auch hier ist die goldene Mittelstraße die richtige. Nach der Einreibung ist daher die behandelte Stelle leicht mit einem weichen Tuche abzuwischen, um überflüssiges Fett zu entfernen.

Das gerade Gegentheil von Hautbrüchigkeit ist ein fettig glänzender Ueberzug, der bei manchen Personen Wangen- und Nase bedeckt und von dem namentlich jüngere Leute belästigt werden. Alles Waschen und Wischen bleibt ohne Erfolg, immer erscheint der Fettglanz wieder und bekümmert den unfreiwilligen Träger. Das Leiden beruht auf einer krankhaft vermehrten Absonderung der Talgdrüsen.

Die örtliche Behandlung besteht in häufigem Waschen mit warmem Wasser und Kaliseifengeist, der in der Apotheke zu kaufen ist. Zu diesem Zweck drückt man zuerst einen Flanellappen in heißem Wasser aus, begießt ihn mit Seifengeist und reibt dann das Gesicht ungefähr drei Minuten kräftig ab. Darauf wird die Seife wieder mit demselben Lappen tüchtig abgerieben, und das Gesicht

mehrere Minuten hindurch mit heißem Waſſer abgewiſcht. Die Waſchungen geſchehen am beſten dreimal täglich und müſſen längere Zeit fortgeſetzt werden. Morgens iſt nach dem Waſchen zur Austrocknung Puder aufzutragen.

Nicht weniger unangenehm als der Fettüberzug iſt jene leichte Röthe des Geſichts, wie ſie ſich hauptſächlich bei vollſaftigen Perſonen an der Naſe und den Wangen einzuſtellen pflegt. Vorzügliche Dienſte gegen dieſe unwillkommene Färbung leiſtet eine tägliche, am Morgen auszuführende Waſchung mit Boraxwaſſer, das aber bei ruhiger Haltung, um die Entwickelung von Verdunſtungskälte zu umgehen, mehrere Minuten auf den gewaſchenen Stellen zu belaſſen iſt, bis es eintrocknet. Darauf darf erſt die gewöhnliche Reinigung erfolgen, bei der aber im Geſicht Seife zu vermeiden iſt.

Noch unleidlicher iſt eine ähnliche Färbung des Geſichts, die Kupferröthe. Nach reichlichen Mahlzeiten oder einer angeregteren Unterhaltung beginnt ſich die Naſe ganz unvermittelt zu röthen, und dieſe Röthung bleibt eine Zeitlang, um dann wieder zu verſchwinden. So kann es monate- und jahrelang gehen, ja das Uebel kann auch vollſtändig nachlaſſen und zurücktreten, in anderen Fällen aber nimmt die Röthung immer mehr zu. Die Zwiſchenpauſen in ſeinem Auftreten werden kürzer und kürzer, und endlich bleibt die Röthung eine dauernde zur Verzweiflung der Betroffenen. Gleichzeitig ſchreitet der Prozeß aber auch in ſeiner Ausbreitung vor. War zuerſt auch nur die Naſenſpitze heimgeſucht, ſo überzieht die Röthung ſpäter die ganze Naſe und greift auch in die benachbarte Geſichtsgegend über. Allmälig nimmt auch das Kinn das fatale Roth an, die Wangen folgen und auch die Stirn wird davon ergriffen, ja zuweilen auch die Kopfhaut und der Hals. Zugleich wird die Haut glänzender, ſie wird uneben und höckerig, und die Fär-

bung wird dunkler, so daß sie sich fast dem Blauroth nähert.

Man ist von jeher geneigt gewesen, als Ursache dieser Erkrankung eine allzu große Fröhnung des Alkoholgenusses anzusehen, und allerdings ist derselbe auch oft Schuld daran. Aber es gibt doch auch eine Reihe von Fällen, wo zweifellos überreichlicher Alkoholgenuß ausgeschlossen ist. Erst neueren Beobachtungen ist es denn auch gelungen, die eigentliche Ursache der Kupferröthe zu entdecken.

Ein jeder der geschätzten Leser wird schon an Personen seiner Umgebung jene eigenthümliche Schuppenbildung der Kopfhaut bemerkt haben, die den Namen „Kopfschinn" führt. Dieser Kopfschinn steht in ursächlichem Zusammenhang mit der Kupferröthe; was der Kopfschinn für die Kopfhaut, ist sozusagen die Kupferröthe für die Nase. Denn der Kopfschinn ist nicht nur eine Verunreinigung der Kopfhaut, sondern eine vollständig ausgebildete Krankheit, die in den benachbarten Theilen des Gesichts eine andere Erscheinungsform annehmen kann und trotzdem auf derselben Grundursache beruht.

Zum besseren Verständniß sei ein Vergleich mit der Tuberkulose gestattet. Gerathen die Tuberkelbazillen in die Lungen, so erzeugen sie die als Schwindsucht bekannte Lungentuberkulose, nisten sie sich im Knochengewebe ein, so entstehen Knocheneiterungen, und verbreiten sie sich über die Haut, so entwickelt sich daraus die „Lupus" genannte Hautkrankheit. Alle drei Krankheiten haben äußerlich genommen nicht die geringste Aehnlichkeit, und doch ist, wie wissenschaftlich nachgewiesen, der Krankheitserreger immer derselbe, der Tuberkelbazillus, dessen zerstörendes Werk zwar immer derselben Natur bleibt, das aber wegen der verschiedenen Grundlage auch eine verschiedene äußere Form annimmt. Zwar hat man den Bazillus der Kupfer-

röthe noch nicht gefunden, aber vergleichende Untersuchungen berechtigen schon jetzt zu dem Schluß, daß es sich auch hier um einen winzigen organischen Krankheitskeim handelt. Für den parasitären Charakter der Kupferröthe zeugt schon die Art ihrer Ausbreitung. Von einem Punkt ausgehend, kriecht sie den Nasenrücken hinauf, befällt Wangen, Stirn, Kinn und verbreitet sich nun in immer weiteren Kreisen.

Unterstützt wird die Ansicht von der Verwandtschaft des Kopfschinns mit der Kupferröthe durch die verschiedenen Uebergangsformen, die sich in reicher Abstufung zwischen beiden Krankheiten einschieben. Und hält man bei den an der Kupferröthe Erkrankten Nachfrage, ob sie wohl am Schinn gelitten haben, so wird man regelmäßig eine bejahende Antwort erhalten. Der Kopfschinn war der eigentliche Ausgangspunkt für die Kupferröthe.

Wollen wir daher die Kupferröthe vertreiben, so müssen wir zuerst gegen das Grundübel, den Kopfschinn ankämpfen, damit sich die schädlichen Einwirkungen nicht stets erneuern. Den Kopfschinn beseitigen fortgesetzte Waschungen der Kopfhaut mit guter Seife und lauwarmem Wasser — zweimal wöchentlich — und nachfolgende Einfettung mit gutem Oel.

Soviel sei an dieser Stelle über den Kopfschinn gesagt. Zur örtlichen Behandlung der Kupferröthe eignet sich am besten wegen seines Schwefelgehaltes das Kummerfeld'sche Waschwasser, das jede Apotheke liefert. Die Anwendung geschieht in der Weise, daß man den Bodensatz Abends auf die betreffenden Stellen aufträgt und ihn am andern Morgen trocken wieder abwischt. Als Waschwasser ist den befallenen Personen heißes Wasser mit Ichthyol zu empfehlen, wie denn auch Ichthyol innerlich die besten Dienste leistet.

Eine andere Art von Gesichtsverunzierung stellen die

allbekannten „Mitesser" dar. Es bedarf jetzt keines langen Beweises mehr, daß die Mitesser nicht etwa Thierchen sind, sondern Jedermann weiß, daß wir es hier mit erweiterten Talgdrüsen zu thun haben, die mit einem kleinem Talgpfropf verstopft sind. Die gewöhnliche Entfernung geschieht durch Ausdrücken mit den Fingernägeln oder dem Uhrschlüssel. Aber beide Operationen sind zu verwerfen, da sie häufig zu einer Vereiterung der kleinen Wunde führen, die wir dann als „Wimmerln" oder „Pickeln" bezeichnen. Auch sind es nur Beseitigungen für den Augenblick, denn wenn man auch endlich alle sichtbaren Mitesser herausgedrückt hat, so sind doch schon nach kurzer Zeit die unangenehmen Kostgänger zum größten Leidwesen wieder da. Vielmehr muß sich die Behandlung darauf richten, die allgemeine Ursache zu entfernen. Erreicht wird die Beseitigung am besten durch Sandabreibungen. Das Gesicht ist hierbei zuerst kräftig mit heißem Wasser und Seife zu waschen und einige Zeit feucht und warm zu erhalten. Dann taucht man einen etwas feuchten, kleinporigen Schwamm in ganz feinen Sand, der als medicinischer Sand in den Apotheken zu kaufen ist, und reibt damit das Gesicht ab. Die Sandabreibung ist anfänglich nur sanft auszuführen, wird aber nachher verstärkt, und es wird mit dem Druck soweit fortgeschritten, als es das Empfinden des Einzelnen für erträglich hält. Schließlich wird der Sand abgewaschen, und die Haut sorgsam abgerieben und bei vorhandenem Brennen mit lauem Wasser abgewischt.

Wer aus irgend einem Grunde vor Sandabreibungen zurückschreckt, kann auch dasselbe Verfahren anwenden, wie es gegen den Fettglanz angegeben worden ist.

Es wurde schon erwähnt, daß sich durch gewaltsames Drücken aus den Mitessern leicht Pickeln oder Wimmerln entwickeln können, jene kleinen feuerrothen Knötchen,

die in ihrer Mitte ein Eiterbläschen tragen und ihrem Träger noch unangenehmer als die Miteſſer ſelbſt ſind. Gelingt es nämlich nicht, den Miteſſer zu entfernen, ſo entſteht häufig in der von ihm ausgefüllten Talgdrüſe eine Entzündung, hervorgerufen durch den auf ſie ausgeübten Druck. Aber damit iſt es nicht abgethan. Ein Jeder wird ſo ſchnell als möglich verſuchen, die entſtandene Entzündung zu entfernen und zwar wieder nach derſelben Methode, d. h. durch Ausdrücken. Dabei wird es nun aber oft vorkommen, daß die Entzündungsſtoffe durch die ſchon zerſtörte Wandung der Drüſe hindurchdringen von den Lymphgefäßen weiter getragen werden und nun an den verſchiedenſten Punkten neue Entzündungen hervorrufen. Die beabſichtigte Heilung erzeugt und vermehrt gerade das Uebel. Wer daher von Pickeln geplagt wird, thut gut, den Entzündungsprozeß ohne gewaltſamen Eingriff verlaufen zu laſſen.

Die örtliche Behandlung muß ſuchen, den vorhandenen Uebelſtänden dadurch abzuhelfen, daß ſie die Oberhaut zur Abſtoßung und die Drüſen zur Entleerung ihres Inhalts zwingt. Zu dieſem Zweck wird daſſelbe Verfahren angewendet, wie es für den Fettüberzug empfohlen wurde, ſo lange nur eine mäßige Knötchenbildung in Betracht kommt. In Fällen, wo das Leiden hartnäckig iſt, muß ein energiſcher Angriff erfolgen. Es wird Abends zuerſt das Geſicht mit grüner Seife abgerieben, und dieſe ſodann dick auf die Haut aufgetragen und mit Watte belegt. Am andern Morgen erfolgt die Abwaſchung und die Einpuderung mit metallfreiem Puder. Das Verfahren iſt einige Nächte hindurch bis zur entzündlichen Reizung der Haut fortzuſetzen; iſt die Entzündung zurückgegangen, ſo wird ſich augenſcheinliche Beſſerung des Leidens bemerkbar machen. Dieſelbe Behandlung iſt dann von Neuem zu wiederholen.

Unschuldiger als Mitesser und Knötchen ist der sogenannte Hautgries, weißliche Körnchen, die, wie der Name sagt, dem Gries ähneln und namentlich an den Augenlidern, Schläfen und am Lippensaum auftreten. Ihre Entstehung verdanken sie dem Verschluß der Talgdrüsen, die ihren Inhalt nicht nach Außen entleeren können und nun anschwellen. Die beste Beseitigung erzielt man durch Aufstechen mit der Stecknadel. Ein seitlicher Druck mit den Daumen genügt dann, um das weißliche Körnchen herauszupressen. Eine Wiederkehr ist dann nicht zu befürchten. Bei Männern bringt scharfes Rasiren dieselbe Wirkung hervor.

Zum Schluß wollen wir noch eines anderen Schönheitsfehlers gedenken, der den Kummer des weiblichen Geschlechts ausmacht: der Sommersprossen. Die Sommersprossen sind ihrer Natur nach von allen erwähnten Hauterkrankungen völlig verschieden, insofern sie als einfache Anhäufungen von Farbstoff in der Oberhaut zu betrachten sind. Im Sommer erscheinen sie gewöhnlich dunkler und sichtbarer als im Winter, was auf den größeren Blutreichthum und die kräftigere Durchfeuchtung der Haut in der sommerlichen Jahreszeit zurückzuführen ist.

Die Zerstörung des angesammelten Farbstoffs kann nur durch eine Abstoßung der ihn bergenden Oberhaut bewirkt werden, und diese führt in mildester Form eine Behandlung mit Boraxauflösung herbei. Abends reibt man vor dem Niederlegen die Sommersprossen ein und läßt die Lösung bei ruhiger Körperhaltung eintrocknen. Soll die Wirkung beschleunigt werden, so ist gewöhnliche Schmierseife dick aufzutragen und zwei bis drei Nächte hindurch auf den leidenden Stellen zu belassen.

Bei allen erwähnten Hautleiden genügt nicht eine einmalige Behandlung, sondern es ist eine fortgesetzte, sorgsame Pflege nöthig, denn auch hier heißt es: Steter

Tropfen höhlt den Stein. Leiden, die lange Zeit angehalten haben, können nicht im Augenblick verschwinden, ihre Beseitigung kann nur die Folge einer ebenfalls längere Zeit andauernden Einwirkung sein, die nicht dann sofort aufzugeben ist, wenn anfänglich keine Besserung bemerkt wird. Will aber trotz aller Bemühungen das Uebel nicht weichen, dann wende man sich an den Fachmann, der sicher Rath und Hilfe wissen wird.

Die Gefahren der Elektrizität.

Ein Wort zur Aufklärung.

Von

Th. v. Wittenbergk.

(Nachdruck verboten.)

Kürzlich berichteten die Zeitungen aus New-York: „Ein Opfer forderten auf dem Schiffe ‚Ems' des Norddeutschen Lloyd die Leitungsdrähte der elektrischen Beleuchtung. Ein mit Reparaturen beschäftigter Arbeiter hing todt am Draht in der Luft. Als man die Leiche herabholte, fand man Arm und Hals des Verunglückten gänzlich verbrannt." Nicht lange nachher traf eine zweite Unglücksbotschaft ein, die nicht weniger gräßlich lautete. „Wieder ist ein Beamter der Elektrizitätsgesellschaften," hieß es, „während der Untersuchung oberirdischer Drähte getödtet worden. Ein unbeschützter Draht kam in Berührung mit dem Körper des Mannes, und er wurde durch die Strömung auf der Stelle getödtet. Die Leiche schwebte einige Zeit an dem Drahte angesichts einer großen Menschenmenge. Der Vorderarm und Hals des Opfers

waren buchstäblich geröstet, und seine Kleidungsstücke waren theilweise verbrannt."

Diese und ähnliche Berichte haben in vielen Gemüthern eine gewisse Furcht vor dem neuen, scheinbar so gefährlichen Beleuchtungsmittel erzeugt. Ist diese begründet? Darauf ist mit gutem Gewissen zu antworten: „Nein!" Zwar sind die eben gemeldeten Unglücksfälle nicht zu leugnen, denn wie jede menschliche Einrichtung hat auch die Elektrizität ihre ganz bestimmten Gefahren, aber eine nähere Betrachtung dieses modernsten Beleuchtungsmittels und besonders eine Vergleichung mit dem Gaslicht, dem von ihm bekämpften Konkurrenten, wird zeigen, daß das elektrische Licht nicht nur heller, gesunder, sondern auch weniger gefährlich ist, als jenes.

Die aus Amerika gemeldeten Unglücksfälle aber lassen sich folgendermaßen erklären.

Während man nämlich bei unseren Leitungen einen Gleichstrom benutzt, dessen Spannung höchstens 120 Volt*) beträgt, kommen in Amerika meistens Wechselströme zur Anwendung, die durchschnittlich 2000 Volt stark sind und mitunter bis 10,000 Volt erreichen. In der Benutzung des Wechselstroms liegt aber, ganz abgesehen von der Stärke, ein wesentliches Moment der Gefährlichkeit begründet. Bei Benutzung des Gleichstromes führen wir den Betrieb in ähnlicher Weise aus, wie mit einer galvanischen Batterie, wechselt aber der Strom fortwährend in seiner Stärke, so gleicht er dem, den ein Induktionsapparat liefert. Ein Gleichstrom übt auf den Organismus des Menschen eine viel geringere Wirkung aus, als ein wechselnder Strom, so daß Ströme von einer gewissen Stärke als Gleichströme ganz unschädlich sind, während sie als

*) Ein Volt, hergeleitet von dem Namen Volta, dem Entdecker des Galvanismus, ist die jetzt allgemein gebräuchliche Maßeinheit, nach der man die Stromstärke der Elektrizität bestimmt.

Wechselströme gefährlich werden. Der Grund hierfür ist, daß ein Gleichstrom nur auf die Gewebe zerstörend einwirkt. Diese Wirkung wird aber erst bei ganz bedeutenden Spannungen erreicht. Ein Wechselstrom dagegen wirkt auf die Nervencentren ein und kann deshalb schon bei viel geringerer Stromstärke sich gefahrbringend äußern. Der Elektrotechniker Brown sagt auf Grund seiner Versuche: „Wenn wir eine Maschine mit Gleichstrom haben, so läßt sich dieser Strom noch vollständig ohne Gefahr durch den menschlichen Körper schließen, wenn eine Spannung von 1042 Volt vorhanden ist. Nehmen wir einen Wechselstrom, so ist die Sache ganz anders. Bei Wechselströmen können wir einen Menschen im Allgemeinen schon bei einer Spannung von 160 Volt tödten, so daß also im großen Ganzen die Spannung bei den amerikanischen Anlagen etwa zehnmal größer ist, als wir brauchen würden, um einen Menschen zu tödten. Daß solche Anlagen gefährlich werden müssen, wird einleuchten."

Den besten Ueberblick über die Gefährlichkeit der Elektrizität werden wir aus einer statistischen Zusammenstellung der ihr entspringenden Unglücksfälle gewinnen. Nach einem amtlichen Bericht sind während der Jahre 1880 bis 1888 in den Vereinigten Staaten 116 Personen durch Elektrizität getödtet worden. Von anderen Berichterstattern wird, da wohl nicht alle Unglücksfälle amtlich bekannt wurden, die Zahl der in den Vereinigten Staaten erfolgten Todesfälle durch elektrische Ströme auf 200 geschätzt. Einen besseren Anhaltepunkt als diese Daten gibt eine Vergleichung zwischen den durch andere Ursachen bedingten Unglücksfällen. Eine solche Vergleichung hat für New-York Mr. Schuyler-Wheeler gegeben. Darnach betrug die Zahl der im Jahre 1888 durch die verschiedenartigsten Zufälle verunglückten Personen in New-York im Ganzen 1258. Durch Umfallen von Petroleumlampen kamen

dabei um 28, durch Gas 32 und durch elektrische Leitungen nur 8 Personen.

Uebrigens werden jetzt schon im deutschen Reich Vorkehrungen getroffen, welche die Gefahr der Elektrizität noch weiter abzuschwächen suchen. Es sollen nämlich gesetzliche Bestimmungen erlassen werden, nach denen für eine jede Anlage, die auf einen höheren Gleichstrom als 300 Volt eingerichtet wird, eine behördliche Erlaubniß eingeholt werden muß. Erst nach stattgefundener Untersuchung durch Sachverständige darf die Ausführung erfolgen. Bei Wechselströmen, deren Gefährlichkeit, wie wir sahen, bedeutender ist, werden sogar nur 150 Volt erlaubt sein. Der Erbauer einer darüber hinaus gehenden Anlage wird den Nachweis zu liefern haben, daß er die sonst gefährliche Einrichtung durch bestimmte Vorsichtsmaßregeln vollkommen gefahrlos herstellen wird. Zu solchen Vorsichtsmaßregeln würde die Umspinnung der blanken Drähte mit einem Isolirstoff zu rechnen sein, die vollständig genügt, um den Uebergang der Elektrizität von der Leitung auf den Menschen zu verhindern. Als größere Sicherung wäre außerdem noch die Anlage unterirdischer statt oberirdischer Leitungen zu betrachten. Denn durch sie wird das Herabfallen der Drähte vermieden werden, das gerade in Amerika der Anlaß zu manchem Unglücksfall wurde.

Wir kommen nun zu dem zweiten Punkt, der Feuersgefahr. Die durch die elektrischen Leitungen mögliche Feuersgefahr kann auf zwei Ursachen zurückgeführt werden: auf die Lichtquelle selbst und auf ein Erglühen des Leitungsdrahtes. Als die Lichtquelle haben wir die Flamme anzusehen. Um von der vorhandenen Gefährlichkeit der elektrischen Flamme eine richtige Vorstellung zu bekommen, müssen wir einen Vergleich mit anderen Beleuchtungskörpern, vor Allem mit dem am meisten zur Verwendung

gelangenden Gas anstellen. Da finden wir denn, daß dieser Vergleich durchaus zu Ungunsten des Gaslichtes ausfällt. Der feuergefährlichste Stoff wird natürlich der sein, der seine Umgebung am ehesten erhitzt und zur Entzündung bringt. Die Frage, ob Gas oder elektrisches Licht mehr Wärme ausstrahlt, ist längst unzweifelhaft entschieden. Renk nahm eine Edisonlampe von 17 Kerzen Helligkeit und tauchte sie vollständig unter Wasser. Die Flüssigkeit konnte wegen der Glocke nicht eindringen, wohl aber ging alle Wärme, die das elektrische Licht erzeugte, in das Wasser über, so daß aus dessen Temperaturerhöhung berechnet werden konnte, wie viel Wärmeeinheiten die Lampe in einer bestimmten Zeit abgab. Die Berechnung zeigte, daß ein Edisonbrenner von 17 Kerzen Helligkeit in 1 Stunde 46 Kalorien entwickelt, das heißt, so viel Wärme erzeugt, daß man damit 46 Kilo Wasser um 1° C. in der Temperatur erhöhen kann. Dagegen entwickelt eine Gasflamme von 17 Kerzen Helligkeit in 1 Stunde 903 Kalorien, also ungefähr zwanzigmal mehr als die elektrische Lampe. Ein elektrisches Licht wird also zwanzigmal schwerer seine Umgebung entzünden können, als ein gleich starkes Gaslicht.

Seitdem bei den Bogenlampen die Glocken geschlossen werden, die früher nach unten geöffnet waren, ist auch bei ihnen eine Gefahr beseitigt. Es ereignete sich nämlich zuweilen, daß von der glühenden Kohle kleine Stücke absprangen, hinabfielen und Brandstiftungen verursachten. Dieser Uebelstand ist, wie gesagt, durch die heutige Konstruktion gehoben.

Die zweite Ursache für eine Entzündung beruht im Leitungsdraht, und hier, glaubt man, liege die Hauptgefahr verborgen. Allerdings wird der Draht, wenn ein starker Strom durch die Leitung geht, erwärmt, aber die Erwärmung ist für die bei uns üblichen Querschnitte des

Drahtes eine verhältnißmäßig kleine. Denn schon technische Gründe verbieten es, daß die Temperaturerhöhung der Leitung mehr als 5° C. über die Temperatur der Umgebung steigt. Ist daher in einem Raum eine Temperatur von 20° C., so wird die des Leitungsdrahtes nicht mehr als 25° C. betragen, und selbst, wenn man absichtlich hohe Temperaturen erzeugen will, so gehen sie über ein Mehr von 20° C. nicht hinaus, so daß der Draht immer nur eine Temperatur von höchstens 40° C. besitzt. Auch eine solche Erwärmung ist vollständig ungefährlich.

So ist der Sachverhalt bei ungestörten Leitungen. Wenn freilich durch irgend einen Umstand die Leitung unterbrochen wird, gestalten sich die Verhältnisse anders. Dieser Fall tritt ein, wenn sich die beiden Drähte, die nebeneinander liegen, und von denen der eine von der Maschine nach der Beleuchtungsanlage geht, der andere von dieser nach der Maschine zurückführt, verschieben und berühren, oder wenn zufällig ein dritter Metalldraht eine Verbindung zwischen beiden herstellt. An diesem Punkte wird dann eine vermehrte Erwärmung hervorgerufen. Gegen diese Zufälligkeiten, die des Oefteren eingetreten sind, hat man in den Sicherheitsschaltungen ein Schutzmittel ersonnen. Der Sicherheitsschalter ist so eingerichtet, daß, wenn in einer Leitung eine beträchtlichere Erwärmung stattfindet, er sofort selbstthätig die Leitung aus dem ganzen System ausschaltet. —

Wie verhält sich nun zur Gefährlichkeit der Elektrizität diejenige ihres Rivalen, des Gases? Nur aus einem solchen Vergleich kann sich selbstverständlich die größere Brauchbarkeit der einen oder der anderen Leuchtkraft ergeben.

Bekanntlich besitzt das Steinkohlengas in dem Kohlenoxyd ein für den Menschen sehr heftig wirkendes Gift. Leuchtgas enthält aber an Kohlenoxyd durchschnittlich

10 Prozent, während der Gehalt einer Luft von 0,1 Prozent an Kohlenoxyd schon seine giftigen Wirkungen äußert, und eine Luft mit 0,4 Prozent Kohlenoxyd bereits tödtlich ist. Die Vergiftungsgefahr durch Gas ist also eine ziemlich bedeutende, und sie wird es um so mehr, als von ihr nicht nur die Häuser betroffen werden, die eine Gasanlage besitzen, sondern oft auch solche Häuser, die gar nicht mit dieser Einrichtung versehen sind. Die Gasvergiftungen rühren zum guten Theil von Rohrbrüchen der unterirdischen Gasleitungen unter dem Straßendamm her. Namentlich ist hier der Winter gefährlich, wo draußen der gefrorene Erdboden das Emporsteigen des Gases an die Oberfläche verhindert, während die erwärmten Häuser die Grundluft geradezu aufsaugen. Wird nämlich, wie es ja im Winter der Fall ist, die Luft in den Häusern wärmer als im Freien, dann bekommt letztere den Ueberdruck und drängt dadurch die Grundluft in die Behausungen hinein. Man hat darüber ein interessantes Experiment angestellt, indem man zwei große Cylinder in dem Hof des hygienischen Instituts in München errichtete, die beliebig erwärmt werden konnten. In einiger Entfernung davon wurde eine Röhre in den Boden geschlagen, durch die in den Boden hinein Gas geleitet wurde. Abwechselnd wurde immer der eine und der andere Cylinder erwärmt. Dabei zeigte es sich nun, daß das Gas immer nur nach dem erhitzten Cylinder hinströmte. Wurde der rechte Cylinder erwärmt, so strömte es nach rechts, wurde der linke Apparat erhitzt, so floß es nach diesem ab.

Für die Gefährlichkeit der Gasrohrbrüche zeugt es, daß vor einigen Jahren in München eine Leuchtgasvergiftung in einem Hause vorgekommen ist, das 54 Meter von der Bruchstelle entfernt lag. Sehr schlimm ist es hierbei für die Bewohner, daß man das aus dem Erdboden aufsteigende Gas nicht riecht, da die riechenden

Stoffe von der Erde aufgesaugt, nicht aber die giftigen Bestandtheile zurückgehalten werden. Geringer als die Vergiftungsgefahr ist die Schädigung durch Explosion, obschon auch durch solche jährlich verschiedene Unglücksfälle vorkommen. Bei der elektrischen Beleuchtung aber ist nicht nur die Vergiftung der Luft, sondern auch die Explosionsgefahr gänzlich außer Frage.

Ueberblicken wir die gewonnenen Ergebnisse, so werden wir zu der Ueberzeugung kommen, daß die elektrischen Anlagen zwar auch Gefahren in sich bergen, wie eben jede, noch so vollkommene menschliche Einrichtung, daß sie jedoch als Beleuchtungsmittel in jeder Hinsicht dem Gas vorzuziehen sind. Nach der eben angeführten Statistik von Schuyler-Wheeler ergibt sich, daß die Elektrizität viermal weniger Unglücksfälle herbeiführt, als Leuchtgas, und dreieinhalbmal weniger, als selbst die allgemein gebräuchliche Petroleumlampe. Alles spricht somit zu Gunsten der Elektrizität. Ueberdies steht der Gasbeleuchtungs-Industrie eine Erfahrung von mehreren Jahrzehnten zur Seite, während die Elektrotechnik ein Kind unserer Tage ist. Deshalb sind ihre bisherigen Leistungen um so mehr anzuerkennen und dürfen in uns wohl die Hoffnung erwecken, daß es in Zukunft gelingen wird, auch die jetzt noch bestehenden Mängel zu beseitigen.

Mannigfaltiges.

Ein Studentenabenteuer in Weimar. — Am 20. Auguſt 1803 wanderte ein junger Student von Jena nach Weimar, um ſich in Ilm-Athen ein wenig umzuſehen. Andreas Szluchovinyi, ſo hieß der junge Mann, war ein ungariſcher Slowak aus der Gegend von Preßburg. Ein Stipendium war ihm kurz vorher verliehen worden, welches ihm erlaubte, einige Jahre in Jena zu ſtudiren, und zwar Philologie. Der deutſchen Sprache war er vollkommen mächtig.

Szluchovinyi gerieth bei ſeinem Umherwandern in Weimar, nachdem er ſchon viele Sehenswürdigkeiten bewundert, am Spätnachmittag in eine ländlich ausſehende ſtille Straße mit von ſchattigen Gärten umgebenen zierlichen Häuſern. Es war ſehr heiß, er war durſtig geworden und ſehnte ſich nach einem kühlen Trunk. So ſchaute er denn umher nach einem Wirthshausſchild, konnte aber keines entdecken. Da vernahm ſein lauſchendes Ohr plötzlich heiteres Lachen, das Rollen einer Kegelkugel und gleich darauf das Stürzen der Kegel. „Aha," dachte er, „da muß wohl eine Wirthſchaft ſein!"

Er trat zu der offenſtehenden Gartenpforte und blickte hin nach der Kegelbahn, wo eine luſtige Geſellſchaft von Herren verſammelt war. Dabei ſaßen auf Bänken und Stühlen einige Damen, alte und junge, als Zuſchauerinnen. Ehrwürdige Linden beſchatteten die idylliſche Scene, deren Hintergrund die Façade eines ſtattlichen, rebenumrankten Hauſes bildete.

„Das iſt ja eine ſehr nette Sommerwirthſchaft!" murmelte der ſlowakiſche Student. „Und die Geſellſchaft ſieht auch wirklich ſehr anſtändig aus! Hier iſt wohl gut ſein, denn das iſt die Regel: Gute Menſchen ſchieben gerne Kegel! — Ei, ei,

mir ſcheint beinahe, ich werde in dem poetiſchen Weimar ſelbſt poetiſch!"

Er trat ein, ging in eine Laube, ſetzte ſich dort an den Tiſch und rief: „Heda, Wirthſchaft, einen Krug Bier, wenn ich bitten darf!"

Aller Blicke wandten ſich ihm zu, wie es ſchien, mit erſtaunt-tem Ausdruck, und die jungen Damen fingen an leiſe zu kichern.

Szluchovinyi behauptete dem gegenüber ruhig ſeine Würde. Aus ſeiner Rocktaſche zog er Tabaksbeutel und Pfeife, ſtopfte die letz-tere, ſchlug darauf Feuer und zündete mit dem brennenden Schwamm ſeine Pfeife an.

Unterdeſſen hatte einer von den Herren bei der Kegelbahn — es war ja wohl der Wirth ſelbſt, ein langer, ſchmächtiger Mann von kränklichem und leidendem Ausſehen — einem jungen muth-willigen Mädchen etwas zugeflüſtert. Die Kleine lief eilfertig in's Haus und kam gleich darauf zurück mit einem Krug voll ſchäumen-den Bieres, den ſie vor dem Studenten auf den Tiſch ſetzte, in-dem ſie mit komiſcher Ernſthaftigkeit rief: „Wohl bekomm's!"

„Danke ſchön!" verſetzte Szluchovinyi. „Was iſt das für Bier?"

„Weimariſches."

Er nahm einen langen Schluck und ſagte zufrieden: „Es iſt wirklich ſehr gut."

„Ja, wir haben auch immer nur das Beſte im Hauſe," er-klärte das junge Mädchen und lief dann wieder zu den anderen jungen Damen, welchen ſie leiſe etwas zuflüſterte, wonach Alle miteinander noch mehr kicherten, als zuvor.

Szluchovinyi paffte eine Weile ruhig aus ſeiner Pfeife und trank dazu das vortreffliche Bier. Zu gleicher Zeit beobachtete er mit vielem Intereſſe die Herren beim Kegelſpiel. Beſonders zwei davon zogen ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Der Eine war ein ſtattlicher, ſchöner Mann von imponirendem Weſen, der Zweite ein kleiner, ſchon ältlicher, aber außerordentlich lebhafter Herr mit freundlichem Geſicht und blitzenden, ſchalkhaften Augen, der, wenn er nicht gerade am Wurf war, es liebte, mit den Damen zu ſcherzen.

Der blaſſe Wirth aber, der mit dieſen Zweien kegelte, und zwar im Schweiße ſeines Angeſichts, mochte wohl, nach des beobachtenden Studenten Meinung, für alle anderen Geſchäfte

mehr Talent beſitzen, als für das Kegelſpiel. Meiſtens, wenn er am Wurf war, geſchah ihm das Malheur, daß die Kugel von der Bahn ſeitwärts abfiel, alſo „pudelte", wie man zu ſagen pflegt.

Den jungen Damen ſchien das viel Spaß zu machen, denn jedesmal, wenn ihm das paſſirte, riefen ſie vergnügt: „Pudel! Pudel! Pudel!"

Szluchovinyi konnte ein ſo erbarmenswürdiges Spiel auf die Dauer nicht mit Gleichgiltigkeit anſehen; er trat zu den drei Kegelbrüdern hin und erlaubte ſich, den langen blaſſen Herrn darauf aufmerkſam zu machen, daß er die Kugel beim Wurf auf ganz andere Art anfaſſen müſſe, falls ihm daran gelegen ſei, das unglückſelige Pudeln zukünftig zu vermeiden.

„Ei," ſagte der Angeredete lächelnd, „es ſcheint, Sie verſtehen ſich auf das Kegelſchieben?"

Der Student verneigte ſich.

„Wer ſind Sie denn eigentlich?"

„Jenenſer Student."

„Das dachte ich mir ſchon. Was ſtudiren Sie denn?"

„Philologie."

„Sie ſind wohl noch nicht lange in Jena?"

„Erſt vor wenigen Tagen kam ich dort an. Und heute beſuche ich Ilm-Athen, wo ſo viele große Geiſter leben — unerreichbare Geſtirne freilich für einen armen Slowaken."

„Sie ſind ein Slowak?"

„Ein ungariſcher Slowak aus dem Preßburger Komitat. Ich heiße Andreas Szluchovinyi."

„Szlu—"

„—chovinyi."

„Der Name klingt allerdings merkwürdig ſlowakiſch. Nun, mein lieber Herr Szlu— und ſo weiter, dann, bitte, treten Sie für mich ein! Ich bin des Kegelſchiebens überdrüſſig, fühle mich auch etwas ermüdet."

„Wenn die Herren es gütigſt geſtatten —"

„Sehr gern!" ſagte der kleine alte Herr höflich, und der Große neigte zuſtimmend das Haupt.

Der Student nahm die Kugel und ließ ſie mit gewaltiger Kraft die Bahn entlang rollen.

„Alle Neun!“

„Bravo! Bravo! Bravo!“ riefen die jungen Damen und klatschten begeistert in die Hände.

„Herr Szlu— und so weiter,“ sagte der blasse Herr lächelnd, „im Kegelschieben sind Sie wirklich groß!“

Auf solche Weise kegelte Szluchovinyi eine halbe Stunde lang mit vollendeter Meisterschaft, und gewann schließlich für seinen Auftraggeber die Parthie, welche dieser schon als verloren angesehen hatte.

Bisher hatte er noch nicht nach dem Namen der Herren zu fragen sich getraut. Aber nun sollte er bald darüber in's Klare kommen.

Das junge Mädchen, welches ihm vorhin den Krug Bier gebracht hatte, rief plötzlich mit heller Stimme: „Zu Tische! Zu Tische!“

Der Student blickte sich um. In einer großen Laube war eine Tafel gedeckt und reichlich besetzt. Er sah Rheinweinflaschen und Römer, Champagnerflaschen und Kelche.

Jetzt hielt er es an der Zeit, sich zu entfernen, und zog seine magere Geldbörse, um die Zeche zu bezahlen.

„Ei, was fällt Ihnen ein, Herr Szlu— und so weiter!“ rief der blasse Herr. „Lassen Sie doch Ihr Geld stecken!“

„Aber —“

„Wo glauben Sie eigentlich sich zu befinden?“

„Jenun, in einer Gartenwirthschaft.“

Die Herren lachten, die Damen kicherten.

„Sie halten mich also für einen Gastwirth?“ fragte der Blasse höchlich belustigt.

„Ich muß gestehen —“

„Lieber Herr Szlu— Szlu— und so weiter, ich bin kein Gastwirth, ich bin ein deutscher Dichter und heiße Schiller.“

„Mein Gott, ist's möglich!“ stammelte der junge Slowak verwirrt. „O, Sie belieben wohl nur zu scherzen!“

„Es ist die reinste Wahrheit, bester Herr Szlu— und so weiter. Diese beiden Herren, mit denen Sie gekegelt haben, können es bezeugen.“

„Ich bestätige die Wahrheit,“ sagte der große Herr, augenscheinlich sehr erheitert. „Mein Name ist Goethe.“

„Und ich bezeuge ebenfalls die Richtigkeit!“ rief der kleine Alte, aus vollem Halse lachend. „Mein Name ist Wieland.“

Der slowakische Student wäre am liebsten in den Boden gesunken. „Träume ich, oder wache ich?“ murmelte er. „So habe ich also das außerordentliche Glück, die drei ersten Dichter Deutschlands zu sehen, die Schöpfer der ‚Jungfrau von Orleans‘, des ‚Faust‘ und des ‚Oberon‘!“

„So ist's, Herr Szlu— und so weiter, Sie haben dieses Vergnügen,“ sprach Schiller. „Und nun, da Sie doch einmal hier sind, so erweisen Sie auch uns ein Vergnügen und speisen Sie mit uns zu Abend.“

Szluchovinyi, der auf so eigenthümliche Art in eine so erlauchte Gesellschaft gerathen war, ließ sich nicht lange nöthigen, sondern setzte sich, im Stillen sein günstiges Geschick preisend, mit an die Tafel.

Begeistert vom Rheinwein und Champagner sang er nachher mit seiner herrlichen Tenorstimme zu Ehren des freundlichen blassen Wirthes dessen unsterbliches „Lied an die Freude“, und erregte durch seine treffliche Kunstleistung allgemeines Entzücken.

„Herr Szlu— Szlu— Szlu— und der Teufel,“ sagte Goethe, „Sie besitzen ja einen wahrhaft phänomenalen Tenor — Sie sollten Opernsänger werden — gehen Sie doch zum Theater!“

„Ach, Excellenz, das kann leider nicht sein,“ versetzte der Student. „Ich habe mein Stipendium nur erhalten unter der Bedingung, daß ich später Lehrer werde und auf solche Weise dem Staate mich nützlich mache.“ —

Spät in der Nacht suchte er ein bescheidenes Wirthshaus auf, um sich zur Ruhe zu legen, konnte aber lange nicht einschlafen, so sehr hatte sein Abenteuer ihn aufgeregt.

Andreas Szluchovinyi wurde in späterer Zeit Schuldirektor in Preßburg. Ueber sein so interessantes Erlebniß in Weimar hinterließ er eine schriftliche Notiz, die unserer Darstellung zu Grunde gelegt ist. F. L.

Ausgestopfte Menschen. — Wenngleich sich das Gefühl dagegen sträubt, einen Menschen nach dessen Tode abzuhäuten, den gewonnenen „Balg“ zu präpariren und naturgetreu auszustopfen, so ist dies doch innerhalb des Zeitraumes von 1796 bis 1808

wiederholt geschehen. Der erste Sterbliche, dem dies passirte, war Angelo Soliman, eine in Wien stadtbekannte, durch die Freundschaft hoch- und höchstgestellter Männer ausgezeichnete Persönlichkeit. Als Sohn des Königs von Panguſitland, eines den Geographen von heute unbekannten, weil längst verschwundenen, afrikanischen Staates, um's Jahr 1721 geboren und Mmadi Make genannt, wurde er gelegentlich eines Ueberfalles seines Stammes von dessen Feinden in die Gefangenschaft fortgeschleppt und, kaum 7 Jahre alt, an einen arabischen Sklavenhändler verkauft, der ihn längere Zeit zum Hüten seiner Kameele verwendete, dann aber nach Messina auf Sicilien an eine sehr reiche Dame verhandelte, die sich mit dem Ankaufe von Negersklaven zu dem Zwecke befaßte, um sie zum Christenthume zu bekehren. Unter ihren Sklaven befand sich auch eine kleine Negerin, die gleich Mmadi Make fürstlicher Abkunft war. Sie hieß Angelina und war in der That sanft wie ein Engel. Ihr Einfluß auf den aufbrausenden und eigenwilligen Mmadi Make war vom ersten Augenblicke an zwar ein sehr großer, dennoch aber vermochte sie ihn nicht zur Annahme des Christenthums zu bewegen. Erst als er auf dem Krankenbette lag, sprach er Angelina gegenüber den Wunsch aus, getauft zu werden und ihr zu Ehren den Namen Angelo annehmen zu dürfen. Diesem Verlangen wurde sofort willfahrt und Angelo überdies der Zuname Soliman gegeben, den er bis an sein Ende führte. Der junge Neger genas, und zeigte sich als ein so gut gearteter und intelligenter Mensch, daß sich der kaiserliche General Fürst Georg Christian von Lobkowitz, der damals Sicilien Namens Kaiser Karl's VI. besetzt hielt, in den „artigen Pagen" förmlich verliebte und die Marquise so lange bat, bis sie ihm denselben überließ. Mit blutendem Herzen, erzählte Angelo nachmals der ihm befreundeten Wiener Dichterin Karoline Pichler, habe er das Haus seiner Gönnerin verlassen, denn er liebte Angelina. Es war ihm daher gerade recht, daß sich die kriegerischen Bewegungen in Italien wieder regten, und er als steter Begleiter des Fürsten Lobkowitz Gelegenheit fand, sich in das Schlachtgewühl zu stürzen. Er kämpfte mit wahrem Heldenmuthe und machte sich namentlich als Ordonnanzoffizier so verdient, daß ihm vom General Lascy der Befehl über eine

Kompagnie angetragen wurde. Doch lehnte er dieſe Auszeichnung, als für einen Sklaven nicht paſſend, ab und nahm zum Lohne ſeiner militäriſchen Tugenden nur einen koſtbaren türkiſchen Säbel an.

Sein höchſtes Gut war die Freundſchaft und Achtung des Fürſten Lobkowitz, dem er in Italien das Leben gerettet hatte. Seltſam genug, daß er hierfür blos eine „Gratifikation" und nicht, wie es doch richtig geweſen wäre, den Freibrief erhielt. Ueberhaupt ſcheint ihn der Fürſt zeitweilig doch nur als „Sache" betrachtet zu haben, denn als er im Jahre 1753 ſtarb, vermachte er „ſeinen" Angelo Soliman dem Fürſten Wenzel Liechtenſtein. Dieſer berühmte Kriegsmann hatte bereits einen ſo hohen Begriff von Menſchenrecht, daß er es Angelo anheimſtellte, zu ihm zu ziehen oder nicht. Soliman entſchied ſich kurz für's Kommen, machte im Gefolge Wenzel Liechtenſtein's große Reiſen und weilte anläßlich der Krönung Joſeph's II. zum römiſchen Könige 1764 auch in Frankfurt a. M., wo er zumal durch ſein großes Glück im Spiele der Held des Tages wurde. Er gewann nämlich bei einer der öffentlichen Pharaobanken an einem Tage 20,000 Gulden und, als er dem Gegner Revanche bot, abermals 24,000 Gulden. Nun aber wußte Angelo auf ſeine Art, ſeinen Partner, dem er nochmals Revanche geboten, den letzteren Betrag zurückgewinnen zu laſſen, und erwarb ſich dadurch die Achtung Aller, die dem Spiele zugeſehen hatten. Der Gegner aber vergoß Freudenthränen und pries laut den großmüthigen Mohren, welcher von da an nie wieder eine Karte berührte, ſondern nur Schach ſpielte, in dem er es zur größten Meiſterſchaft brachte. —

Soliman war von mittlerer Größe und ſehr zart gebaut. Seine feingeſchnittenen Geſichtszüge glichen mehr denen eines Europäers, als denen eines Negers. Ganz natürlich. Angelo war ein Sprößling des nicht der äthiopiſchen, ſondern der kaukaſiſchen Raſſe angehörigen Gallaſtammes, der, wie auch mehrere Reiſende der Neuzeit berichten, überraſchend ſchöne Menſchengeſtalten aufzuweiſen hat.

Bei ſo bewandten Umſtänden darf es nicht Wunder nehmen, daß Angelo Soliman nicht nur in der damaligen Wiener Geſellſchaft wie ein Ebenbürtiger verkehrte, ſondern auch von Kaiſer Joſeph II. ſeines Umganges gewürdigt wurde. Wiederholt hing

ſich Maria Thereſia's großer Sohn bei Spaziergängen an den Arm des Schwarzen und plauderte ſtundenlang mit dem weitgereisten, vielerfahrenen und klugen Manne. Bei ſolch' einer Gelegenheit mag es nun auch geſchehen ſein, daß Angelo Soliman dem Kaiſer auf deſſen Frage geſtand, er ſei mit der „ehrſamen Wittib" Frau v. Chriſtiani, geborene Wellermann, heimlich vermählt. Als Kaiſer Joſeph II. dann im Palaſte Liechtenſtein einmal auch Soliman's Frau zu ſehen begehrte, wurde er zum Verräther des Geheimniſſes, und Soliman verlor die Gunſt des Fürſten.

Aus deſſen Hauſe verwieſen, zog er ſich in die Stille des Privatlebens zurück und widmete ſich ganz der Erziehung ſeiner Tochter Joſephine, einer geiſtvollen und hochgebildeten jungen Dame, welche ſpäter die Gattin des Hofrathes Freiherrn v. Feuchtersleben und 1806 Mutter des öſterreichiſchen Dichters Ernſt Freiherrn v. Feuchtersleben, des Verfaſſers der „Diätetik der Seele", wurde. Angelo Soliman war es indeß nicht mehr vergönnt, dieſen ſeinen Enkel auf den Knieen zu ſchaukeln. Am 21. November 1796 machte ein Schlagfluß ſeinem Leben auf offener Straße ein jähes Ende. Ganz Wien betrauerte ihn, und Kaiſer Franz ſprach den Wunſch aus, dieſen höchſt merkwürdigen Menſchen ſeinem eben gegründeten Naturalienkabinet einverleibt zu ſehen. Die Familie des Verſtorbenen fügte ſich dem kaiſerlichen Wunſche, und der Bildhauer Franz Chriſtian Thaler, ein Tiroler, nahm nun von den Geſichtszügen, ſowie von allen Gliedmaßen Soliman's Gypsabgüſſe und ſchritt ſodann an die Präparation, ſowie an die Ausſtopfung des Todten. Sein Werk gelang vollſtändig, und ganz Wien ſtrömte herbei, um den in einem mit ſeidenen Vorhängen verhüllbaren Glasſchranke aufgeſtellten ehrenwerthen Schwiegervater eines k. k. Hofrathes gebührend anzuſtaunen. Dergleichen ſtand wirklich einzig da, und Ernſt v. Feuchtersleben dürfte das einzige Menſchenkind geweſen ſein, das ein ſo naturgetreues Bildniß ſeines Großvaters zu Geſichte bekam.

Indeß war Angelo Soliman damals, als ihn ſein Enkel bewundern durfte, nicht mehr der einzige ausgeſtopfte Menſch im Wiener Naturalienkabinet. Er hatte längſt Geſellſchaft bekommen. Zuerſt, und zwar im Jahre 1798, wurde ihm ein

etwa sechsjähriges Negermädchen zugesellt, welches auf Befehl der Königin Maria Karolina von Neapel ausgestopft und sodann ihrem Neffen, dem Kaiser Franz, zum Geschenke gemacht worden war. Und wieder zwei Jahre später wurde der als Thierwärter in der Schönbrunner Menagerie verstorbene Mulatte Michael Angiola, von dem Venetianer Philipp Agnello präparirt und wohl ausgestopft, dem Naturalienkabinet einverleibt. Auf einem Kameele sitzend und eine zum Stoße erhobene Lanze mit beiden Händen haltend, nahm er sich zwar sehr gut, aber lange nicht so stattlich aus, wie der Neger Joseph Hammer, welcher nach seinem im Jahre 1808 erfolgten Tode, wohl präparirt, in das mehrerwähnte Kabinet gelangte. Einen weißen Turban auf dem Haupte, einen Gürtel von rothen und blauen Straußfedern um die Lenden, soll er, in kampfbereiter Stellung, allgemein für das Vorbild der Energie erklärt worden und unter den ausgestopften „Repräsentanten des Menschengeschlechtes" die hervorragendste Erscheinung gewesen sein.

Nun weiß zwar Niemand, ob die Absicht bestand, die Zahl dieser Repräsentanten noch zu vermehren, und ebenso wenig ist bekannt, aus welch' einem Grunde die vorhandenen eines Tages von ihren Standorten entfernt und in ein auf dem Dachboden befindliches Magazin verwiesen wurden; die Thatsache aber steht fest, daß die „Menschenbälge" am 31. Oktober 1848, als gelegentlich des Bombardements von Wien durch Windischgrätz die schlecht zielenden Kanoniere auch jenen Theil der altehrwürdigen Hofburg in Brand schossen, wo sich das Naturalienkabinet befand, in Flammen aufgingen. Seitdem hat man, wenigstens in Europa, wohl keinen Menschen mehr ausgestopft. R. March.

Die Wahrheit über den Tulpenschwindel. — Jedermann kennt und bewundert die Thatsache, daß um die Mitte des 17. Jahrhunderts, namentlich in Holland, für Tulpen und Tulpenzwiebeln die fabelhaftesten Preise gefordert und bezahlt wurden, und Jedermann schüttelt über die Leidenschaftlichkeit dieser Blumenliebhaberei den Kopf.

In Wahrheit nun hat jene Bewegung mit Blumenliebhaberei nur sehr wenig zu schaffen, denn die Tulpen waren damals nichts Anderes, als was heute Eisenbahn-, Bergwerksaktien u. s. w.

ſind, d. h. Objekte, mit denen Differenzgeſchäfte gemacht wurden.

Differenzgeſchäfte ſind bekanntlich Lieferungsgeſchäfte, bei denen die Kontrahenten nicht auf Lieferung der Waare ſelbſt rechnen, ſondern ihre Rechte und Pflichten durch Auszahlung der Differenz begleichen, die zwiſchen dem Preiſe (Kurſe) des Vertragstages und des Lieferungstages beſteht. Aktien, mit denen man heutzutage meiſt ſolche Geſchäfte macht, hatte man nun vor 250 Jahren noch nicht, man half ſich aber, wie man konnte, und machte ſeine Differenzgeſchäfte in — Tulpenzwiebeln.

Zur Zeit der ſogenannten „Tulipomanie“ bot und bezahlte ein Spekulant große Summen für eine Zwiebel, die er nie erhielt und nie zu haben verlangte. Ein Anderer verſprach Zwiebeln, die er nie gehabt hatte, nie herbeiſchaffte und nie ablieferte. Oft kaufte der Edelmann vom Schornſteinfeger für 2000 Gulden Tulpen und verkaufte zu gleicher Zeit einem Bauern für eine andere große Summe ſelbſt dergleichen, und weder Edelmann, noch Schornſteinfeger, noch Bauer beſaßen Zwiebeln, erhielten oder verlangten ſie zu erhalten. Bevor der Tulpenflor im Frühjahr anging, waren mehr Zwiebeln erhandelt und verhandelt, beſtellt und verſprochen, als vielleicht alle holländiſchen Gärten beſaßen, und als die berühmte Tulpe „Semper Augustus“ nur in zwei Exemplaren vorhanden war, wurde vielleicht keine Art öfter gekauft und verkauft, als eben dieſe. In einer Zeit von drei Jahren wurden in einer einzigen Stadt Hollands, wie Munting erzählt, mehr als zehn Millionen für dieſe Tulpenart umgeſetzt.

Um dieſes Schwindelmanöver zu verſtehen, braucht man ſich nur folgendes Beiſpiel vorzuſtellen. Ein Edelmann verſprach einem Kaufmann nach 6 Monaten eine Tulpenzwiebel mit 1000 Gulden zu bezahlen, für welchen Preis dieſer ſie zu liefern ſich anheiſchig machte. Nach 6 Monaten war der Preis dieſer Tulpenart entweder geſtiegen oder gefallen oder unverändert geblieben. Wir wollen annehmen, die Zwiebel koſtete alsdann nicht mehr 1000, ſondern 1500 Gulden, ſo verlangte der Edelmann die Tulpe nicht mehr, ſondern der Kaufmann mußte ihm 500 Gulden zahlen, die alſo dieſer bei dem Handel verlor und jener gewann.

Geſetzt, nach dem verabredeten Termine ſei der Preis gefallen, ſo daß man ein Stück für 800 Gulden annahm, ſo bezahlte der Edelmann dem Kaufmann 200 Gulden, die dieſer als Gewinn einzog. War der Preis nach 6 Monaten noch wie vorher 1000 Gulden, ſo hatte Keiner gewonnen, Keiner verloren. In allen dieſen Fällen dachte Niemand daran, Zwiebeln zu liefern oder abzunehmen. Heinrich Munting verkaufte 1636 einem Kaufmann aus Alkmar einige Zwiebeln für 7000 Gulden, nach 6 Monaten zu liefern; als aber der Preis gefallen war, bezahlte der Kaufmann, nach der Verabredung, nur 10 %; „ſo empfing mein Vater," ſagt der Sohn, Abraham Munting, „700 Gulden für nichts." Man ſetzte die Termine nicht immer ſo lang, ſondern oft viel kürzer, und dadurch wurde der Handel um ſo lebhafter, kurz der ganze Handel war ein Hazardſpiel, eine Wette, eben daſſelbe, was in unſeren Zeiten die Differenzgeſchäfte an der Börſe ſind; was jetzt Aktie ꝛc. heißt, hieß damals Tulpe oder Zwiebel, hätte aber auch jeden anderen Namen haben können, ohne daß die Sache ſonderlich verändert worden wäre. Dr. A. Berghaus.

Der Hecht als Strandräuber. — Es iſt längſt bekannt, daß der Aal bisweilen während der Nacht ſein Element verläßt und ſich an's Land, namentlich auf Wieſen und feuchte Aecker, die am Ufer des Waſſers gelegen ſind, begibt, aber nicht um Gras und Erbſen zu verſchlucken, wie man früher annahm, ſondern um ſich, als ein entſchiedener Fleiſchfreſſer, nach fetten Ackerſchnecken umzuſehen, die für ihn eine beliebte Leckerei bilden.

Wer aber hat jemals gehört, daß auch der gefürchtetſte Tyrann unſerer ſüßen Gewäſſer, der gemeine Hecht (Esox lucius), dann und wann aus dem Waſſer heraus ſich wage, um als echter Strandräuber ſich zu zeigen? Viele unſerer Leſer werden das bezweifeln; allein Herr H. Neuſe behauptet es, da er zweimal Zeuge dieſer merkwürdigen Thatſache geweſen iſt. Das erſte Mal geſchah dies bei Glückſtadt in Holſtein, wo er auf einer etwas ſumpfigen Wieſe plötzlich einen Hecht erblickte, der gegen einen halben Meter lang war und luſtig vor ihm herſprang. Es gelang ihm, ſich deſſelben zu bemächtigen. Als er ſeinem Begleiter gegenüber ſein Erſtaunen über dieſes ſeltſame Vorkommniß ausdrückte, verſicherte ihm dieſer, daß er oft ſchon Hechte zwiſchen

den Gräsern und Kräutern am Flußufer habe hindurchschlüpfen sehen, und daß die Fischer sich bisweilen in der Nacht an bestimmte Orte begäben, um daselbst die Hechte mit der Hand zu fangen.

Die zweite Gelegenheit bot sich Herrn Neuse dar, als er in der Umgegend von Brügge sich auf einer Wiese befand, die an einen kleinen Wasserlauf grenzte. Auf dieser Wiese nun stolzirte ein kolossaler Hecht mit sichtbarer Befriedigung einher. Herr Neuse hatte das Glück, dieser scheinbaren Belustigung des Fisches länger als eine halbe Stunde beiwohnen zu können. Bald schnellte sich der Hecht sprungweise vorwärts, bald glitt er geschickt auf dem Boden hin; doch behauptete er sich immer in der Richtung des Flusses. Endlich erreichte er das nahe steile Ufer und verschwand wie ein Blitz im Wasser.

Nach Allem, was wir vom Hecht wissen, ist er der Haifisch der süßen Wasser. Er ist furchtbar gefräßig und begibt sich vielleicht zur Jagd auf's Land, um von Zeit zu Zeit einige Abwechslung in seine Ernährung zu bringen. Man nimmt an, daß der Hecht in einer Woche so viel Nahrungsmittel in sich aufnimmt, daß sie sein eigenes Gewicht um das Doppelte übersteigen. Er verschlingt nicht nur Fische, sondern auch kleine Säugethiere, Wasservögel und Reptile. Namentlich zeigt er eine ganz besondere Vorliebe für Frösche, und diese Liebhaberei dürfte vielleicht seine nächtlichen Promenaden außerhalb des Wassers erklären. Man hat Enten von Hechten ergreifen und zerreißen und diesen Fisch selbst einem Schwane in den Kopf beißen sehen in dem Augenblicke, wo ihn der Vogel in das Wasser tauchte.

Jäger, welche Krähen geschossen und dieselben an das Wasser geworfen hatten, konnten einen Hecht beobachten, der aus dem Flusse hervorkam und sich eines dieser Vögel bemächtigte. Walton berichtet sogar, daß einer seiner Freunde eines Tages einem Kampfe beiwohnte, der zwischen einem Hecht und einem Fischotter stattfand. Dieser hatte nämlich einen Karpfen erwischt und schickte sich eben an, denselben zu verzehren, als unvermuthet ein Hecht hinzukam und sich auf den Fischotter stürzte, um demselben sein Opfer zu entreißen, schließlich aber froh sein mußte, selbst mit heiler Haut davonzukommen.

Man erzählt Beiſpiele von ſchweren Verwundungen, welche von Hechten Perſonen an Händen und Beinen beigebracht wurden, die im Waſſer beſchäftigt waren. Vergleichen wir all dieſe Angaben von den eigenthümlichen Sitten dieſes Räubers in unſeren ſüßen Gewäſſern mit ſeinem unternehmenden Charakter, ſo können wir es durchaus nicht für unmöglich halten, daß er ſich einmal von ſeiner gewohnten Lebensweiſe ſo weit emanzipirt, aus dem Waſſer hinauszugehen und auf den Wieſen Opfer ſeiner Wahl aufzuſuchen. Auf jeden Fall iſt es höchſt intereſſant, die Wirklichkeit dieſer merkwürdigen Wanderungen des Hechtes weiter beſtätigt zu finden. L. Haſchert.

Die Nationalhymne von Tahiti. — Admiral v. Werner erzählt in ſeinem hochintereſſanten Buche: „Ein deutſches Kriegsſchiff in der Südſee", eine Anekdote, welche in der That höchſt komiſch iſt und einen intereſſanten Beitrag zur Geſchichte der Nationalhymnen und der Wanderung der Lieder über die ganze Erde bietet. Die Bewohner von Tahiti hatten vor den Offizieren der „Ariadne", die im Jahre 1877 in Tahiti war, ein Feſt veranſtaltet und erfreuten ihre Gäſte durch große Chorgeſänge. Die deutſchen Offiziere waren ganz begeiſtert von dem herrlichen Chor, der nach der Erzählung des Admirals klang wie eine mächtige Orgel, deren ſämmtliche Regiſter geöffnet ſind. Der erhaltene Beifall veranlaßte die Tahitier, endlich auch ihre Nationalhymne zum Beſten zu geben. Wie erſtaunten die deutſchen Offiziere aber ſchon bei den erſten Tönen! Dieſe Melodie kam ihnen doch gar zu bekannt vor. Verdutzt ſahen ſie ſich an und endlich brachen ſie in lautes Lachen aus, denn die Nationalhymne von Tahiti wurde nach der Melodie des bekannten Studentenliedes geſungen:

„Ich nehm' mein Gläschen in die Hand,
Vive la Kompaneia!
Und fahr' damit in's Unterland,
Vive la Kompaneia!
Vive la, vive la, hopſaſa!
Vive la Kompaneia!"

Den Refrain ſangen die deutſchen Offiziere zum Erſtaunen der Tahitier mit und endlich kam es zur Erklärung. Es ſtellte ſich heraus, daß vor wenigen Jahren ein Deutſcher, der nach

Tahiti gekommen war, dieſe Melodie dort zum erſten Male zu Gehör brachte und ſie dann gewiſſermaßen den Tahitiern ſchenkte. Die Melodie, die allgemein gefiel, wurde zur Nationalhymne erhoben und ein tahitiſcher Text dazu gemacht.

So wurde ein altes deutſches Studentenlied zur Nationalhymne eines fremden Volksſtammes in der fernen Südſee. O. Kl.

Die Blindenloge in der Pariſer Großen Oper. — Sie liegt ganz oben im fünften Rang. Wenn man in der Mittwochsvorſtellung die Blicke hinaufſchweifen läßt, ſo bemerkt man dort vier bis ſechs junge Leute in ſteifer, gerader, unbeweglicher Haltung, deren Aufmerkſamkeit eine geradezu muſterhafte iſt. Sie blicken nicht auf die Bühne, und doch ſind ihre Augen weit geöffnet, Alles in ihnen ſcheint geſpannt und auf das, was auf der Bühne geſchieht, gerichtet. Sie rühren ſich nicht, nie ſieht man ſie miteinander ſprechen und ſich ihre Eindrücke mittheilen. Selten wohl gibt es aufmerkſamere Zuſchauer und ſchweigſamere Zuhörer. Zuweilen ſieht man ſie zittern, wie wenn ſie von einer plötzlichen Empfindung bewegt würden. Ihre Blicke ſind aber ſtarr. Ein Bild folgt auf das andere, die Dekorationen wechſeln, die Perſonen kommen und gehen, die Chormaſſen bewegen ſich hin und her: der Geſichtsausdruck jener jungen Leute wechſelt nicht, ſondern bleibt unwandelbar derſelbe. Die Tänzerinnen machen ihre gewagteſten Pas in der Luft und immer iſt es derſelbe gerade, ausdrucksloſe, hypnotiſirte Blick. Denn ihre von dem blendenden Licht des Opernhauſes gebadeten Augen ſehen nichts von dem, was dort unten vorgeht, es ſind die Inſaſſen der Loge, welche die Opernverwaltung einmal in der Woche den armen Penſionären der National-Blinden-Anſtalt, zur Verfügung ſtellt, den armen Blinden, denen der Mangel des Geſichtsſinnes das Gehör ſchärft. Es iſt die ſogenannte Blindenloge.

Ach, wie wenig Werth hat der Glanz der Flammen an der Rampe, die Mannigfaltigkeit der Farben, die Pracht der Koſtüme für dieſe merkwürdigen Zuſchauer! Und doch kann man bemerken, daß ſie von all' dem eine gewiſſe Vorſtellung haben. Die Muſik, der ſie in dem tiefen Schweigen ihrer ewigen Nacht lauſchen, erweckt in ihnen eine ungefähre Idee von dem auf der

Bühne aufgeführten Drama. Es ist sozusagen ein Buch, das sie mit dem Gehör lesen.

Wöchentlich einmal werden die jungen Leute abwechselnd in die Oper geführt, und es läßt sich wohl leicht denken, wie sehr dieser Tag von Allen herbeigesehnt wird. Am folgenden Tage werden diese Privilegirten des vergangenen Abends von ihren Kameraden ausgefragt und theilen diesen ihre Eindrücke mit. Sie suchen die Neugierde derselben zu befriedigen oder anzustacheln, und der Tag ist ein glücklicher für die ganze Anstalt der jungen Blinden.

Es ist ein wahrhaft menschliches Gefühl, das die Verwaltung der Oper geleitet hat, als es der Anstalt diese Gunst gewährte, man kann ihr nur Lobeserhebungen darüber machen.

Möchte dieses Beispiel auch in Deutschland Nachahmung finden, denn wir glauben nicht, daß an einer unserer vielen Bühnen eine ähnliche humanitäre Einrichtung besteht. S.-M.

Gelehrteneifer. — Der englische Philosoph Tillotson hatte eines Tages drei seiner Kollegen zu einer Mahlzeit nach seinem Landhause in Windsor eingeladen. Als die Vier in Tillotson's Wagen dorthin fuhren, fingen sie untereinander einen gelehrten-Streit über einige philosophische Sätze an. Sie hatten schon die Hälfte des Weges, der etwa sechs Stunden beträgt, zurückgelegt, als sie gewahr wurden, daß der Kutscher sehr langsam fuhr. Der französische Gelehrte Demaiseaux, welcher auch mit von der Parthie war, steckte den Kopf zum Schlage heraus und rief dem Kutscher zu: „Allons donc! Allons donc!“ (Vorwärts). Der Kutscher aber verstand: „A London!“ (Nach London) und antwortete, indem er den Wagen umwendete: „Wie es Ihnen beliebt!“

Das Diskutiren in der Kutsche dauerte fort und die eifrigen Gelehrten wurden die angetretene Rückfahrt nicht eher inne, als bis die Kutsche in London vor Tillotson's Wohnung, von wo sie vor mehreren Stunden abgefahren waren, wieder anhielt. —dn—

Die Litauer waren bekanntlich das letzte Volk in Europa, welches den christlichen Glauben annahm, und noch im 17. Jahrhundert hielt es an vielen heidnischen Gebräuchen und Sitten

feſt. Streifte man dem Litauer jener Zeit den dünnen chriſtlichen Lack ab, ſo kam der richtige Heide heraus. Einen intereſſanten Beweis liefert hierfür nachſtehende Eingabe litauiſcher Bauern an den großen Kurfürſten:

„Obwohl unſere Vorfahren von undenklichen Jahren das Land ſolchergeſtalt beſeſſen und inne gehabt, daß, wenn wir unſeren Dienſt gethan und den Beamten und Paſtoren unſere Pflicht gegeben, wir mit nichts weiter beſchweret worden, ſo unterſtehen ſich doch unſere Paſtoren anjetzo eine höchſt ſchädliche und ganz unerträgliche Neuerung einzuführen, indem ſie uns zwingen wollen, daß wir nicht allein alle Sonntage zweimal in die Kirche ſollten gehen, ſondern auch noch öber das Gebethe halten, durch welche unerhörte Neuerung wir nicht allein zum höchſten beſchweret, ſondern auch an unſerer Haushaltung und dem Ackerbau merklich verhindert werden. Derhalben bitten Ew. Churfr. Durchlauchten, ſie wollen aus landesfürſtlicher und löblicher Vorſorge dieſe höchſt ſchädliche Sache entweder gar abſchaffen, oder dahin gründlich vermitteln (ſintemal unter uns ein großer Unterſchied iſt und mancher Pauer 6, mancher 4, 3 und mancher kaum eine Huſe Landes hat und dahero unbillig ſein würde, daſſ der eine ſo viel beſchwerde tragen ſollte, gleich wie der andre), daſſ doch das Kirchengehen und Bethenlernen möge nach der Größe der Huſen angeleget und der Arme nicht ſo ſehr als wie der Reiche möge beſchweret werden. Und demnach dieſe unſere Bitte der Billigkeit gemäß iſt, ſo hoffen wir gnädigſt erhöret zu werden.“ M. L—l.

Die Entſtehung der alten franzöſiſchen Kaiſergarde, welche in die Zeit des Feldzuges in Italien 1796 fällt, iſt ſo gut wie unbekannt und wohl erwähnenswerth. Als nämlich bei dem Gefechte von Borghetto am 30. Mai Bonaparte bemerkte, daß die Oeſterreicher nirgends mehr Stand hielten, ritt er nach St. Giorgio zurück, weil ihn heftige Kopfſchmerzen peinigten, die er durch ein Fußbad vertreiben wollte. Er ſaß in demſelben, als plötzlich Gewehrfeuer ertönte, und Huſaren von der Abtheilung des Generals Sebottendorf ſo ſchnell daherkamen, daß die Wache kaum noch Zeit hatte, das Thor des Hauſes, in welchem der franzöſiſche Feldherr ſich befand, zu ſchließen. Bonaparte entkam durch eine

Hinterthür, an einem Fuß den Stiefel, den anderen Fuß nackt. Sebottendorf's Husaren wurden durch die Truppen der Division Massena schnell zurückgeschlagen, und Bonaparte konnte zurückkehren. Die Gefahr aber, in der er geschwebt, gab ihm den Gedanken ein, sich eine Leibwache zu errichten. Die tapfersten und gewandtesten berittenen Jäger, welche eine mehrjährige tadellose Dienstzeit nachweisen konnten, wurden dazu gewählt, und das Kommando über sie dem Eskadronschef Bessières, nachmaligem Herzog von Istrien, anvertraut. Aus Rücksicht auf das Direktorium gab man dieser erlesenen Schaar den Namen Compagnie des Guides. Sie versah den Dienst in Bonaparte's Hauptquartier, begleitete ihn auf Rekognoscirungen, bildete überhaupt seine Bedeckung, und war der Stamm der nachmaligen Kaisergarde.

M. L—l.

Das mißverstandene Stichwort. — Direktor Heigl, einer der berühmtesten „Schmierenpaschas", d. h. also Direktor einer reisenden Schauspielergesellschaft, hatte die besondere Eigenschaft, nie eine Rolle zu lernen, wodurch er nebst seinen Schauspielern auch den Souffleur oft in die hellste Verzweiflung versetzte.

In einem entsetzlichen, aber zugkräftigen Ritterschauspiel hatte er die Rolle des Raubritters Dagobert v. Bluthausen übernommen. In seiner ersten Scene hatte er erregt aufzutreten und nach seinen auf Raub ausgeschickten Gesellen mit dem Angstruf zu spähen: „Sie kommen noch nicht!"

Mit einer Miene, die dem Galleriepublikum die Gänsehaut auffahren machte und das weibliche Parterre einer Schreckensohnmacht nahe brachte, tritt also der Ritter Dagobert auf und steuert direkt dem Souffleurkasten zu, mit aufgeblähten Nüstern der Dinge harrend, die da kommen sollten, oder richtiger, der Worte, die er zu sprechen hatte.

Der Souffleur flüstert ihm zu: „Sie kommen noch nicht!" Heigl schweigt, schneidet einige wüthende Gesichter und schleicht sich mit stummem Spiele hinter die Kulisse. Dort kommt ihm der Inspizient in den Wurf, dem er wuthentbrannt zudonnert: „Sie Esel, was schicken's mich denn viel zu früh 'naus. I steh' wie der Ochs am Berg vor'm Kasten und wart' auf mei' Red', da schreit mir der Souffleur zu: ‚Sie kommen noch nicht!'"

„Aber das war ja gerade Ihre Rede," lautete die verblüffende Antwort. L. v. P.

Heirath bei den Buschmännern. — Wie der Afrikareisende Aurel Schulze mittheilt, besitzen die Mossaro-Buschmänner in der Kalahariwüste trotz ihrer mangelhaften Nahrung eine bewunderungswerthe Ausdauer im Laufen; diese Eigenschaft und ihr wunderbarer Spürsinn setzt sie in den Stand, jedes verwundete Stück Wild zu verfolgen und einzuholen. Keiner dieser Buschmänner darf eher eine Frau nehmen, bis er gezeigt hat, daß er eine unverwundete Antilope im Dauerlauf einzuholen und zu erlegen vermag, was bekanntlich sehr schwierig ist bei der Schnelligkeit dieses Thieres und oft einen mehrstündigen Dauerlauf nöthig macht. Hartherzige Väter begnügen sich aber damit noch nicht, sondern verlangen sogar mitunter die Erlegung einer Giraffe, und der Heirathslustige muß dann oft tagelang hinter diesem Wilde herlaufen wie ein Bluthund, bis er sie endlich erreicht. Hat er sie erlegt, so schneidet er ihr den Schwanz ab, bedeckt das Wild mit Buschwerk zum Schutze gegen Raubvögel und kehrt zum Lager zurück; sofort brechen dann alle Stammesgenossen auf und folgen seiner Spur, bis sie das erlegte Thier erreichen, das sie in's Lager schleppen. Ohne sonstige Feierlichkeiten wird das Wild verzehrt und nachdem dies geschehen, nimmt der Freier seine Erwählte an der Hand und führt sie nach seinem Lager. —dn—

Ein Eingefleischter. — Der bekannte Lord Ellis, ein eingefleischter Junggeselle, wurde einmal von einer heirathslustigen Dame gefragt, ob er schon einmal einer öffentlichen Hinrichtung beigewohnt habe. — „Nein," erwiederte er, „ich habe aber schon mehrere Male einer Trauung beigewohnt." —dn—

Die Kaiserin muß. — Der bekannte österreichische General Laudon hatte sich eine Art von militärischer Sprache angewöhnt, die er auch bei Hofe zu führen pflegte. Wenn er etwas von der Kaiserin Maria Theresia begehrte, so sagte er immer: „Euer Majestät müssen mir das oder jenes gewähren."

Die Kaiserin gab ihm dann gewöhnlich lächelnd zur Antwort: „Nun, mein lieber Laudon, wenn ich wirklich muß, so muß ich's eben thun." K. St.

UNIV. OF MICHIGAN.

JUL 15 1912

Einladung zur Subskription
auf
Das Buch für Alle.

Illustrirte Familien-Zeitung.

XXVII. Jahrgang 1892.

Alle 14 Tage erscheint ein reich illustrirtes Heft im Formate der großen illustrirten Zeitungen.

Preis für das Heft nur 30 Pfennig.

Das „Buch für Alle" stellt sich die Aufgabe, getreu seinem Titel Jedermann, allen Ständen, Arm und Reich, Jung und Alt, in für Alle geeigneter Weise das Interessanteste und Anziehendste aus den großen Gebieten der Unterhaltung und des Wissens in Wort und Bild vorzuführen. Unterstützt von den beliebtesten Schriftstellern und Künstlern Deutschlands bieten wir ein deutsches Familienbuch im besten Sinne des Wortes, das vermöge seiner Gediegenheit und des außerordentlich billigen Preises sich allen Familienkreisen und überhaupt einem Jeden empfiehlt, der seine Erholungsstunden gern interessanter Lektüre widmet und Freude hat an echt künstlerischen Illustrationen, die ihm das Gelesene erläutern und die ganze Welt vor Augen führen.

Die hervorragendsten Autoren der Gegenwart bilden den Mitarbeiterkreis des „Buches für Alle". Die Romanliteratur ist u. a. vertreten durch:

P. E. v. Areg — Johannes Emmer — Claire v. Glümer — Ludwig Habicht — L. Haidheim — Georg Hartwig — Fr. Jacobsen — A. O. Klaußmann — Balduin Möllhausen — Reinhold Ortmann — Alexander Römer — Leopold v. Sacher-Masoch — Schmidt-Weißenfels — Ad. Streckfuß — A. G. v. Suttner — E. v. Waldow — F. v. Zobeltitz.

Als Mitarbeiter auf dem Gebiete der Novellen und belehrenden Beiträge betheiligen sich:

A. Amlacher — Christian Benkard — Rudolf Bergner — Franz Eugen — Silvester Frey — Otto Girndt — L. Haschert — J. Heimwahl — Ernst Otto Hopp — Felix Lilla — F. Meister — E. Merk — Hanns v. Spielberg — A. Stelzner — Paul Tunsch — Theodor Winkler u. A.

Abonnements nimmt jede Buchhandlung oder Journal-Expedition, sowie jeder Colporteur 2c. entgegen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

K. F. Beckers Weltgeschichte

erscheint soeben in **dritter Auflage**

Niobe.
Statue in Florenz.

neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt
von
Prof. Wilh. Müller.

Tausend Illustr. u. Karten.
66 Lieferungen zum Preise von je 40 Pf.

So viele neue und zum Teil wertvolle Bearbeitungen der Weltgeschichte auch im Laufe der letzten Jahrzehnte erschienen, in einer Hinsicht steht das ursprüngliche Beckersche Werk heute noch unübertroffen, ja unerreicht da: in der außerordentlich faßlichen, ansprechenden und fesselnden Darstellung, welche die gesamte Weltgeschichte mit der Anschaulichkeit von Wandgemälden vor dem Leser aufrollt und dasselbe zu einem Lieblingsbuche des deutschen Volkes, zu einem Bildungsmittel ersten Ranges für alt und jung gemacht hat. — Diesen Vorzug des berühmten Beckerschen Original-Werkes zu erhalten und unter Berücksichtigung der neuesten Forschungen auf die Höhe der heutigen Geschichtswissenschaft zu bringen, war die Aufgabe, welche der Bearbeiter der vorstehenden Ausgabe, Professor Wilhelm Müller, sich gestellt und welche er glänzend gelöst hat. — Wir empfehlen diese günstige Gelegenheit, eines der ausgezeichnetsten Geschichtswerke (für alt und jung passend) im Wege des allmählichen Bezuges für die Hausbibliothek zu erwerben.

— Die meisten Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen. —

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9709
Umtausch gestattet!

Pierer's Konversations-Lexikon

mit Universal-Sprachen-Lexikon

in 12 Sprachen nach Prof. Kürschners System,

ist gegenwärtig das **beste, empfehlenswerteste** und

billigste

aller Konversations-Lexika. Dasselbe ist bis zum **VIII. Band** fertiggestellt.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Zu beziehen:

in 230 Lieferungen à 35 Pf.,
in 24 geh. Halbbänden à M. 3.25.,
in 12 geb. Halbfranzbdn. à M. 8.50.

Anschaffung durch Teilzahlungen empfohlen!

Prospekte gratis. Abonnements und Probebände durch jede Buchhandlung.

Collection Spemann

*Deutsche Hand- und Hausbibliothek, ca. 300 Werke aller Nationen enthaltend. — **Kataloge gratis** durch jede Buchhandlung und direkt vom Verlage. — Preis des eleg. in Leinwand gebund. Bandes*

Union Deutsche [redacted] t, Berlin, Leipzig.

[redacted] ervation 19!